<36608041780019

<36608041780019

Bayer. Staatsbibliothek

~~N.º 1014~~.
H. Nat. 94. (3, 2
Hist. nat. System. 203.
~~N.º 411~~.

Herrn von Buffons
Naturgeschichte
der
vierfüßigen Thiere.

Zweiter Band.

Mit k. k. Hofcensurfreiheit.

Troppau,
gedruckt bei Joseph Georg Traßler, und im
Verlage der Kompagnie.

1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn von Buffons
Naturgeschichte
der
vierfüßigen Thiere.

II. Band.

der Ziegenbock. Tab. XIII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

die Ziege. Tab. XIV.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

V. Die Ziege *).

Alle Thiergattungen pflegen zwar durch einen gewissen Zwischenraum, dessen Grenzen die Natur selbst nicht überschreiten kann, von einander abgesondert, dennoch

 aber

*) Capra Hircus Linn. S. N. XII. p. 94. Tragus domesticus, Caper, si castratus. Klein. Quadr. p. 15. Briss. Quadr. p. 38. Bouc & Chevre domestique Hallens Thiere p. 302. Hircus & Capra domestica Gesn. Quadr. Fig. p. 270. Ic. Quadr. p. 17. Aldrov. Quadr bisulca p. 619. fig. 635. Jonst. Quadr. p. 46. T. 26. 27. Capra domestica Raj. Quadr. p. 77. n. 1. Sloan. Jam. Vol. II. p. 328. Caper. Capra Rzac. Hist. Nat. Pol. p. 239. Ejusd. Auctuar. p. 331. Hircus domesticus Charlet. Exerc. p. 9. Hoedus Gesn. Quadr.

aber einige durch eine so große Menge von Beziehungen einander ähnlich zu seyn, daß man zwischen ihnen kaum den Raum zu einer nöthigen Scheidungslinie wahrnehmen kann. Sobald wir also diese nahe verwandte Gattungen zusammen vergleichen, und in Absicht auf uns näher betrachten, findet man, daß einige für uns von vorzüglichem Nutzen sind, die andern aber nur auf den Nothfall dienen, in Ermangelung der ersten ihre Stelle zu vertreten, und uns gleichen Vortheil, als jene, zu stiften. So könnten wir z. B. den Esel fast eben so gut, als das Pferd,

und,

Quadr. p. 314. Chevre privée ou domestique Kolbe T. III, 38. Der Ziegenbock heißt bei den Franzosen Bouc, lateinisch Hircus, in der Jugend Hoedus, Chald. Ize. Hebr. Gdhies, Griech. Τράγος, Arab. Maez, Sarazen. Anse, Persisch Busan, Span. Cabron, in der Jugend Cabrito, Ital. Beccho, jung Cavretto, Illyr. Kozel, Pohln. Koziel, Schwed. Get, Engl. Gote - Bucke, jung Kydd, Holl. Bok.

Die Ziege oder Geise wird im Franz. Chevre, in der Jugend Chevreau, im Lat. Capra, im Chald. Eza, im Griech. Αἴξ, im Arab. Schaah, im Persischen Buz, im Span. Cabra, im Ital. eben so, im Illyrischen oder Dalmatischen Koza, Holl. Geit, im Engl. Goat, die jungen aber im Deutschen Zickel genennet

M.

und, wenn es uns an Schafen zu fehlen anfienge, die Ziegen an ihrer Stelle gebrauchen. Die Ziege versorgt uns eben so wohl, und fast noch reichlicher mit Milch, als das Schaf, sie liefert uns eben so häufigen Talg, und ihr Haar, ob es gleich etwas gröber, als die Schafwolle zu seyn pfleget, giebt eben so gute Zeuge, als diese. Ihr Fell steht in einem höhern Preis, als die Schafhäute, und man weiß, daß auch das Fleisch junger Ziegen dem Hammelfleisch im Geschmack wenig oder nichts nachgebe u. s. w. Man bemerkt an dergleichen für den Nothfall dienlichen Geschlechtern, daß sie es den Hauptgeschlechtern mehrentheils an Härte und Stärke zuvor thun. Esel und Ziegen sind lange nicht so vieler Aufsicht und Wartung benöthigt, als Pferde und Schafe. Allenthalben finden jene für sich eine schickliche Nahrung; sie genießen mit gleichem Vortheil alle Arten von Pflanzen, groben Gewächsen und sogar von dornichten Sträuchern. Unempfindlicher gegen die rauhe Witterung können sie auch leichter den Beistand der Menschen entbehren. Je weniger sie uns als nothwendig angehören, desto mehr scheint sich die Natur ihrer anzunehmen. Anstatt also sich einzubilden, diese

geringere Geschlechter wären aus den vorzüglichern durch die Ausartung entstanden, oder den Esel sich als ein ausgeartetes Pferd zu denken, hat man vielmehr Ursach zu glauben, das Pferd sey ein zu mehrerer Vollkommenheit gebrachter Esel, das Schaf hingegen eine feinere Art von Ziegen, die wir durch sorgfältige Wartung verbessert, und um unsrer eignen Bequemlichkeit willen so stark vervielfältiget haben; oder die vollkommensten Geschlechter, besonders von Hausthieren, wären aus den weniger vollkommenen wilden, ihnen am nächsten verwandten Geschlechtern entstanden; weil die Natur allein unmöglich so viel, als in der Vereinigung mit den menschlichen Bemühungen, auszurichten vermögend ist.

Dem unerachtet ist die Ziege doch ein besonderes, und von den Schafen wohl noch stärker, als das Pferd vom Esel, unterschiedenes Geschlecht. Zwar beleget ein Ziegenbock das Schaf eben so gern, als der Esel die Stute, und ein Widder hält sich zur Ziege so gut, als der Hengst zur Eselin. Ob sich aber wohl dergleichen Begattungen oftmals zutragen, und vielmal fruchtbar ablaufen, so hat man daraus doch niemals Mittelgattungen zwischen Ziegen

gen und Schafen entstehen gesehen. Vielmehr bleiben es immer ein Paar von einander merklich in gleichem Grad unterschiedene Geschlechter. Es ist also durch die mannigfaltige Vermischung derselben im Grunde nichts verändert worden. Anstatt neuer Mittelgattungen von Thieren entstanden vielmehr lauter einzelne Verschiedenheiten, welche in keines von den ursprünglichen Geschlechtern einen merklichen Einfluß hatten, und vielmehr die Wirklichkeit des Unterschiedes ihrer eigenthümlichen Geschlechtsmerkmale bestätigten.

Indessen giebt es Fälle, wo es uns unmöglich ist, entweder diese Merkmale unterscheiden, oder ihre Verschiedenheiten zuverläßig angeben zu können. In vielen andern Fällen müssen wir unser Urtheil gänzlich zurückhalten, in unzähligen andern sind wir gar nicht vermögend, es zu einer deutlichen Einsicht zu bringen. Wenn auch die Ungewißheit, in welcher uns die von unsern Vorfahren aufgezeichnete und einander widersprechende Nachrichten gelassen, oder die Unzuverläßigkeit nicht mit in Anschlag gebracht würde, die noch in den vernachläßigten Beobachtungen mancher Naturforscher herrschet, so hätte man doch noch ein großes Hinderniß im Fortgang un-

serer Kenntnisse in der unvermeidlichen Unwissenheit zu bestreiten, worin wir uns in Ansehung so vieler Vorfälle befinden, welche die Zeit allein unsern Augen unmöglich darstellen konnte, und welche sogar unsern Nachkommen erst durch öftere Gegeneinanderhaltung wiederholter Beobachtungen und Erfahrungen in einem deutlichern Licht erscheinen werden. Bis dahin müssen wir uns gefallen lassen, im Finstern zu tappen, und schüchtern zwischen Vorurtheilen und Wahrscheinlichkeiten herumzuirren, oftmals noch wegen der Möglichkeit gewisser Begebenheiten in Zweifel zu stehen, und alle Augenblicke die Meinungen der Menschen mit den eigentlichen Wirkungen der Natur zu verwechseln. Es fehlt uns nicht an bestätigenden Beispielen. Wir dürfen sogar nicht einmal von unserm Gegenstand abgehen, um eines zu finden. Vom Bocke selbst ist ja bekannt, daß er sich mit dem Schafe paaret, und Junge zeuget. Niemand aber hat uns noch gesaget, ob aus dieser Vermischung ein unfruchtbares Mittelthier oder ein Thier entspringe, das zur künftigen Fortpflanzung seiner Gattung fähig sey. So wissen wir auch, daß der Widder sich allenfalls zu einer Ziege hält; ob sie aber etwas, oder was für ein Ge-

schöpfe sie mit einander zeugen? das können wir hier so wenig, als im ersten Falle bestimmen. Man hält gemeiniglich dafür, daß alle solche Mittelthiere, die aus der Vermischung zwo unterschiedener Gattungen entstehen, völlig unfruchtbar sind, weil sowohl die von einem Esel und einer Stute, als die von einem Hengst und einer Eselin erzeugten Thiere weder unter sich selbst, noch mit den Gattungen, von welchen sie entsprungen waren, etwas schienen hervorbringen zu können *). Diese Muth-

*) Uiber diesen Punkt hat die Berliner Akademie der Wissenschaften, wie die Gaz. Salut. 1772. Nro. 42. p. m. 335. meldet, ein Schreiben vom Hrn. von Nort aus dem französischen Vorgebirge vom 26sten Mai 1769 datirt, erhalten, worin eines Maulthieres gedacht wird, das einen jungen Maulesel zur Welt gebracht hatte, welchen Vorfall wir bei den hiesigen Maulthieren des königlichen Stalles gar nicht mehr seltsam finden. „Man brachte, heißt es daselbst, gestern eine „Mauleselin vor mich, welche für krank gehalten wurde. Ich dachte anfänglich, sie möchte „von giftigen Kräutern etwas genossen haben, „und fieng an, das Thier näher zu betrachten. „Außer einer starken Ausspannung des Leibes „fand ich, daß etwas Darmähnliches aus der „Gebährmutter hervorgieng. Sogleich ließ „ich einen Hufschmied kommen, der, als er „das Thier auf die Erde warf, um ihm die nöthigen Mittel beizubringen, sowohl die Mutter als den jungen Maulesel stark verletzte.

„Doch

Muthmaßung beruht aber vielleicht auf einem seichten Grund. Die Alten bestehen darauf, ein Maulesel werde im siebenten Jahre zur Zeugung geschickt und fähig, eine Stute mit Vortheil zu bespringen *).

Sie

„ Doch wurde dieser noch lebendig, und an allen „ Theilen des Körpers wohlgebildet zur Welt ge„ bracht. Er war mit außerordentlich schwar„ zen Haaren bewachsen, hatte sehr lange Oh„ ren, und war mit einem Wort ein ordentli„ cher junger Maulesel; er starb aber nach Ver„ lauf einer halben Stunde, weil der Schmied, „ indem er der Mutter die Geburt erleichtern „ wollte, dem jungen Maulesel beide Schultern „ zerbrochen hatte. Die Mauleselin war eben„ falls stark verletzet, und blieb, nachdem sie „ geworfen hatte, kaum noch 13 oder 14 Stun„ den am Leben. Aller Vermuthung nach war „ dies junge Thier von einem Esel erzeugt wor„ den, weil ich einige Hengste davon zu halten „ pflege; da ich aber auch Maulesel habe, die „ nicht geworfen oder geschnitten worden, so „ läßt sich nicht gewiß bestimmen, ob die Be„ fruchtung durch einen Esel oder durch ein „ Maulthier geschehen sey." Diese Geschichte dient wenigstens zu einem Beweis, daß die Alten Recht hatten, wenn sie vorgaben, die Mittelgattungen von Thieren können auch zuweilen ihres Gleichen wieder hervorbringen, und wären also nicht für ganz unfruchtbar zu halten.

M.

*) Mulus ſeptennis implere poteſt & jam cum equâ conjunctus Hinnum procreavit. Ariſt. H. Anim. L. IV. Cap. XXIV.

Sie behaupten, eine Mauleselin könne zwar trächtig werden, aber die Frucht nicht ganz zu ihrer Vollkommenheit bringen *). Man sollte daher vorzüglich darauf bedacht seyn, dergleichen Begebenheiten in der Natur entweder zu bestätigen, oder die Unmöglichkeit solcher Vorfälle begreiflich zu machen, um die Dunkelheit aufzuklären, welche sie noch immer über den wesentlichen Unterschied und über die Theorie der Zeugung verbreiten.

Uiberdies kennen wir zwar die Arten derjenigen Thiere sehr genau, die wir in der Nähe haben, wir können aber nicht bestimmen, was aus einer Vermischung derselben mit ausländischen Thieren erzeugt werden möchte. Von den sogenannten Maulochsen, oder von Thieren, die aus der Vermischung einer Kuh mit einem Esel, oder einer Stute mit einem Ochsen entspringen **), haben wir noch sehr dunkle Be-

*) Itaque concipere quidem aliquando mula potest, quod jam factum est; sed enutrire atque in finem perducere non potest. Mas generare interdum potest. Aristot. de Gener. Animal. Libr. II. Cap. VI.

**) Man lese im ersten Theil von den vierfüßigen Thieren S. 306. die Anmerk. *)

M.

Begriffe. Ob sich ein Waldesel oder Zebra mit einem Pferd oder Esel vermehren könne, ist uns noch gänzlich unbekannt. Eben so wenig sind wir überzeugt, ob das breitschwänzige Thier, welches mit dem Namen des barbarischen Schafes *) belegt worden, mit unserm Schafe sich paaren könne, ob der Gems nicht eine wilde Ziege, oder durch eine Vermischung mit unsern Ziegen eine Mittelgattung von beiden zu erzeugen fähig sey? Ob die Affen wirklich von einander so stark, als es scheint, unterschieden sind, oder, wie die Hunde, nur aus einem einzigen Geschlecht bestehen, das blos durch eine Menge unterschiedener Arten sich auszeichnet? Ob der Hund fähig ist, mit einer Füchsin oder Wölfin, der Hirsch mit einer Kuh, die Hindin mit einem Damhirsch u. s. w. sich fruchtbar zu begatten? Wir leben, wie gesagt, in Absicht aller dieser Vorfälle, in einer gleichsam erzwungenen oder nothwendigen Unwissenheit, weil die Versuche, welche hierin etwas Entscheidendes lehren könnten, weit mehr Zeit, Sorg-

*) Linn. S. N. XII. p. 97. Ovis laticauda. La Brebis à large queuë. s. Hallens Thiere 1. B. p. 301. Jonst. Tab. 23.

M.

Sorgfalt und Aufwand erfordern, als das kurze Leben und eingeschränkte Vermögen eines Privatmannes darauf zu wenden erlaubet. Ich habe vordem unterschiedene Jahre hindurch Versuche dieser Art angestellet, wovon ich bei der Beschreibung der Maulthiere ausführliche Nachricht ertheilen werde. Vorläufig muß ich aber bekennen, daß ich durch alle diese Versuche nicht viel klüger, und bei den meisten in meinen Hofnungen getäuschet worden.

Inzwischen scheinet von diesen Umständen unsere ganze Kenntniß von den Thieren, die genaue Eintheilung ihrer Gattungen, die vollkommene Einsicht in ihre Geschichte, sogar die Art, wie diese geschrieben und abgehandelt werden muß, lediglich abzuhängen. Da es uns aber in diesem Fall einmal an den unentbehrlichsten Kenntnissen fehlet, da es in Ermangelung der nöthigen Erfahrungen unmöglich ist, Aehnlichkeiten festzusetzen, und richtige Schlüsse darauf zu gründen; so ist es wohl am sichersten, Schritt vor Schritt zu gehen, jedes Thier für sich zu betrachten, alle diejenigen aber für besondere Gattungen, die sich nicht vor unsern Augen vermischen, folglich ihre Geschichte in besondern Artikeln, doch mit dem Vorbehalte,

zu beschreiben, daß wir da, wo eigne oder fremde Erfahrungen uns mehr Licht ertheilen, einige dieser Artikel gleichsam in einen zusammen schmelzen.

Hieraus läßt sich der Grund abnehmen, warum wir hier blos der zahmen Schafe und Ziegen gedenken, ob es gleich noch viel andere Thiere giebt, welche beiden Geschlechtern sehr ähnlich sind *). Wir sind

*) Von den Schafen haben wir bereits im ersten Band S. 395. angezeiget, welche fremde Gattungen von den Hrn. von Linné und Brisson dahin gerechnet werden. Unter das Geschlechte der Ziegen und Böcke bringt erster, außer

a] der gemeinen Ziege oder dem zahmen Ziegenbock Capra, Hircus *Linn.* S. N. XII. p. 94. Hircus et Capra domestica Le Bouc et la Chevre domestique Briss. Quadr. p. 38. auch β) die angorische Ziege, als eine Abänderung. Capra angorensis *Linn.* ib. β) Chevre d'Angora. Briss. l. c. p. 39. Tourn. voy. du Levant. Tom. II. *p.* 463.

b) den Steinbock. Capra Ibex. *Linn.* l. c. *p.* 95. Hircus ferus Bellon. obs. 20. Dama veterum Klein. Quadr. p. 16. Bouc - estain. Briss. l. c.

c] die Syrische Ziege. Capra mambrica Linn. l. c. Capra Syriaca Gesn. et Prosp. Alp. *La* Chevre de Syrie. Briss. l. c. p. 47.

d] die

sind wenigstens noch ungewiß, ob die ausländische Gattungen mit unsern einhei-

d] die Gemse. Capra Rubicapra *Linn.* l. c. *Le* Chamois ou l'Yzard. Briss. l. c. p. 41. Brisson l. c. p. 42. fügt dieser noch die siberische Gemse aus dem IVten Bande der Nov. Comment Petropol. p. 388. bei, die von ihm Chamois de Siberie, von den Kalmucken Argali genennet wird.

e) Zwei Arten amerikanischer Zwergböcke mit aufliegenden und aufrechtstehenden Hörnern. Capra depressa et reversa Linn. l. c. Petit Chevre d'Amerique et Petit Chamois d'Amerique. Briss. l. c. p. 41. Der letzte heißt auch die amerikanische Gemse.

f) die egyptische Gazelle. Capra Gazella Linn. l. c. p. 96. Elan. Kolb. *La* Gazelle des *Indes* Briss. l. c. p. 43.

g] die Gazelle mit gewundnem Horn oder Hirschbock. Capra Cervicapra *Linn.* l. c. p. 96. Strepsiceros Gesn. La Gazelle. Briss. p. 44.

h) den Bezoarbock. Capra bezoardica *Linn.* *l.* c. Capri-Cerva Kaempf. La Gazelle du Bezoar. Briss. *l.* c.

i) die afrikan. Gazelle oder lybische Ziege. Capra Dorcas *Linn.* l. c. La Gazelle d'Afrique. Briss. l. c. p. 45. Knorr Delic. Nat. Tom. II. Tab. Kv. f. 3. p. 105.

k) die unbärtige tartarische Ziege oder Steinbock. Capra tartarica Linn. l. c. p. 97. Le Bouceltain sans Barbe. Ibex imberbis Briss. *l.* c. *p.* 40.

heimischen wirklich neue Arten hervorbringen würden. Daher müssen wir sie mit Recht so lange wie besondere Gattungen betrachten, bis uns die Erfahrung lehret, daß einzelne Thiere von jeder dieser fremden Gattungen sich mit unsern gemeinen vermischen und andern Thieren das Daseyn geben könnten, die einer fernern Zeugung untereinander fähig wären. Da nun dieser Charakter allein das wesentliche von dem, was ein Geschlecht heißet, so wohl bei Thieren, als Pflanzen ausmachet, so muß er auch, bei Festsetzung eines Geschlech-

l) die oriental. oder siberische Ziege Capra Ammon Linn. *l.* cit. Tragelaphus bell. La Chevre du Levant. Briss. l. c. p. 46.

Hr. Brisson rechnet auch zu diesem Geschlechte noch:

m] den hochgehörnten Widder oder das kretische Schaf. La Chevre de Crete. Aries s. Ovis cretensis Jonst. d. 45 welches beim Ritter unter dem Namen Ovis Strepsiceros *p.* 98. den Schafen beigesellet worden. Außerdem hat er bei den Ziegen auch noch

n. o] eine Gazelle und eine Ziege aus Neuspanien unter den Namen Gazelle de la nouv. Espagne. Tam macame Jonst. p. 63. und La Chevre de la Nouv. Espagne oder Mazame angeführt S. l. c. p. 46. 47. M.

schlechtes allemal zum Grunde geleget werden können.

Die Ziege ist schon ihrer Natur nach belebter und erfindungsreicher, als das Schaf. Sie nähert sich ohne Bedenken dem Menschen und ist leicht an seinen Umgang zu gewöhnen. Seine Liebkosungen machen auf sie die angenehmsten Eindrücke und pflegen ihr bald eine Art von Ergebenheit einzuflößen. Außerdem ist auch die Ziege stärker, flüchtiger, schlanker, und viel beherzter, als das Schaf. Bei vieler Lebhaftigkeit ist es ihr eigen, zugleich trotzig und geil zu seyn, auch überall herum zu schweifen. Es ist höchst mühsam, sie zu leiten und bei der Heerde zu erhalten. Ihr Geschmack treibet sie mehr nach den Einöden, wo es ihre Lust ausmachet, auf steilen Anhöhen herum zu klettern, auf den Gipfeln der höchsten Felsen, an den Rändern der steilesten Abgründe sich zu lagern und wohl gar daselbst ruhig zu schlafen. Auf die Gesellschaft ihres Mannes ist sie ungemein begierig; sie nimmt seine Liebkosungen mit erhitzter Sehnsucht an und pflegt nicht lange nach vorhergegangener Paarung ihre Jungen zu werfen. Ihre dauerhafte Natur ist ihr behiflich, mit wenig und leich-

leichter Kost sich zu begnügen. Unter allen Arten von Kräutern finden sich nur sehr wenige, die einer Ziege nicht schmecken oder wohlbekommen sollten. In so fern indessen das Temperament einen merklichen Einfluß in das Naturell der Thiere hat, läßt sich in dieser Absicht unter den Ziegen und Schafen kein wesentlicher Unterschied entdecken. Beide Geschlechter von Thieren, deren innerer organischer Bau sich beinahe vollkommen gleichet, wachsen, nähren und vermehren sich fast auf einerlei Weise. So gar in Ansehung ihrer Krankheiten pflegen sie viel mit einander gemein zu haben. Es giebt nur wenige Schafkrankheiten, von welchen die Ziege nie befallen wird. Von der großen Hitze hat eine Ziege lange nicht so viel, als ein Schaf, zu fürchten. Sie schläft gern unter den Einflüssen der heißesten Sonnenstralen, ohne davon krank, drehend oder schwindlich zu werden. Gewitter können ihre Herzhaftigkeit nicht erschüttern, und Regengüsse pflegen sie nicht aus ihrer Fassung zu bringen. Nur der Kälte suchen sie nach Möglichkeit auszuweichen. Von ihren äußerlichen Bewegungen haben wir bereits erinnert, daß sie nicht so wohl nach der Bildung des Körpers, als vielmehr nach der Stärke desselben und nach den un-

terschiedenen Bedürfnissen des Hungers und anderer Begierden eingerichtet, und aus diesem Grunde lange nicht so abgemessen, auch bei den Ziegen allemal weit lebhafter, als bei den Schafen, sind. Von der Ungleichheit ihrer Handlungen läßt sich leicht auf die Unbeständigkeit des Naturells einer Ziege schliessen. Bald geht sie und steht wieder stille, bald läuft, bald hüpft und springet sie. Jezt fällt es ihr ein, sich uns zu nähern, gleich darauf aber, wieder fort zu laufen. Indem sie eben sich zeiget, verbirgt sie sich wieder oder entfliehet; alles nach ohngefähren Einfällen. Uiberhaupt bestimmt blos die wunderliche Lebhaftigkeit ihrer innern Regungen die Seltsamkeit ihres abwechselnden Betragens. Die biegsamsten und geschmeidigsten Werkzeuge nebst dem ganzen Vorrathe der Nerven ihres Körpers, sind kaum vermögend, dem ganz besondern Muthwillen und Ungestüm aller Bewegungen eines dergleichen Thieres Genüge zu thun.

Es ist aus Erfahrungen bekannt, daß alle Ziegen den Menschen von Natur zugethan sind, und nicht einmal in öden Gegenden eine merkliche Wildheit annehmen. Im Jahr 1698. als ein englisches Schiff

an der Insel Bonavista landete, kamen zween Schwarze an Bord, um den Engelländern unentgeltlich so viel Böcke anzubiethen, als ihnen mit sich zu nehmen belieben würde. Der Schifskapitän äußerte über ein so unerwartetes Anerbiethen seine Verwunderung, die sich aber bald verlohr, da er von den Schwarzen erfuhr, daß auf der ganzen Insel mehr nicht, als 12 Personen sich aufhielten, welche von der auwachsenden Menge der Ziegen und Böcke wirklich überlästigt würden. Man fügte hinzu, daß es gar nicht schwer hielte, sie zu greifen, weil sie, gleich andern Hausthieren, den Menschen hartnäckig folgten. *)

Der Bock ist schon am Ende des ersten Jahres, die Ziege in einem Alter von 7 Monaten, fähig zur Zeugung. Die Frucht einer so frühzeitigen Vermehrung pflegt aber allemal schwach und mangelhaft zu seyn. Daher ist man darauf bedacht, beide wenigstens 18 Monate bis 2 Jahre alt werden zu lassen, ehe man sie zusammen bringet. Der Bock ist ein ziemlich artiges, ungemein lebhaftes und sehr hitziges Thier. Ein einziger ist auf zween oder drei Monate

nate

*) S. Hist. générale des Voyages Tom. I. p. 518.

nate lang hinreichend, eine Heerde von mehr als hundert und funfzig Ziegen zu befruchten. Diese abmattende Hitze kann aber bei ihm nicht leicht über drei oder vier Jahre dauern. Im fünften oder sechsten Jahre sind solche Thiere schon ausgemergelte Greise. Zu einem Zuchtbock muß also ein junger wohlgewachsener oder ein zweijähriger Bock von großem Wuchs, kurzem fleischigem Hals, kleinem Kopf, herabhängenden Ohren, dicken Oberschenkeln, starken Füssen, schwarzen, dicken und weichen Haaren, langem und starkem Bart, ausgesuchet werden *).

Bei den Ziegen kostet es weniger Schwierigkeit, eine Wahl zu treffen. Doch hält man diejenigen für die besten, die einen langen Leib, ein breites Kreuz, derbe

*) Vom Widder oder Schafbock (S. I Band S. 302.) unterscheidet sich der Ziegenbock durch die Form des Kopfes, durch die Länge und Richtung der Hörner, durch die Dicke der Beine, durch die Beschaffenheit der Haare und Verschiedenheit seiner Länge. Der Ziegenbock ist am untern Kinn mit einem ansehnlichen Barte, auf dem Hals und Rücken aber, bis an den Schwanz mit einer Mähne versehen. Die Größe des Bockes ist fast eben so mancherlei, als die Größe des Widders.

Oberschenkel, einen leichten Gang, starke Euter, lange Striche, auch lange dichte Haare haben. *) Die Zeit, wo sich ihr Vermehrungstrieb reget, fällt gemeiniglich in den September, Oktober und November oder in den Herbst- Wein- und Wintermonat. Wenn sie aber auch zu andern Zeiten ein Weilchen in Gesellschaft eines Bockes zubringen, so lassen sie sich gar bald bereit finden, ihn anzunehmen, ohne sich an erwähnte Monate zu binden. Sie können daher in allen Jahreszeiten sich paaren und vermehren. Im Herbste pflegen sie aber am sichersten trächtig zu werden. Man giebt auch noch aus der besondern Ursache dem Herbst- und Wintermonat einen Vorzug, weil es gut ist, wenn die junge Ziegen

*) Bei den meisten Ziegen, auch bei manchen Böcken, findet man vor dem Halse zwo Verlängerungen der Haut, welchen man den Namen der Eicheln [Glands], in einigen Gegenden auch der Glöckchen [S. Tab. XIV. lit. A.] gegeben. Gemeiniglich befinden sie sich zween Zoll unter dem untern Kinnbacken und stehen anderthalb Zoll aus einander, haben etwa zween Zoll in der Länge und einen Zoll im Umfang, sind auch, gleich den andern Theilen, mit Haaren bedeckt. Sie entstehen blos aus der Haut, und pflegen länger nicht, als bis auf 3 Zoll zu wachsen.

M.

gen, so bald sie anfangen zu weiden, gleich zartes aufkeimendes Gras antreffen.

Die Ziegen tragen fünf Monate und pflegen im sechsten ihre Jungen zu bringen. Diesen erlauben sie, einen Monat oder 6 Wochen zu saugen *); folglich hat man etwa sechs und einen halben Monat von der Zeit an zu rechnen, wo die Ziege belegt wurde, bis auf den Zeitpunkt, wo die junge Ziege zu weiden anfangen kann.

In der Gesellschaft von Schafen sind sie beschwerlich zu hüten, weil sie fast nie bei der Heerde bleiben, sondern immer voran laufen. Es ist also viel besser, sie allein auf grüne Hügel zu treiben, weil ihnen die Höhen und steile Berge vorzüglich angenehm sind. So viel als ihnen Futter nöthig ist, finden sie leicht in Büschen, Brachfeldern, ungebauten Gegenden und unfruchtbaren

*] Wenn sie mehr als ein Zickel bringen, pflegt man ihnen das größte und beste zu lassen, das andere hingegen einer andern Ziege zu übergeben, welches, die Mutter zu schonen und eine schöne Heerde zu erhalten, sehr nothwendig ist. Außer der Milch, welche die Zickel im Uiberfluß haben müssen, füttert man sie auch mit allerlei Kräutern, mit Erlensaat u. s. w. M.

Plätzen. *) Von angebauten Feldern, vom Getreide, von Weinbergen und Waldungen muß man sie so viel als möglich ist, entfernen, weil sie an den jungen Holzschlägen große Verwüstungen anrichten können, auch durch begieriges Abnagen der zarten Rinden und junger Schößlinge verursachen, daß fast alle von ihnen benagte Bäume ausgehen **).

Feuchte Gegenden, sumpfichte Wiesen und fette Weide gereichen ihnen offenbar zum

*) Wilde Kastanien sind, wegen ihrer Bitterkeit, für die Ziegen ein gesundes und schmackhaftes Fressen, besonders dienen sie denselben zur Vermehrung der Milch und können ihnen in dieser Absicht mit Vortheil vorgeleget werden. S. Hannöv. Magaz. 70. p. 229.

So gar die Wolfsmilch, welche sie nach Herrn Pr. Schrebers Erfahrung gerne genießen, pflegt ihnen, statt schädlich zu seyn, zu einer guten Purganz zu dienen. S. dessen Samml. verm. Schriften 2c. V Th. p. 243. M.

**) Ein englischer Landwirth ist aus diesem Grund auf den Einfall gerathen, den Ziegen die Vorderzähne auszubrechen, um seine Bäume zu sichern. Die Schweden zerschneiden ihnen eine Sehne am Hinterfusse, um das Uiberspringen zu verwehren. Letzteres ist ungleich besser, weil dadurch dem Thiere die Verdauung nicht gestöret wird. S. Beckmanns phys. ökon. Bibl. I B. S. 185. M.

zum Schaden. In ebenen Gegenden pflegt man daher selten Ziegen zu halten. Man hat gesehen, daß sie daselbst schlecht gedeihen und ein schlechtes, unschmackhaftes Fleisch ansetzen. In den meisten warmen Himmelsstrichen werden große Heerden von Ziegen gehalten, die aber niemals in einen Stall kommen. In Frankreich müßten sie bei der Strenge des Winters unter freiem Himmel des Todes seyn *), wenn sie nicht unter Dache gehalten würden. Im Sommer können sie die Streue gar wohl entbehren; im Winter ist sie aber nothwendig, und muß oft erneuert werden, damit sie nicht auf ihrem Miste liegen, der ihnen, wie alle Feuchtigkeit, sehr nachtheilig seyn würde.

Man bringt sie gerne so früh als möglich auf die Weide. Das bethaute Gras, welches den Schafen ein Gift ist, thut bei den Ziegen die herrlichste Wirkungen. Um ih-

*) Die norwegischen und schwedischen Ziegen können schon mehr Kälte vertragen, weil sie den ganzen Winter im Walde gehen und kaum vier Tage, nachdem sie geworfen haben, geschonet werden. Ob aber diese harte Lebensart auch dienlich sey, gute Art in Absicht auf die Milch und Haare zu erhalten, daran ist billig zu zweifeln. M.

ihrer Ungelehrigkeit und ihres beständigen Herumschweifens willen ist auch der stärkste und flüchtigste Mensch nicht im Stande, mehr als höchstens funfzig Ziegen zu hüten. Wenn es schneiet und reifet, pflegt man sie nicht auf die Weide zu führen, sondern vielmehr im Stalle mit Kräutern und im Herbste gesammleten kleinen Reisern oder mit Kraut, Rüben und andern Hülsenfrüchten zu füttern *). Je mehr sie fressen, desto reichlichere Milch hat man von ihnen zu erwarten. Um sich dieses Vortheils desto länger und in desto größerm Uiberfluß bedienen zu können, giebt man ihnen viel zu saufen und mischet bisweilen ein wenig

Sal-

*) Das Laub von Birken und andern Bäumen, das im September abgestreift und an der Sonne getrocknet worden, muß ihr gewöhnliches Futter seyn. Kräuter, Kohl, Rüben und Linsen geben ihnen ebenfalls gute Nahrung. Die Heiden sind für Ziegen die beste Weide. Sie fressen allerlei, sowohl dürre, als frische Blätter und Kräuter. So gar an Dornen und Brombeerstauden wissen sie etwas nahrhaftes zu finden und pflegen auch den Schierling und Schlangen gelegentlich zu genießen (S. von Linne vollst. Natursyst. I B. p. 405.) Flohkraut, insonderheit aber die Blätter und Frucht vom Spindelbaume, sind für diese Thiere tödtliche Gewächse. Zu viel Eicheln verursachen ihnen Schmerzen und machen daß sie leicht unzeitig werfen. S. Abilgard am angef. Orte p. 244. M.

Salpeter oder Salz unter das Wasser *). Vierzehn Tage nachher, wenn sie gezickelt haben, kann man sie zu melken anfangen. Vier bis fünf Monate hindurch können sie uns Abends und Morgens mit reichlichem Vorrathe von Milch versorgen.

Gewöhnlicher Weise bringt eine Ziege nur ein Junges, bisweilen zwei, selten drei, niemals aber mehr, als viere **). Der Zeitpunkt ihrer Fruchtbarkeit reicht vom ersten oder von anderthalb Jahren bis zum siebenten Jahr ihres Lebens. Beim Bocke würde blos eine mehrere Schonung erfordert, um ihn bis zu eben diesem Alter, und wohl noch länger, zur Zeugung tüchtig zu erhalten. Gemeiniglich aber pflegt er nach dem fünften Jahre diese Fähig-

*) Da man sie oft an Mauern und Felsen, wo Salz ist, lecken siehet, so läßt sich heraus schließen, daß bei ihnen das Salz unter die gewöhnlichen Bedürfnisse zu rechnen, auch allem Ziegenvieh sehr zuträglich sey.

M.

**) Indessen versichert Bankroft in seiner Naturgeschichte von Guiana p. 73. die guianische Ziegen wären so fruchtbar, daß man bei einem Wurf gemeiniglich 3, 4 bis 5 junge Ziegen erhielte.

M.

higkeit gänzlich zu verlieren. Er wird alsdann abgeschaffet und mit alten Ziegen oder jungen Böcken gemästet, welche letztere man gleich nach dem ersten halben Jahre schneidet, um ihnen zu einem saftigen und zärterm Fleische behilflich zu seyn.

Sie werden eben so, wie die Schöpse gemästet. Man bemühet sich aber, auch bei der besten Fütterung, vergebens, ihrem Fleisch den reinen Geschmack des Schöpsenfleisches zu verschaffen; es müßte dann in den hitzigsten Himmelsstrichen seyn, wo das Schöpsenfleisch, selbst einen schlechten Geschmack hat. Der starke Geruch des Bockes ist nicht so wohl von seinem Fleisch, als von seinem Felle herzuleiten. Ob gleich diese Thiere gar wohl zehn bis zwöl Jahre leben könnten, so läßt man sie doch nicht gern alt werden, weil ihr Fleisch mit dem zunehmenden Alter immer unschmakhafter wird *). So bald sie demnach auf-

*) Sonst gelangen sie, nach Lord Ansons Reisen um die Welt, zu einem ziemlich hohen Alter. Ein gewisser Schotte, Selkirk, der auf dem Eilande Juan Fernandez zurück gelassen worden, bis ihn ein anders Schiff wieder mitgenommen, erzählet, er habe oft mehr Ziegen, als er gebraucht, gefangen, die übrigen an den Ohren gezeichnet und wieder laufen lassen. Lord Ansons Reisegesellschaft, kam etwa

aufhören, ihr Geschlecht fortzupflanzen, pflegt man sie ohne Bedenken abzuschaffen. So wohl die Ziegen, als die Böcke sind gewöhnlich mit Hörnern bewafnet. Man findet nur sehr wenige, denen diese natürliche Waffen fehlen. Die Farben der Haare sind bei diesen Thieren ebenfalls häufigen Abänderungen unterworfen *). Die ganz weißen und ungehörnte Ziegen sollen den größten Uiberfluß von Milch; die schwarzen aber vorzügliche Stärke und Munterkeit oder Dauer haben.

Obwohl diese Thiere fast gar nichts zu erhalten kosten, so gehören sie doch allerdings unter die sehr einträgliche Hausthiere. Man pflegt von ihnen das Fleisch, den Talg, die Haare, und das Fell zu ver-

etwa 32 Jahre nach ihm auf diese Insel. Der erste Bock, den sie bei ihrer Landung tödteten, hatte geschlitzte Ohren. Ein außerordentlicher Bart und andere Merkmale des Alterthums machten an diesem und hernach an mehrern sehr wahrscheinlich, daß eben diese Thiere unter Selkirs Händen gewesen. M.

*) Die gewöhnlichsten sind entweder weiß oder schwarz, oder bund oder lichtgelb S. Abilgards Unterricht von Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen 2c. Kopenh. 1771. S. p. 241.

verkaufen. Ihre Milch ist gesunder und besser, als die Schafmilch. Sie wird von den Aerzten in unterschiedenen Krankheiten angerathen und es lassen sich daraus, weil sie leicht gerinnet, gute Käse machen. Die Sahne darf nicht von derselben abgenommen werden, weil sie nur wenig butterige Theile hat. Die Ziegen lassen sich so gern und so leicht melken, daß auch Kinder, welchen die Milch sehr nahrhaft und gesund ist, gar wohl dieses Geschäfte verrichten können. Sie haben mit Kühen und Schafen die Beschwerde gemein, daß oft Schlangen oder eine gewisse Art von Vögeln, die man unter dem Namen der Ziegensauger *) kennet, sich des

*) Geismelker, Nachtschwalbe, Tageschläfer, Nachtwanderer, Nachtrabe, Nachthabicht, ostind. Fledermaus. Hallens Vögel p. 345. Seeligm. Vögel I. B. T. XVI. III. B. T. XXI. Caprimulgus Linn. S. N. XII. p. 346. Briss. Av. Tom. I. p. 289. Franz. Le Tette-Chevre. Crapaud-volant. Grand Merle. Effrave, Fressaye. Chauche-branche. Die kurze Naturgeschichte und eine Abbildung dieses bemerkenswürdigens Vogels, der seine meiste Benennungen von seiner Lebensart erhalten, findet man im 2ten Jahrg. der hiesigen Mannigfaltigkeiten von S. 11 bis 16. Die Ehre, der Geismelker oder Ziegensauger genennt zu werden, hat wohl dieser Vogel ohnstreitig

des Nachts an ihre Striche hängen und ihnen, wie man behaupten will, die Milch aussaugen.

An den obern Kinnbacken fehlen den Ziegen die Schneidezähne; diese Zähne pflegen ihnen aber im untern Kinnbacken zu eben der Zeit und in eben der Ordnung auszufallen und wieder zu wachsen, die man bei den Schafen beobachtet. Ihr Alter wird aus den Zähnen und Knoten der Hörner beurtheilet. Eigentlich haben die Ziegen keine bestimmte Zahl von Zähnen, gemeiniglich zählet man bei den Böcken mehrere. Man bemerkt an den letztern auch gröbere Haare, längere Bärte und größere Hörner. Diese Thiere haben, wie die Rinder und Schafe, vier Magen, und gehören unter die wiederkäuende Geschöpfe. Ihr Geschlecht hat sich viel weiter, als das

tig der ehemaligen ausgelassenen Neigung zum Fabelhaften zu verdanken. Wir sind überzeugt, Hr. von Buffon habe diesen Umstand selbst für nichts anders, als für eine Fabel der Alten ausgeben wollen. Sonderbar genug ist wohl die Einbildung der Indianer, welche in diesen Vögeln die Seelen ihrer Vorfahren verehren, die ehemals von den Engelländern getödtet worden, weil sich, wie sie behaupten, vor diesem Blutbade nie ein solcher Vogel in ihrem Lande blicken lassen. M.

das Schafgeschlecht verbreitet. Es giebt in unterschiedenen Welttheilen Ziegen, welche den unsrigen gleichen; doch pflegen sie in Guiana und andern heißen Ländern kleiner *), in Rußland aber und in andern kalten Gegenden **) größer, als bei uns zu seyn.

*) Die guianische Ziege zum Beweis ist, wie Bankroft in seiner Naturgesch. von Guiana p. 73. versichert, nicht viel größer als ein europäisches Ziegenlamm. Ihre Hörner sind kurz, schwach und niederwärts gedrücket.
M.

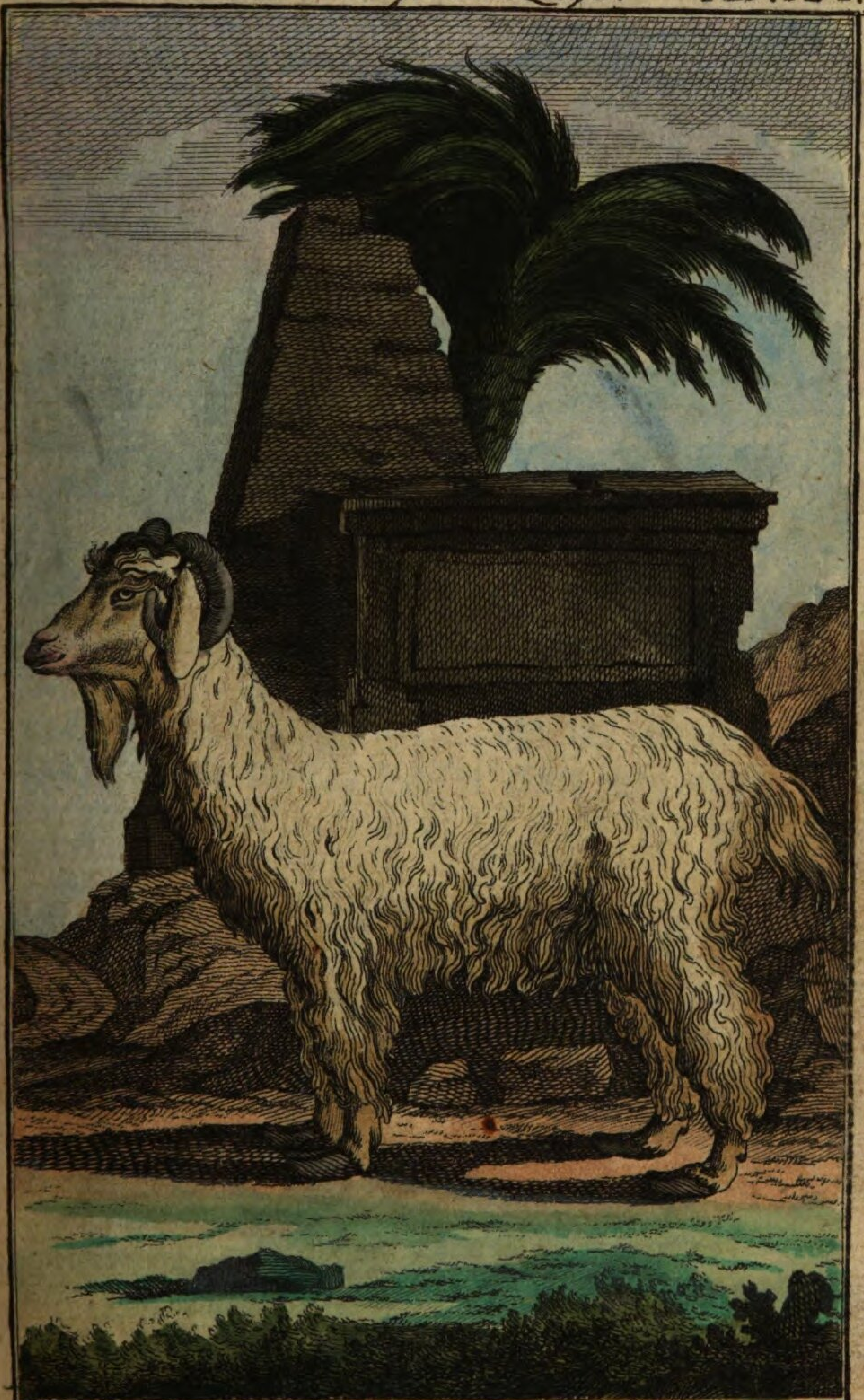
**) Cf Er. Pontoppidans Naturgesch. von Norw. II Theil, *p.* 14. rc.
M.

Der

der Angorische Bock. Tab. XV.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

die Angorische Ziege. Tab. XVI.



Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

Der angorische Bock und Ziege.
(15 und 16 Tafel.)

Die angorische *) und syrische Ziegen mit lang herabhängenden Ohren gehören zu der Gattung der unsrigen, weil sie mit einander, sogar in unsern Himmelsstrichen, sich vermischen und Junge hervorbringen **). Das Männchen hat fast eben so lange, doch anders gedrehte und gewundne Hörner, als der gemeine Bock. Sie breiten sich in einer wagerech-

*) S. Die Anmerk. *) S. 16. lit. a.

**) Die Engelländer und Holländer haben diese Gattung auch bei sich mit gutem Erfolge fortgepflanzt. Es wäre zu wünschen, daß ihnen hierin die Deutschen auch nachahmen mögten, weil man sich von dieser angorischen Art so merkliche Vortheile zu versprechen hat. Sie weiden an den magersten und unfruchtbaresten Orten und geben dennoch weit mehr Milch, als die unsrigen. Sie bringen überhaupt jedesmal zwei Zickel, haben weit feinere und reichlichere Haare, als die gemeine Ziegen und können des Jahres zweimal geschoren werden.

M.

ten Richtung von beiden Seiten des Kopfes aus und winden sich in Schneckenlinien, welche denselben beinahe das Ansehen eines Pfropfziehers geben. Die Hörner der angorischen Ziege sind kürzer und vorne ganz niedergebogen. Sie reichen mit ihrer gekrümmten Spitze bis ans Auge und scheinen übrigens verschieden abwechselnde Biegungen und Richtungen zu haben. Der Bock und die Ziege von Angora, die man uns auf dem königlichen Vorwerk beide zeigte, waren mit Hörnern, wie sie hier beschrieben sind, bewafnet. Sie sind, wie alle syrische Thiere, mit langen, feinen Haaren dichte bewachsen. Aus diesen werden Zeuge, so fein und glänzend, als unsere seidene Zeuge, verfertigt *).

*) Der Hr. Verf. redet hier von den Zeugen, die aus Kämelhaaren bereitet werden. Diese kommen, wie der Hr. D. Schreber im 45sten St. des 4ten Th. der Hannov nützlichen Samml. 1769. angemerket, von den Ziegen, welche in klein Asien zu Angora und Begbazar in Natolien in Menge gehalten werden. Von diesen Thieren hat Hr. Alström in Schweden 1742. einen Bock und eine Ziege mitgebracht. Letztere gieng ihm zwar zu Grunde, der Bock aber paarte sich mit schwedischen Ziegen. Die Jungen wurden

größtentheils dem Stammbock ähnlich. Dies beweiset genugsam, daß bemeldete Ziegen und Böke, wider die Anmerkungen der Reisebeschreiber, nicht allein zu bekommen, sondern auch in andern Gegenden gar wohl fortzubringen sind.

Das Haar der weißen angorischen Ziege hat seines gleichen fast nirgends an Feinheit. Nach dem 2 Buch Mosis, 25. Kap. 4. v. 26. Kap. 7. v. rc. soll die Decke des Heiligthums aus denselben gewebet seyn. Plinius (L. VIII. c. 50.) Aelianus (*L.* XVI. c. 30.) Solinus (Cap. 46.) Aristoteles (Hist. anim. L. VIII. c. 22.) gedenken ihrer unter dem Namen licischer, pamphilischer und cilicischer Ziegen. Tournefort (in seiner Voyage du Levant. Tom. II. p. 185.) ertheilt von ihr folgende Nachricht:

„Die schönste Ziegen von der Welt ziehet man „zu Angora. Ihre Weiße blendet; ihr Haar, „das so fein ist, als die schönste Seide, und „in acht bis neun Zoll langen Locken herab„hängt, giebt die Materie zu den feinsten „Stoffen, besonders zum Kamelot. Man „läßt sie aber ungezwirnt nicht ausführen, weil „die Einwohner dortiger Gegend ihren Unter„halt von dieser Arbeit haben. Es scheint „als ob Strabo diese schöne Ziegen ge„meint, wenn er saget: um den Fluß Halis „ziehet man Schöpse, deren Wolle sehr dicht „und gelinde ist, besonders hat man daselbst „auch Ziegen, die anderswo nicht angetroffen „werden. — Die Arbeiter zu Angora brau„chen das gezwirnte Ziegenhaar ganz allein „zu ihren Kamelotten, da man es zu Brüs„sel, ich weiß nicht warum? mit gezwirnter „Wolle zu vermengen genöthigt ist. In En„gelland mischet man dieses Haar unter die

„Perückenhaare. Nur muß es zu diesem „Gebrauch nicht gezwirnet seyn. Es macht „eigentlich den Reichthum von Angora, wo „alle Bürger sich auf diesen Handel zu legen „pflegen. Man ziehet das Haar der ango„rischen Ziegen mit Rechte dem von Kugna „vor, denn die letztern Ziegen sind alle „braun oder schwarz.

Nach der vom Tournefort gelieferten Abbildung und nach den Erzählungen solcher Personen, welche die angorische Ziegen gesehen haben, sind sie fleischiger, als die unsrigen. Ihre herabhangende Ohren aber machen einen besondern Unterschied von den übrigen Arten der Ziegen aus, wozu noch die zurückgebogene Hörner und kürzere Beine kommen, welche über die Hälfte mit lockichten Haaren bedecket sind. Die ganze Gegend um Begbazar, sagt Hr. Tournefort, ist leer und trocken, wenn die Obstbäume nicht gerechnet werden. Die Ziegen genießen daselbst nichts, als die Aestchen der Kräuter. Vielleicht kann dieses, nach Busbequius Anmerkung, etwas dazu beitragen, die Schönheit ihrer Haare zu erhalten, die sich mit der Veränderung der Lebensart und sogar der Winde, verlieret. Die Hirten von Begbazar und Angora kämmen sie oft und waschen sie fleißig in den Bächen.

Im Arabischen heißen diese Thiere Kämel. Daraus man Kameel gemacht und das Kämelhaar, das Kameelhaar, nebst dem daraus verfertigten Garne miteinander verwechselt, ob gleich beides weit von einander unterschieden ist. Man weiß, daß auch die Haare der Kameele, welche ihnen im Frühjahr binnen wenig Tagen am Schopfe, am Rücken, an der Brust und am Bauch ausfallen, mit

Fleiß

Fleiß gesammlet, hernach zu Garne gesponnen und in vielen Manufakturen gebraucht werden. Es ist aber ein Versehen, wenn man dieses mit dem eigentlichen Kämel- oder angorischen Ziegenhaar verwechselt. Man lese hiervon ausführlicher in den angezeigten Hannöv. nützl. Samml. l. c. und in den Stuttg. phys. ökon. Auszüg. II B. S. 495 — 508. Cf. Abh. der schwed. Akad. der Wissensch. V B. S. 222. ꝛc. und Schrebers Samml. versch. Schriften III Th. p. 98. ꝛc.
M.

Anhang.

In den innern Theilen von Afrika und am Vorgebirge der guten Hofnung wimmelt es, nach dem Berichte reisender Naturforscher, von allerhand Arten der Böcke, die uns zum Theil nicht hinlänglich, zum Theil noch gar nicht bekannt sind. Es vergehet selten eine Gelegenheit, wo die kapische Bauern und Hottentotten, wenn sie landwärts eingehen, nicht etwas neues in diesem Geschlecht entdecken sollten. Das in Afrika sogenannte Koutou oder Kututhier *) gehöret mit unter die neuesten Entdeckungen und Kolbe scheint ebenfalls noch von Böcken zu reden, die nicht unter die Linneischen Arten gebracht sind. Wir wollen unsern Lesern hier kürzlich die Kolbische Nachrichten von Ziegen und Böcken, die er beobachtet, in diesem Anhange vorlegen.

Er

*) S. Hr. Prof. Müllers Linneisches Natursyst. I. B. S. 429. Tab. XXVI. fig. I.

Er theilet alle Ziegen und Böcke der vorgebirgischen Gegenden in zahme und wilde. Von 1) den zahmen sagt er *), sie wären den unsrigen in allen Stücken ähnlich, doch etwas kleiner und minder übelriechend, als die europäischen. Seine zwote Art oder die blaue Ziegen kommen an Gestalt den zahmen gleich, an Größe hingegen erreiche sie beinahe die Statur eines kapischen Hirsches. Ihr Haar ist sehr kurz und von schöner blauer Farbe, die sich aber nach dem Tode des Thieres verlieret und abgeschossen blau oder graulicht wird. Ihr Bart, welcher vorzüglich lang ist, giebt ihnen ein besonders gutes Ansehen. Die Hörner sind, in Vergleichung mit andern Ziegen, wohl nicht sehr lang, aber desto schöner und künstlicher gedrehet. Sie laufen bis über die Hälfte rings herum in schraubenförmigen Windungen und von da, bis nach oben, immer spitziger zu. Ihre Beine sind lang, aber wohl gemacht; ihr Fleisch ist von gutem Geschmack, aber ziemlich mager; man pflegt es daher ge-

 mei-

*] In seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung ꝛc. Frft. und Leipz. 1745, 4to p. 332.

meiniglich den Hunden vorzuwerfen, weil die Einwohner an fetterm Wildpret keinen Mangel haben. Blos um des Felles willen tödtet man diese Thiere, weil dieses eben so gut ist, als von irgend einem andern wilden Thiere. Eigentlich findet sich diese Art blauer Ziegen blos im Innern des Landes und werden fast gar nicht in den Kolonien gesehen. In Hallen p. 308. wird das Männchen unter dem Namen des himmelblauen afrikanischen Bockes beschrieben.

Die 3te Art heißt beim Kolbe die gefleckte Ziege, weil sie mit rothen, weißen und braunen Flecken gezieret ist. Ihrer Größe und Gestalt nach treffen sie beinahe mit angezeigten blauen Ziegen überein. Ihre Hörner haben etwa zwölf Zoll in der Länge, sind ein wenig hinterwärts gebogen, bis in die Mitte geringelt und an den Enden sehr spitzig. Sie brüsten sich mit einem sehr langen, dunkelrothen Barte. Ihre Beine stehen mit ihrem übrigen Körper in einem richtigen Verhältniß. Ihr Fleisch ist wohl etwas hart, aber sehr wohlschmeckeud. Gespickt und gebraten hat es einen guten Wildpretgeschmack. Man kann diese schäckichte Ziegen leicht jung fangen, zähmen und mit den Schafen

fen

fen weiden lassen. In diesem Fall verlieren sie aber den Wildpretgeschmack, den wir an den freien Ziegen dieser Art gerühmet haben. In den Gegenden, welche die Hottentotten bewohnen, sind sie dermaßen häufig, daß man ihrer oft mehr als tausend auf einmal zu sehen bekömmt. Im Hallen wird das Männchen p. 309. der geschäckte afrikanische Bock genennet.

In Knorrii Deliciis Nat. Tom. II. Tab. K. I. fig. 1. p. 99. findet man den Kopf eines afrikanischen bunten Bockes (Bouc bigarré) abgebildet. Er ist grau und vom Rückgrad bis an den Bauch hinunter weiß gestreift. Am Kopfe geht von beiden Seiten ein weißer Streif schief nach der Nase herunter. Die Hörner sind glatt und etwas gekrümmet. Wegen seiner breiten und langen Ohren gleicht er beinahe einem gehörnten Esel. Er unterscheidet sich merklich von Kolbens geflecktem Bocke, weil dieser auch gerade unten her geringelte Hörner hat.

Die vierte oder die graue Ziege gleicht an Gestalt beinahe der zahmen (n. 1.). Sie hat einen geschickten oder wohlgebauten Leib, ein schwarzes Maul, kurze Haare, wie die gefleckte (n. 3.), eine dunkelrothe Farbe mit vielem Grau vermischet, wo-

von

von sie den Beinamen erhalten. Ihr Schwanz ist sehr kurz, und, wie der ganze Leib, mit vermischten Haaren besetzet. Sie trägt schöne dunkelbraune Hörner, die aber an Länge niemals einen halben Fuß übersteigen. Rings um dieselben läuft gleichsam eine Schneckenschraube, am Ende sind sie zugespitzt. Ihr Fleisch ist vortreflich, auch gesund, und oft mit Fette ziemlich durchwachsen; daher man sie auf dem Vorgebirge vor andern zu schätzen pfleget. Die Ziegen dieser Art sind etwas kleiner, als die Böcke, und mit keinen Hörnern bewafnet. Bei Hr. Hallen p. 308. ist ein solcher Bock unter dem Namen des afrikanischen Graubockes angeführet.

Die 5te Ziegenart nennt Hr. Kolbe die wilde Ziege. Seiner Ausmessung nach ist sie größer, als ein Hirsch. Ihr zierlicher Kopf pranget mit zwei glatten, runden Hörnern, die gerade und spitzig, drei Fuß lang sind, und deren Enden zwei Fuß weit aus einander stehen. Von der Stirn an läuft über den Rücken ein weisser Strich, der sich bis an den Schwanz ausdehnet. Ein anderes Band von gleicher Farbe durchschneidet den ersten unten am Halse, den er ganz umgiebet. Noch zwei ähnliche breite Bande legen sich, einer

ner hinter den Vorderfüssen und einer vor den Hinterfüssen ganz um den Leib herum. Das Haar, welches den übrigen Leib decket, fällt ins Graue mit einzelnen weißen Flecken; ausgenommen am Bauche, wo es weißer aussiehet. Der Bart ist grau, mit etwas Roth untermenget und von ansehnlicher Länge. Die Beine sind wohl etwas lang, übrigens aber sehr wohl gestaltet. An den Hörnern und gestreckten Füssen gleicht gegenwärtige Ziege den Gazellen, am Bart und Schwanz aber den ordentlichen Böcken. Im Hallen ist sie p. 309. als der weißgestreifte, rundhörnige afrikanische Bock beschrieben.

Ihr Fleisch ist beinahe schmackhafter, als das europäische Hirschwildpret. Das Weibchen ist kleiner und ohne Hörner. Hr. Kolbe glaubt in den hottentottischen Gegenden keine Thierart häufiger, als diese, wovon er eine gute Abbildung liefert, gesehen zu haben.

Die 6te oder die Tuckziege, (oder nach Hr. Hallen p. 313. der afrikanische Komplimentirbock) ist größer als die zahme, der sie aber an Farbe ziemlich nahe kömmt. Sobald sie jemanden erblickt oder eine Gefahr merkt, legt sie sich ausgestreckt auf den Bauch ins Gras nieder. Weil sie

dann

dann weiter nichts, als Gras um sich siehet, glaubt sie vielleicht ebenfalls nicht gesehen zu werden. Dann und wann reckt sie den Kopf empor, legt ihn aber gleich wieder ins Gras nieder, bis die Gefahr, ihrer Meinung nach vorüber, oder bis sie gefangen oder getödtet worden ist.

Was Kolbe 7) die kongoische Ziege zu nennen gut gefunden, ist, unsers Erachtens, nichts anders, als das kleine guinesische Böckchen Moschus Pygmæus Linn. S. N. XII. p. 92. Tragulus guineensis Klein. Quadr. p. 21. Seba Vol. I. T. 43. fig. 1 — 3. p. 70. Cervus Juvencus perpusillus guineensis. Fr Petite espece de biche. Petit Cerf. Chevrotain.) Er hat sie in Kongo, zu Biga, auf der guineischen Küste, auch an andern dem Kap nahe liegenden Orten gefunden. Sie werden, wie er sagt, niemals größer als ein Haase gefunden; sie haben aber ein gutes Ansehen und an ihren Hörnern Enden, wie die Hirsche an ihren Geweihen. Die Füsse dieser artigen Thierchen sind so klein, daß man das untere Theil oft statt eines Tobacksstopfers gebrauchet, ohne die ganz nahe beisammenstehende Klauen vorher absondern zu dür-

dürfen. Hr. Adanson *) hat in Senegal eben diese kleine Thierchen wahrgenommen, und sagt von ihnen, sie schlichen einem gleichsam unter den Füssen hinweg und würden von den Schwarzen oder Negern mit ihren Sagudie oder Wurfspieß gejagt, und hernach verzehret.

Hr. Prof. Müller beweist im Linneischen Natursystem p. 418. aus dem Houttuynischen Werke, daß es auch vielhörnichte Ziegen gebe. Hr. Houttuyn hat selbst eine solche, die aus Amerika, besonders aus Kajenne gebracht worden, gesehen, aber billig noch gezweifelt, ob es eine beständige Art oder vielmehr eine Mißgeburt und ein zufälliges Spiel der Natur seyn mögte. Zwei Hörner haben ihre natürliche Richtung, aus der Wurzel aber eines jeden Horns kam auf jeder Seite wieder ein anderes eben so langes, gesundes und starkes Horn heraus, wovon eines vorwärts, das andere hinterwärts, gebogen war. Durch die Figuren, welche Jonston auf der XXIV und XXVII Tafel von seinem Eale und Hircus Cotilar-

*] S. Dessen Reise nach Senegal, mit Anm. von D. Martini. Brandenburg 1773. gr. 8vo p. 170.

lardiens giebt, ist er verleitet worden zu glauben, daß es nicht allein vielhörnichte Thiere, auch Thiere mit einer außerordentlichen Richtung der Hörner gebe, sondern daß sie auch mehrmal auf gleiche Art entstehen. Beides kann seine Richtigkeit haben, ohne daß es darum ausgemacht wäre, ob man dergleichen Thiere für eine beständige Art halten dürfe.

Den Suhak oder das Ziegeneinhorn, welches Podolien bei Brailaw, auch, wie Steller berichtet, in Siberien gefunden wird, hält Hr. Prof. Müller mit erwähntem Houttuyn für eine Capra mambrica Linn. oder für eine syrische Ziege. Zum wenigsten, heißt es, hat man bisher noch keine vierfüßige Einhörner gekannt. Es ist aber möglich, wenn das eine Horn mehr erhaben oder vorwärts steht, daß man von weitem verführt werden und glauben kann, man sähe ein Thier mit einem einzigen Horn, wie es den Engelländern an den afrikanischen Küsten ergangen ist, wo man hernach in der Nähe zwei Hörner entdecket. M.

VI.

der Zahme Eber. Tab. XVII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere II T.

der Wilde Eber. Tab. XVIII

das Sianische Schwein.

VI.

Das gemeine zahme, das siamische und wilde Schwein.*)

Das gemeine, siamische und wilde Schwein machen alle drei nur ein einziges Geschlecht aus, und können also hier füglich zusammen beschrieben werden. Das letzte gehört unter die wilde; die beiden ersten aber unter die zahme Hausthiere.

*) Zum Geschlecht der Schweine rechnen Hr. von Linné und Brisson folgende Gattungen:

a) Das zahme Schwein. Sus Scropha *Linn.* S. N. XII. p. 102. Ejusd. Faun. 21 und 36. Amoen. acad V. p. 461. Briss. Quadr. p. 74. Sus domesticus Cochon domestique Raj. Quadr. 92. n. 1. Sloane Jam. *II.* p. 328 Klein Quadr. p. 25. Porcus. Sus, Scropha, Vérres Gesn. Quadr. p 982. f. p. 983. Gesn. l. c. Quadr f. p 24. Aldrov. Quadr. bis. p. 937. fig. p. 1006. Jonst. Quadr. p. 70. *T.* 47. Charlet. Exerc. p. 13. Rzac. H. N.

re. Sie unterscheiden sich zwar in gewissen äußern Merkmalen, vielleicht auch durch Eigenschaften, die eines vor dem andern ei-

N. Pol. p. 243. Ejusd. Actuar p. 333. Das männliche Thier heißt im deutschen der Eber, das geschnittne, Bork, das weibliche, Sau, die verschnittne Sau, Börgen; Schwein, das geschnittne, Galze, Moß, das Junge, Ferkel, wenn es noch sauget, Spanferkel, wenn es von der Sau genommen wird, Absetzferkel. Im Franz. Porc, der Eber Verrat, der geschnittene Cochon, die Sau Truye, im Lat. der Eber Verres, der geschnittene Majalis, die Sau Scropha das Ferkel Porcellus, im Hebr. Chasir, im Chald. Chasira, im Arab. Kanisir, im Griech. Ὗς, Χοῖρος, im Pers. Mar und Buk, im Span. Puerco, im Ital. Porco, der Eber Verro, der geschnittne Porco castrato, auch Majale; die Sau Scropha und Trojata, im Poln. Wieprz, im Engl. Hog, der Eber Boar, die Sau Sow, das Ferkel Pig, im Holländ. Beer, Zeug und Big, das ganze Geschlecht heißt bei ihnen Swin und Varken, die saugende Spannvarken. Zu dieser Gattung rechnet auch der Ritter noch:

α) Das wilde Schwein. Sus Aper l. c. Aper. Le Sanglier. Briss. Quadr. p. 75. Gesn. Quadr. 146. & Icon. Quadr. p. 81. Sus ferus vel sylvaticus. Aldr. Bisulc. 1013. Jonst. Quadr. 74. T. 47. Raj. Quadr. 96. n. 2. Porcus sylv. Klein. Quadr. p. 25. Charl. Exerc. p. 13. Aper & Verres sylvaticus Rzac. l. c. p. 213. & Auct. p. 305. Franz. der wilde Eber oder Hauer, Sanglier, Porc sauvache; die Bache oder wilde Sau Laye, Lat. Sus fera, Scropha sylvestris. das Ferkel oder der Frischling, Porcellus sylve-

ve-

eigenthümlich besitzet; dieser Unterschied be=
trift aber nichts wesentliches, sondern er beziehet sich blos auf die Beschaffenheit der Umstände, worin sie sich befinden. In=

stris, Franz. Marcassin. Griech. Χοῖρος ἄγριος, Span. Puerco Sylvestre oder Puerco Montes oder Javali; Ital. Porco sylvatico, Cinghiale, Cinghiare, Illyr. Werprz. Poln. Wieprz Lesny, Schwed. Will-Swin, Engl. Wild Boar, Wild-Swine. Raj. Bore. Gesn. die Jungen im Franz. Pourceaux.

β) Das chinesische oder siamische Schwein. Sus Chinensis Linn. S. N. l. cit. It Wgothl 62. It. Scan. 72. Zu den wilden Schweinen rechnet man in des Ritters vollst. Natursystem I Th. p. 464. noch:

γ) Das äthiopische wilde Schwein. Aper aethiopicus. Sanglier enorme de l'Afrique, Hardlooper der Holländer, wovon der Herr Dr. Pallas in seinen Specilegiis Zoologicis Fasc. II. p. 3. oder in der vom Hrn. Prof. Baldinger übersetzten Ausgabe S. 4. u. f. w. eine weitläuftige Beschreibung, auf der 1ten Kupfertafel aber eine getreue Abbildung gegeben. Eben dieses Thier ist auch in des Herrn Prof. Eberhards Anhang zur Thiergeschichte Halle 1768. 8vo p. 269. Tab. I. fig. 2. beschrieben und abgebildet. Herr Adanson nennet es in seiner senegalischen Reise, Brandenb. 1773. p. 111. ein ungeheures wildes Schwein, das nur in Afrika zu Hause gehöret und, seines Wissens nirgends war beschrieben worden. Sie sind eben so schwarz, aber viel größer, als die europäische wilde Schwei=

sofern also ihr Temperament kaum eine merkliche Veränderung durch die Zahmheit leidet, und sie noch überdies mit einander Thiere zeugen, die wieder andere dieser Art her=

Schweine. Er hat an ihnen vier große Hauer bemerket, deren beide oberste sich in einem Zirkel nach der Stirne hinkrümmeten, wo sie beinahe den Hörnern glichen, die andre Thiere auf dem Kopfe tragen. Das merkwürdigste daran ist, daß sie keine Schneidezähne und einen monströs großen Kopf haben, der ohne Hals ein bloßer Fortsatz des Körpers zu seyn scheinet.

δ) Das kapsche Schwein. Es zeichnet sich zwar vor andern auch durch den großen Kopf sehr merklich aus, unterscheidet sich aber von dem vorigen besonders durch die Gegenwart der Schneidezähne.

b) Das guineische Schwein. Sus Guineensis Le Cochon de Guineé. Briss. Quadr. p. 76. Linn. S. N. Ed. VI. gen. 28. sp. 2. Sus dorso pene setoso, cauda nuda. Ed. XII. p. 103. Sus Porcus. Raj. Quadr. *p.* 96. n. 3. Porcus Guineensis Marcgravii. Klein. Quadr. p. 26. Jonst. Quadr. *p.* 73. fig. Tab. 46. Marcgrav. Hist. Bras. *p.* 230. **Hallen** l. c. p. 366.

c) Das Bisam= oder **Muskusschwein**. Hallens Thiere p. 364. das **kurzschwänzige merikanische Muskusschwein** fig. 10. Sus Tajacu Linn. l. c. Sus umbilicum in dorso habens. Aldrov. Bisulc. 939. *Porcus americanus* Sebae Mus. I Tab.

hervorbringen können, besitzen sie gemeinschaftlich den Charakter, welcher das Einförmige und Beständige eines Geschlechts ausmachet, und konnten also nicht füglich von einander getrennet werden.

Tab. III. f. 4. Tajacu. Pison Ind. 98. Porcus moschiferus Klein Quadr. p. 28. Tajacu S. Aper mexicanus moschiferus Raj. Quadr. p. 97. Caaigoara Cuaiguara Marcgr. Bras. 229. Porcus americanus Charlet. Exerc. p. 14. Zainus Jonst. p. 75. T. 46. Eus. Nier. p. 170. Aper indicus, Zainus, aliis Coja-metl. Mus. Worm. p. 340. Quauthla Coymatl. Quapizolt. Aper mexicanus. Hernand. f. p. 637. Coyametl seu Quaucovamltl. Fern. H. Nov. Hisp. p. 8. Sanglier applelé Pecaris. Des March. Tom. III. p. 312. Sangliér du Mexique Briss. Quadr. p. 77. Cochon noir des François de la Guiane Barr. Musk-Hog der Mexikaner. Javaris. Hallens Thiere I. p. 364. fig. 10.

d) Das Sumpfschwein. Sus Hydrochaeris Linn. l. c. Capybara Marcgr. bras. 230. Raj. Quadr. 126.

e) Den Hirscheber oder Eberhirsch. Hallen. l. c. p. 366. fig. 9. Sus Babyrussa Linn. l. c. p. 104. Babyroussa Bontii Java 61. Barthol. Cent. 3. obs. 96. Grew Mus. T. 1. Seb. Mus. I p. 80. Tom. 50. fig. 2. Raj. Quadr. p. 96. Klein. Quadr. p. 25. Holl. Hoorn-Varken. Knorr Delic. Nat. Select. II. Tab. K. VII. p. 107. Sanglier-Cerf. Aper orientalis. Le Sanglier des Indes orientales Briss. Quadr. p. 76. Charlet. Exerc. p. 14. Babi-Roesa der Einwohner der Insel Böero. Dappers Afrika p. 552.

Es läßt sich an diesen Thieren so viel Eigenthümliches bemerken, daß man ihr Geschlecht gleichsam für das Einzige in seiner Art halten muß. Es unterscheidet sich von allen andern, und scheinet mit keinem andern so nahe verwandt zu seyn, daß man selbiges auf gleiche Weise für ein Haupt- oder Nebengattung von ihm ansehen könnte, wie es von Pferd und Esel, von den Schafen und Ziegen behauptet wurde. Man beobachtet unter den Schweinen auch nicht eine so große Verschiedenheit der Arten oder Raßen, wie bei den Hunden. Sie haben zwar mit vielen Thieren etwas gemein, sind aber in der Hauptsache von allen wesentlich unterschieden. Hier mögen einmal diejenige, welche die Natur in kleine Lehrgebäude zwingen, und ihrer Unvermeßlichkeit durch Formeln Grenzen setzen wollen, dies Thier mit uns betrachten; um zu begreifen, wie unmöglich es ist, solches unter eine von ihren Methoden zu bringen. In Ansehung der äußersten Theile gleicht es weder den behuften Thieren. (Solipedes); denn es hat einen getheilten Fuß; noch den Thieren mit gespaltenen Klauen (Fourchus), weil es inwendig in der That vier Klauen hat, obgleich von außen mehr nicht als zwo derselben in die Augen fallen. Es gehört aber

auch nicht unter die vierzehichten Thiere, (Fissipedes), weil es nur auf zwo Zeen einher gehet, die beiden andern aber weder sichtbar, noch wie bei andern vielzehichten Thieren geordnet, noch auch lang genug sind, im Gehen davon Gebrauch zu machen. Dies Thier hat also sehr schwankende, zweideutige Merkmale wovon einige sichtbar erscheinen, die andern vor unsern Augen ganz verborgen liegen. *)

*) Man muß wider alle Methoden schon so sehr, als Herr von Buffon selbst, eingenommen seyn, wenn man seine hier angeführte Gründe, warum das Schwein allen Methodisten zum Anstoß dienen müsse, für gegründet und unumstößlich halten will. Der Herr B. gestehet den Schweinen, wie billig, nicht allein gespaltne, sondern auch gerade nur einmal gespaltne Klauen ein; er weiß, daß ein solches Thier blos, wie andere dieser Klasse, auf den beiden Klauen jedes Fusses einher gehet und findet den einzigen Grund seines Widerspruchs blos in dem, was in diesen Klauen verborgen ist. Was hat aber der Methodist, welcher nach äußern Merkmalen ordnet, mit unsichtbaren Theilen zu thun? Wenn in dieser einmal gespaltnen Klaue des Schweins auch zehn knorplichte oder fleischige Abtheilungen und Fortsätze verborgen wären, so bleiben es doch immer Klauen die äußerlich nur einmal getheilt sind; und wir finden daher eben so wenig Ursache, die Schweine der vier innern Klauen wegen von den zwokklauigen Thieren zu trennen, als es

Wollte man hier einen Irrthum der Natur annehmen, und sagen, diese äußerlich nicht sichtbare Gliederreihen und Zehen wären gar nicht mit in Rechnung zu bringen; so muß man doch erwägen, daß dieses ein beständiger Fehler, daß auch dieses Thier noch außerdem von andern Thieren mit gespaltenen Klauen durch die Beschaffenheit der Knochen an den Füßen und andere stark in die Augen fallende Merkmale sehr unterschieden sey. Denn die andere zweiklauige Thiere sind mit Hörnern versehen, an dem obern Kinnbacken fehlen ihnen die Schneidezähne, dabei haben sie, zum Wiederkäuen vier Magen u. s. w. Dem Schwein fehlen aber nicht allein die Hörner, sondern es ist auch oben und unten mit starken Zähnen bewafnet; dabei haben sie auch nur einen Magen, und also die Fähigkeit nicht, wiederzukäuen. Sie können demnach unter keinerlei Vorwand, weder unter die Thiere mit Hufen, oder unter die mit gespaltenen Klauen, noch unter die vielzeheichten Thiere gerechnet werden; denn von allen diesen Thieren unterscheidet sich das Schwein sowohl an den äußern Theilen des Fußes, als an den

Zäh-

den Methodisten zugemuthet werden kann, bei ihren Anordnungen ihr Augenmerk auf das zu richten, was der Magen eines Thieres vor andern zu verdauen hat. M.

Zähnen, am Magen, an den Eingeweiden und an den innern Zeugungstheilen. *)

Alles, was man hier mit Gewißheit sagen könnte, würde darauf hinauslaufen, daß bei den Schweinen in gewissen Stücken die Eigenschaften der behuften und vielklauichten Thiere, in andern Stücken aber der vielklauichten und vielzeheichten Thiere vermischt

*) Der Magen eines Thieres, die Eingeweide und innere Zeugungstheile sind gerade dasjenige nicht, warum ein Methodist, als Methodist, sich zu bekümmern hat. Die andere hier angeführte Charaktere sind aber von Hr. Klein in seiner Anordnung nicht unbemerkt geblieben. Er hat sich einmal die Beschaffenheit der Füsse zum Hauptcharakter seiner Eintheilungen gemacht, und wer kann wohl in einer Ordnung von Geschöpfen einen Anstoß an einer vernünftigen Unterabtheilung finden? Mit einer einzigen Unterabtheilung in der Ordnung der zwoklauigen Thiere wußte der berühmte Klein auf einmal allen Schwierigkeiten bei diesem Geschlecht abzuhelfen. Er nahm in der 1ten Klasse seiner vierfüßigen Thiere mit Klauen zur ersten Ordnung die Behuften, als Pferde und Esel; die zwote Ordnung der zwoklauichten theilte er A) in gehörnte wiederkäuende, die oben keine Vorderzähne haben, als Ochsen, Schafe, Ziegen, Hirsche u. s. w. und B) in ungehörnte, die, nicht wiederkäuen und alle Zähne haben, als Schweine, Eberhirsche ꝛc. Bei dieser Abtheilung ist, unsers Erachtens, der Natur so wenig, als der Methode, den Schweinen selbst nicht einmal Gewalt angethan werden.

M—

mischt sind. Denn in Ansehung der Ordnung und Anzahl der Zähne sind sie den behuften Thieren ähnlicher, als andern. Sie haben auch, wie diese, lange Kinnbacken, und nur einen, obwohl etwas größern Magen. Den vielklauichten oder wiederkäuenden Thieren aber gleichen sie noch mehr durch den Anhang am Magen und durch die Lage der Eingeweide, auch in Ansehung der äußern Zeugungstheile; den vielzehichten Thieren aber nähern sie sich durch die Bildung ihrer Füße, durch ihre Leibesgestalt und starke Vermehrung.

Aristoteles war der erste, *) welcher die Thiere in behufte, mit gespaltnen Klauen versehene, und vielzehichte theilte. Die Schweine hält er ebenfalls für ein zweideutiges Geschlecht, aber blos darum, weil in Illyrien, Päonien und an einigen andern

*) Quadrupedum autem, quæ sanguine constant, eadem quæ animal generant, alia multifida sunt, quales hominis manus pedesque habentur. Sunt enim quæ multiplici pedum fissurâ digitentur, ut Canis, Leo, Panthera. Alia bisulca sunt, quæ forcipem pro ungulâ habeant, ut oves, capræ, cervi, equi fluviatiles. Alia infisso sunt pede, ut quae solipedes nominantur, ut Equus, Mulus. Genus sane Suillum ambiguum est; nam & in terra Illyriorum & in Paeonia, & nonnullis aliis locis sues solipedes gignuntur. Arist. de Hist. Anim. Libr. II. Cap. I.

dern Orten behufte Schweine beobachtet worden. Dieses Thier macht also eine Ausnahme von zwo allgemeinen Regeln der Natur. Je größer nämlich 1) die Thiere sind, um so viel kleiner oder geringer sollte die Anzahl ihrer Nachkommenschaft seyn, und unter allen Thiergeschlechtern sollten 2) die vielzehichten sich am stärksten vermehren. Das Schwein ist schon von einer mehr als mittelmäßigen Größe, dennoch wirft es mehr Jungen, als irgend ein vielzeheichtes oder anderes Thier zu werfen pflegt. Durch diese Fruchtbarkeit sowohl, als durch die Gestalt und Bildung der Geilen oder Eierstöcke der Muttersau, scheint es unter den Geschlechtern, die lebendige Junge hervorbringen, den letzten Rang einnehmen, und sich den eierlegenden Geschlechtern sehr zu nähern. *) Mit einem Wort, es ist in allen Stücken von einer so besondern und zwei-

*) Wenn diese Fruchtbarkeit auch, als eine Merkwürdigkeit, in der Geschichte des Schweingeschlechts einer Anzeige werth ist, so begreifen wir doch nicht, was Hr. von Buffon sich aus der daraus gezogenen Folge für Vortheile verspricht. Wenn die Schweine wegen ihrer Fruchtbarkeit den eierlegenden Geschlechtern sich nähern, so ist es noch sehr unbestimmt, mit wel-

zweideutigen Natur, daß wenigstens diejenigen, welche sich einbilden, die angenommene Ordnung ihrer Begriffe sey auch die wirkliche Ordnung der Dinge, oder die von der unendlichen Kette der Wesen blos die sichtbarsten Gelenke sehen, und alles darnach beurtheilen wollen, gar nicht mit sich einig werden können, wo sie das Schweinegeschlecht am füglichsten hinbringen sollen *).

Wir

welchen Thieren sie dadurch in Verwandtschaft gerathen sollen. Vögel, Schlangen und Fische legen Eier; diese können uns aber bei dieser Verwandtschaft unmöglich einfallen — also vielleicht Schildkröten, Krokodille u. s. w.? Wer wird aber auch wohl hier die Aehnlichkeiten so leicht entdecken? Uiberdies giebt es ja unter einerlei Klasse von Thieren lebendig gebährende und eierlegende Gattungen, wie unter den Fischen die Aale und unter den Flußkonchylien die lebendig gebährende Schnecke [Cochlea vivipara Berl. Mag. IV. B. S. 234.] und kleine Gienmuschel [Chama fluviatilis Ebend. p. 449 und 453.] Kann man also wohl überhaupt im eigentlichen Verstande sagen, daß ein gewisses Geschlecht von Thieren die Grenzen zwischen lebendig gebährenden und eierlegenden ausmache?

M.

*) Von dieser großen Verlegenheit haben wir so wenig im Linné, oder Klein und Hallen, als in andern Systemen eine sichtbare Spur gefunden. Das Schwein steht bei allen Me-

tho-

Wir machen uns vergebliche Hofnung, die Natur dadurch kennen zu lernen, daß wir entweder ihren Umfang zu erweitern, oder sie vielmehr in engere Grenzen einzuschließen uns bemühen. Es läßt sich weder mit Wahrscheinlichkeit, noch viel weniger mit Gewißheit von ihr urtheilen, sobald wir sie nach gewissen besondern Absichten wirken lassen. Können wir wohl vermuthen, in die Plane des Allmächtigen einzudringen, wenn wir die Wirkungen der Natur blos nach unsern Begriffen lenken und erklären? Wäre es nicht viel klüger gehandelt, wenn wir die Allmacht, anstatt ihr Grenzen zu setzen, vielmehr in ihrer ganzen Unermeßlichkeit uns vorstelleten? Billig sollte man in dieser Rücksicht nichts für unmöglich halten, von der Allmacht alles erwarten, und sich alles, was nur möglich ist, als wirklich vorstellen. Sobald wir uns in diese Verfassung gesetzt haben, werden die unbestimmte Geschlechter, die ungewöhnlichsten oder sonderbarsten Geschöpfe, und alle Zweideutigkeiten wirklich vorhandener Wesen alsbald aufhören,

uns

thodisten viel sicherer, als an der Grenze der eierlegenden Thiere.

M.

uns in erstaunensvolle Verwirrung zu setzen; wir werden in der unendlichen Reihe der Dinge alles gleich unentbehrlich finden. Was uns zweideutig und wunderbar vorkommt, ergänzet eigentlich die Kette da, wo sie unterbrochen zu seyn scheinet; es macht eigentlich die Knoten oder die Zwischenglieder aus, und bemerket öfters die äußersten Enden der Kette. Dergleichen Wesen sind für den menschlichen Verstand allemal die schätzbarsten, und gleichsam die einzigen Gegenstände, bei welchen die Natur, indem sie von ihrer gewöhnlichen Ordnung abzuweichen scheinet, sich unsern Augen immer näher enthüllet, und uns gewisse Besonderheiten und flüchtige Züge sehen läßt, wodurch wir uns überzeugen können, daß ihre Absichten weit unumschränkter, als unsre Einsichten sind, und daß die geschäftige Natur zwar nichts vergebliches, aber doch vieles in ganz andern Absichten thut, als wir uns dabei vorstellen.

Sollte man über die bisher angeführte Umstände nicht billig ernstliche Betrachtungen anstellen, und aus der sonderbaren Bildung des Schweins allgemeine Folgerungen ziehen? Die Natur scheint es gar nicht nach einem ursprünglichen, besondern

und

und vollkommenen Entwurf gebildet zu haben. In der That stellt es ein Gemische von allerlei Thieren vor, und ist offenbar mit unnützen oder solchen Theilen versehen, wovon es gar keinen Gebrauch machen kann. Haben wohl die Zehen, unerachtet ihre Knochen vollkommen gebildet sind, auch nur den geringsten wahrscheinlichen Nutzen? Und sieht man hieraus nicht mehr als zu deutlich, daß die Natur bei Hervorbringung der Wesen sich gar nicht an Endursachen zu binden pflege? Was könnte sie wohl hindern, zuweilen überflüßige Theile hervorzubringen, da sie nicht selten wesentliche Theile bei gewissen Thieren oder Geschöpfen ausläßt? Wie viel giebt es nicht sinnen- und gliederlose Thiere? Aus welchem Grunde können wir verlangen, daß jeder einzelne Theil dem andern nützlich, und in Betrachtung des Ganzen sogar nothwendig seyn solle? Ist es nicht genug, wenn von allen angebrachten Theilen keiner dem andern schädlich, keiner dem andern in seinem Wachsthum und Bildung hinderlich ist? Alles, was nur, ohne dem andern zu schaden, beisammen seyn und mit einander bestehen kann, befindet sich wirklich beisammen, und vielleicht bestehen die meisten Wesen aus viel weniger

ger zu einer gewissen Absicht erschaffnen, sehr nöthigen oder nützlichen, als aus gleichgültigen, unnützen und überflüßigen Theilen *). Insofern wir bei allen erschaff-

*) Wir haben schon in der allgemeinen Geschichte der Natur an unterschiedenen Stellen angemerket, daß Herr von Buffon sehr geneigt ist, in der Natur alles, was Absicht und Endursachen voraussetzt, gänzlich zu verwerfen. In der That mögen einige von unsern Physikotheologen in Erklärung dieser Absichten und Endursachen zu weit gegangen seyn, oder ihren Einsichten zu viel getrauet haben. Sollte man aber dieses Mißbrauches wegen wohl berechtiget seyn, in den Werken der Natur lieber eine gleichgültige Zusammenhäufung unnützer und überflüßiger Theile neben einigen brauchbaren und nothwendigen, als Absichten und weise Ordnung anzunehmen? Ist es lächerlich zu sagen, das Thier habe seine Augen zum Sehen, das Maul zum Fressen, seine Waffen zur Vertheidigung, den Magen zur Verdauung, und seine Füsse zum Laufen? Wenn man sich die Natur nicht als eine durch sich selbst ursprünglich wirkende Kraft vorstellet, sondern sich unter ihr blos einen Inbegriff der von der höchsten Weisheit und Allmacht in Bewegung gesetzten, bildenden, vermehrenden, und das Wachsthum befördernden Kräfte gedenket, so läßt sich ohne Verletzung der Ehrerbietung, die wir unserm Schöpfer schuldig sind, unmöglich annehmen, daß die Natur oder alle durch Gottes Macht und Weisheit in Bewegung gesetzte physische Kräfte bei dem, was durch sie hervorgebracht wird, nirgends nach Absichten wirkten, oder daß ihr Ur-

schaffnen Dingen eine gewisse Endursache vorauszusetzen pflegen, so bemühen wir uns, Theilen, deren Gebrauch und Nutzen wir nicht einsehen, einen verborgenen Nutzen anzudichten; wir erfinden ganz ungegründete Beziehungen, welche gar in der Natur der Dinge nicht vorhanden sind, und unsre Kenntniß von denselben immer mehr verdunkeln. Wir bedenken gar nicht, wie sehr wir dadurch das Ansehen oder die Vortheile der Weltweisheit vermindern, wenn wir sie von ihrem eigentlichen Vorwurf, wie nämlich die Dinge geschehen, oder von Untersuchung der Art, wie die Natur wirket, abziehen, an die Stelle dieses wirklichen Gegenstandes aber dadurch ei-

Urheber sich dabei keinen Zweck vorgesetzt habe. In unserer Seele wenigstens kann der Gedanke, daß Gott in der Natur eine Anhäufung gleichgültiger, unnützer und überflüßiger Theile, besonders an organischen Körpern, seiner Weisheit gemäß gefunden, unmöglich Wurzel fassen. Wir wollen gerne zugeben, daß es uns nur selten glücken mag, die wahre Absichten und Endursachen des Schöpfers zu errathen, aber dazu wird uns niemand bereden, in seinen Werken jemals etwas wirklich unnützes und überflüßiges, oder einen Defekt wesentlicher Theile, nach Ausnahme der Mißgeburten, einzugestehen.

M.

einen leeren Begriff setzen, daß wir uns immer bemühen, das Warum? oder die Absicht errathen zu wollen, die sie bei ihren Wirkungen zum Grunde hat *).

Aus

*) Ließe sich aber die Untersuchung des Wie und Warum, oder die Erforschung der Wirkungsart und der Absicht jeder natürlichen Wirkung nicht auf eine vernünftige Art mit einander vereinigen? Mag es doch seyn, daß wir in der Beurtheilung des Warum einmal fehlen. Für einen christlichen Weltweisen scheint es uns doch allemal höchst anständig zu seyn, wenn er sich bemühet, nicht allein zu wissen, wie die Natur in diesem und jenem Falle wirket, sondern auch zu welcher Absicht sie dieses oder jenes Geschöpfe, diesen oder jenen Theil der Geschöpfe hervorgebracht habe? Die Weltweisheit verlieret nicht sowohl durch dergleichen Untersuchung, als vielmehr durch ihre gänzliche Einschränkung, in diesem lehrreichen Fache rühmlicher Nachforschungen. Wenn wir in der Natur einen Körper ohne Vorurtheile nach allen sichtbaren Verhältnissen kennen lernen, wenn wir seine Entstehung- und Vermehrungsart so genau als möglich erforschet, und uns von seiner wahren und natürlichen Beschaffenheit einen deutlichen Begriff gemacht haben, was kann alsdann der Weltweisheit oder unsern historischen Kenntnissen der Natur dadurch für ein Uibel zuwachsen, wenn ein eifriger Verehrer der Natur und ihres allmächtigen Urhebers auch einen schüchternen Blick auf die weisen Absichten des Schöpfers in Hervorbringung der Geschöpfe und in Bildung derselben zu werfen waget? Wenn wir uns noch so eifrig be-

mü-

Aus diesem Grunde muß man ja kein Beispiel unangezeigt oder unbemerkt lassen, welches diesem Verfahren Abbruch thun kann, und sich, so viel als möglich, auf solche Fälle berufen, die fähig sind, ein so allgemein angenommenes, durchgängig so beliebtes Vorurtheil, einen Fehler der Methode zu vertilgen, der blos zu einem Deckmantel unsrer Unwissenheit dienet, bei Untersuchung und Erörterung der Wirkungen der Natur aber, so angenehm er sich auch gemacht hat, nicht blos unnütze, sondern sogar schädlich ist. Ohne unsern Gegenstand aus den Augen zu setzen, können wir noch andere Beispiele geben, welche die falsche Meinung von den Absichten der Natur augenscheinlich widerlegen.

Von den Phalangen oder Gliederreihen glaubt man, sie gehörten blos zur Bildung der Zehen. Wozu hat sie aber das Schwein, da es unfähig ist, seiner Zehen sich zu bedienen? Oder wozu haben einige vielzehichte Thiere gewisse kleine Knochen *),

 die

mühen, so begreifen wir dennoch die Gefahr nicht, welche dadurch der Naturgeschichte zuwachsen könnte.

M.

*) Wie Hr. Daubenton entdecket hat.

die nicht einmal für ordentliche Phalangen gelten können? Wenn also dem Endzwecke der Natur gemäß alle Zehen aus ordentlichen Gliederreihen bestehen müssen, so muß man offenbar zugeben, sie habe beim Schwein ihren Vorsatz nur zur Hälfte ausgeführt, bei andern aber kaum angefangen, ihn ins Werk zu richten *).

Das Harnhäutchen (allantoide) findet sich an den Früchten der Sau, der Kuh, der Stute und vieler anderer Thiere. Gemeiniglich ist diese Haut am Blasengrunde der Frucht befestigt. Man behauptet, sie wä-

*) In der Natur herrscht überall zu viel Mannigfaltigkeit, als daß man sagen könnte; dieser oder jener Theil des Thieres muß vermöge der Absicht der Natur allemal so und nicht anders gebildet seyn. Sie kann durch mancherlei Mittel einerlei Absicht erreichen. Es ist also zwar gewöhnlich, aber gar nicht nothwendig, daß jedes Thier mit Zehen ordentliche Gliederreihen oder ein anderes mit gespaltenen Klauen einen nur einfach gespaltenen Fuß haben müsse. Die Absicht, warum beide Arten ihre Füße haben, kann doch erreicht werden, ob es gleich in manchen Fällen durch ungewöhnliche Mittel geschiehet. Es läßt sich daher aus den vom Hrn. Verf. angeführten Gründen gar nicht schliessen, daß die Natur irgend ein Werk unvollendet gelassen, oder ihre Absicht verfehlt habe.

M.

wäre bestimmt, den Harn aufzufangen, welchen die Frucht, so lange sie noch in Mutterleibe verborgen lieget, von sich liesse. In der That wird man auch bei der Geburt eines Thieres einigen, aber keinen beträchtlichen Vorrath von einer gewissen Feuchtigkeit in dieser Haut gewahr. Bei der Kuh ist sie vielleicht häufiger, als in irgend einem andern Thiere vorhanden; dennoch erstreckt sie sich kaum über etliche Nößel, unerachtet diese Haut von einer solchen Ausdehnung ist, daß man zwischen ihr und der darin enthaltnen Feuchtigkeit gar kein Verhältniß finden kann. Wenn man dieses Häutchen aufbläset, bildet es gleichsam einen doppelten Beutel in Gestalt eines halben Mondes, und beträgt an dreizehn bis vierzehn Schuh in der Länge, gegen ungefähr neun, zehn, eilf oder gar zwölf Zoll im Durchmesser. War aber wohl, um drei oder vier Nößel einer Feuchtigkeit aufzubewahren, ein Gefäß von vielen Kubikschuhen erforderlich? Die Blase der Frucht, wenn sie nicht unten offen wäre, könnte schon allein diese Feuchtigkeiten in sich fassen, wie es bei Menschen und andern Thieren, an welchen man dies Harnhäutchen bisher noch nicht entdecket hat, auch in der That geschiehet. Dieses

Häutchen ist also weder zur Aufbewahrung des vorräthigen Harns, noch zu irgend einer andern von unsern vermeinten Absichten vorhanden. Der weitläuftige Umfang desselben stiftet weder dem Thiere selbst, noch irgend einem andern Gegenstande den geringsten Vortheil, denn es läßt sich nicht vermuthen, daß es jemals ausgefüllt werden könnte. Wäre dies aber möglich, so würde dieses Häutchen fast eben so viel Raum, als das ganze Thier, worin es befindlich ist, einnehmen, und könnte folglich nicht von demselben eingeschlossen werden. Da es auch überdies bei der Geburt gleich zerreißet, und mit andern Fruchthüllen weggeschmissen wird, so ist klar, daß es alsdann viel weniger, als vorher, nütze *).

Man

*) Ohne uns hier in weitläuftige physiologische Erklärungen einzulassen, die man in einzelnen Anmerkungen zu sehr abkürzen, folglich außer ihrem Zusammenhang und undeutlich vortragen müßte, können wir doch nicht umhin, die Folge zu läugnen; daß alles, wovon wir die eigentliche Absicht und Bestimmung nicht wissen, deswegen auch ohne Absicht vorhanden oder zufällig und überflüßig sey. Wenn überdies hier der Ort wäre, die angenommene Meinung der Physiologen zu vertheidigen, so würden sich in der That mehr

Gründ

Man glaubt gemeiniglich, ein jedes Thier habe gerade so viel Zitzen oder Striche, als es Junge werfen und saugen solle *). Wozu dient aber den Männchen, die niemals Junge zur Welt bringen oder zu säugen haben, eine gleiche Anzahl von Brustwarzen? Und warum ist eine Muttersau, die oft achtzehn bis zwanzig Ferken wirft, niemals mit mehr als zwölf, zuweilen aber wohl mit noch weniger Zitzen versehen? Liegt hierinne nicht ein offenbarer Beweis, daß es unmöglich sey, die Werke der Natur durch Endursachen zu beurtheilen, daß wir derselben doch ja nicht so kleine Aus-

Gründe für, als wider sie finden. Diese Gründe können aber viel ehe den Stoff zu einer ganzen Abhandlung, als zu einer kurzen Anmerkung an die Hand geben.

M.

*) Dieser höchst unbestimmte Satz ist unstreitig aus den Zeiten genommen, wo man auf die erste Muthmaßung gleich eine allgemeine Wahrheit zu gründen suchte. Unter den jetzigen Naturforschern wird nicht leicht einer seyn, der ihn anzunehmen Lust hätte. Um aber eine gewisse Meinung zu vertheidigen, muß man freilich alles zusammen suchen, was derselben auf irgend eine Art günstig seyn kann.

M.

sichten und Endzwecke, als die unsrigen sind, andichten, oder sie nach moralischen Uibereinstimmungen wirken lassen sollten? Wir müssen uns vielmehr bemühen, ihre eigentliche Wirkungsart kennen zu lernen, und, um diesen Zweck nicht zu verfehlen, alle physische Aehnlichkeiten zu Hilfe nehmen, welche die unermeßliche Mannigfaltigkeit ihrer Werke uns darbietet *).

Frei=

*) Allerdings ist dieses nützlich und nothwendig; wenn wir aber alle physische Aehnlichkeiten wirklich zu Hilfe genommen, wenn wir der Natur auf den Spuren ihrer Wirkungsart so weit, als möglich war, nachgegangen sind, und einen Körper nach allen seinen begreiflichen Verhältnissen kennen gelernt haben; wenn wir nun wissen, daß und wie er vorhanden ist, wird uns nicht allemal ein unwiderstehlicher Trieb reizen, auch zu erfahren, warum oder zu welcher Absicht er da ist? Allerdings muß die Methode des Hrn. von Buffon vor derjenigen hergehen, deren sich die Physikotheologen bedienen. Wenn man aber in der ersten so weit gegangen ist, als die Grenzen unsers Verstandes erlauben, so kann es der Aufnahme und Beförderung natürlicher Kenntnisse unmöglich nachtheilig seyn, wenn man bei Betrachtung der Geschöpfe und ihrer Theile sich auch um die Absichten ihres Daseyns bekümmert. Die Naturgeschichte würde sicher einen ihrer wesentlichsten und herrlichsten Vortheile verlieren, wenn man von der eigentlichen Geschichte die Physikotheologie gänzlich trennen wollte.

M.

Freilich ist diese Methode, als die einzige, die uns zu wahren Kenntnissen behilflich seyn könnte, ungleich mehrern Schwierigkeiten unterworfen, als die andere, und es kommen in der Natur unendlich viele Begebenheiten vor, bei welchen es, wie bei den vorigen Beispielen, unmöglich scheint, sie mit Vortheil anzubringen. Es würde dem unerachtet viel nützlicher seyn, anstatt einer Untersuchung, wozu der große Umfang des Harnhäutchens diene, die uns doch endlich überführen würde, daß es gar zu nichts nütze sey, noch seyn könne, lieber den physischen Verhältnissen genauer nachzuforschen, die allein fähig wären, uns auf dessen Ursprung zu führen.

Insofern man also z. B. gefunden hat, daß den Früchten solcher Thiere, die einen engen Magen und eben dergleichen Eingeweide haben, das Harnhäutchen entweder gänzlich fehlet, oder nur sehr klein ist; so läßt sich vermuthen, daß die Entstehung dieser Haut einige Beziehung auf die Größe des Magens und der Eingeweide haben müsse ꝛc. Betrachtet man ferner die Ungleichheit in der Anzahl der Zitzen und der Jungen, und gestehet ein, daß allemal diejenigen Thiere, welche sich am stärksten vermehren, auch die meiste Zitzen haben;

so läßt sich daraus folgern, die starke Vermehrung müsse von der Bildung der innern Zeugungstheile abhängen. Da nun auch die Warzen äußerliche Abkömmlinge dieser Zeugungstheile sind, so muß allerdings zwischen der Anzahl und Ordnung sowohl dieser Theile als der Zitzen ein physisches Verhältniß statt finden, dessen Ausforschung unser ganzes Bestreben ausmachen sollte.

Ich habe mich hier blos bemühet, den rechten Weg anzudeuten. Hier ist es aber der Ort nicht, ihn weiter zu verfolgen. Dennoch kann ich nicht umhin, im Vorbeigehen anzumerken, daß man die zahlreiche Vermehrung der Bildung der innern Zeugungstheile mit weit mehrerem Grund, als irgend einer andern Ursache, beizumessen habe. Der Uiberfluß der Samenfeuchtigkeit ist es nicht, worauf man hier besonders zu sehen hat. Bekanntermaßen sind Pferde, Hirsche, Widder, Böcke und andere Thiere, die sich nicht stark vermehren, ungemein reich an dieser Feuchtigkeit. Hingegen sieht man bei Hunden, Katzen und andern mit sehr wenig Samenfeuchtigkeit versehenen Thieren, daß ihre Nachkommenschaft nach dem Verhältniß ihrer Größe ungleich zahlreicher ist. Auch die öftere Vermischung läßt sich nicht

zum

zum wahren Grunde der stärkern Vermehrung angeben. Man weiß aus überzeugenden Erfahrungen, daß Schweine und Hunde sich nur einmal paaren oder belaufen dürfen, um eine Menge Junge hervorzubringen. Es scheint auch in diesem Fall nichts auf eine anhaltende Paarung oder auf die Länge der Zeit anzukommen, in welcher die Samenfeuchtigkeit ausgelassen wird. Ein Hund verweilet nur darum lange bei den Hündinnen, weil ihn ein Hinderniß zurück hält, welches in der Bildung seiner Zeugungstheile selbst gegründet ist. Obgleich der Eber nichts von diesem Hinderniß weiß, und sich länger, als die meisten Thiere, bei der Paarung aufhält, so läßt sich doch aus diesem Umstand nicht auf die zahlreichere Vermehrung schließen, weil man überzeugt ist, es koste dem Hahne nur einen Augenblick, um so viel Eier zu befruchten, als eine Henne in einem ganzen Monat legen kann. Es wird sich künftig schon eine vortheilhafte Gelegenheit finden, wobei ich die Gedanken besser entwickeln, und mit gehöriger Deutlichkeit beweisen kann, welche ich hier blos in der Absicht beiläufig angeführet, um zu zeigen, daß eine bloße Wahrscheinlichkeit, eine bloße Muthmaßung, wenn sie nur auf physika-

sikalische Aehnlichkeiten gegründet ist, ein viel helleres Licht aufstecken, und weit mehr Nutzen stiften kann, als der ganze Inbegriff der Endursachen zu leisten fähig ist.

Zu den bisher angeführten Merkwürdigkeiten der Schweine ist auch noch ihr Fett zu rechnen, welches nicht allein in Ansehung der Dichtheit und natürlichen Beschaffenheit, sondern auch der Lage im Leibe derselben von dem Fette fast aller vierfüßigen Thiere merklich abweichet. Bei den Menschen und bei Thieren, welche gleich den Hunden, Pferden u. s. w. kein Talg haben, findet man immer Fett und Fleisch in einer gleichen Mischung. Beim Widder, Bock, Hirsch u. a. m. sitzt immer der Talg an den Enden des Fleisches. Der Schweinespeck hingegen ist weder mit Fleische vermischt, noch blos an den Enden des Fleisches angewachsen, er hüllet vielmehr den ganzen Körper des Schweines ein, und stellet zwischen Haut und Fleisch eine ganze, starke, ununterbrochne Lage vor. In diesem Stücke haben die Schweine viel Aehnlichkeit mit dem Wallfisch und andern wallfischartigen Thieren, deren Fett ebenfalls aus einer Art von Speck bestehet, welcher fast eben so dichte, doch etwas ölichter ist, als der Schweinespeck. Bei den wall-

fischartigen Thieren macht er unter der Haut, wie bei den Schweinen, ebenfalls eine Lage von einigen Zollen, welche das Fleisch ringsum bedecket.

Noch ein besonderer Umstand ist bei den Schweinen merkwürdiger, als alles, was bisher von ihnen gesagt worden. Das Schwein verlieret nämlich durchaus keinen von seinen ersten Zähnen. Andere Thiere, z. B. das Pferd, der Esel, das Rind, das Schaf, die Ziege, der Hund, sogar der Mensch pflegen alle die erste vordere Schneidezähne zu verlieren. Diese Milchzähne fallen ihnen aus, ehe sie mannbar werden. Es kommen aber bald andere wieder an deren Stelle. Die Milchzähne des Schweines hingegen bleiben, anstatt auszufallen und wieder ergänzet zu werden, so lange das Thier lebet, in einem fortdaurenden Wachsthum. Im untern Kinnbacken ist es mit sechs scharfen Schneidezähnen, im obern ebenfalls mit sechs auf jene passenden Zähnen bewaffnet, welche aber durch einen Fehler, der in der Natur nicht seines Gleichen hat, ganz anders, als die Zähne des untern Kinnbackens gebildet sind. Anstatt scharf und schneidend zu seyn, haben sie vielmehr eine lange, zilindrische, und an den Enden so stumpfe

Fi-

Figur, daß sie mit den Zähnen des untern Kinnbackens fast einen rechten Winkel machen, und mit ihren Spitzen sehr schief auf einander treffen.

Blos das Schwein und etwa noch zwei bis drei andere Geschlechter sind mit Fängen oder langen Haken versehen. Sie unterscheiden sich von andern Zähnen darin, daß sie aus dem Rüssel hervorstehen, und so lange fortwachsen, als das Thier lebet. Beim Elephanten und bei der Meerkuh haben sie eine walzenförmige Figur, und etliche Fuß in der Länge; bei wilden Schweinen hingegen und bei zahmen Ebern erscheinen sie vorn zirkelförmig umgebogen, flach und schneidend. Ich habe sie von etwa neun bis zehn Zoll gesehen. Sie stecken sehr tief in den Zahnhöhlen, und haben am obern Ende, wie die Elephantenzähne, eine Vertiefung (oder einen Rüft). Der Elephant aber und die Meerkuh sind nur am obern Kinnbacken mit Gewehr bewaffnet, an den Unterkinnbacken pflegen ihnen sogar die Hundszähne zu fehlen; da hingegen der Eber und das wilde Schwein in beiden Kinnbacken Hauer zeigen, wovon die untersten dem Thier am nützlichsten, zugleich aber die gefährlichsten sind, weil das wilde Schwein vorzüglich mit diesen

zu

zu schlagen und andere zu verwunden gewohnt ist.

Die Muttersau, die Bache und das geschnittne zahme Schwein sind am untern Kinnbacken ebenfalls mit vier solchen Haken oder Hundezähnen versehen, die aber bei diesen lange nicht so stark, als bei den männlichen Schweinen wachsen, und fast gar nicht an den Seiten des Rüssels hervorragen. Außer den zwölf Schneidezähnen und vier Haken oder Hundezähnen lassen sich an jedem Schwein auch noch acht und zwanzig Backenzähne, folglich überhaupt vier und vierzig Zähne zählen. Das wilde Schwein übertrift allemal das gemeine an Größe der Waffen, an Stärke des Rüssels und Länge des Kopfes; es hat auch stärkere Läufe, weiter aus einander stehende Klauen und allemal schwarze Borsten.

Unter allen vierfüßigen Thieren scheinen wohl die Schweine das ungeschickteste zu seyn, und ihr Naturell scheint an den Unvollkommenheiten ihrer Gestalt großen Antheil zu nehmen. Sie beweisen sich in allen ihren Handlungen außerordentlich plump, in ihrem Geschmack und ihren Begierden sehr unflätig. Ihre vorzüglichste Regungen pflegen auf eine wütende Brunst und auf eine große Gefräßigkeit hinauszulaufen,

fen, vermöge welcher sie ohne Unterschied alles, was ihnen vorkömmt, sogar ihre eigne Junge zu verzehren gereizet werden. Ihre unmäßige Freßbegierde scheint, aller Wahrscheinlichkeit nach, von dem dringenden Bedürfniß, ihren weiten Magen beständig anzufüllen, ihr schmutziger Appetit aber von den stumpfen Empfindungen des Geschmacks und Gefühles abzuhängen.

Die grobe Borsten, die Härte der Haut, ihr dicker Speck machen diese Thiere gegen die Schläge sehr unempfindlich. Es hat sich sogar schon zugetragen, daß Mäuse sich auf ihrem Rücken eingenistet, ihre Haut und Speck angefressen haben, ohne daß es ihnen fühlbare Beschwerden machte. Sie haben also ein sehr stumpfes Gefühl und einen eben so groben Geschmack. Den andern Sinnen fehlt es nicht an gehöriger Feinheit. Den Jägern ist es mehr als zu bekannt, wie gut ein wildes Schwein in der Ferne sehen, hören und wittern kann. Sie müssen daher, wenn sie eins überschleichen wollen, sich des Nachts in möglicher Stille und gegen den Wind anstellen, wenn ein solches Schwein die Witterung von ihnen nicht schon von weitem bekommen, und gleich zur Flucht gereizet werden soll.

Die erwähnte Unempfindlichkeit im Geschmack und Gefühl, pflegt durch eine gewisse Krankheit, welche die Finnen *) heisset, einen so starken Zuwachs zu bekommen, daß

*) Unter die vornehmste Zufälle und Krankheiten der Schweine gehöret besonders dieser, daß sie gerne finnicht werden, oder über den ganzen Leib einen scharfen Ausschlag, welcher sich hernach leicht, wofern ihm nicht frühzeitig vorgebauet wird, entweder in Blattern, oder in eine Art von Pocken verwandelt, oder gar Läuse bekommen. Jene Zufälle machen sie mager, und die Läuse saugen ihnen Saft und Mark dermassen aus, daß ihnen gar kein Futter mehr gedeihen will.

Haben die Schweine die Finnen einmal bekommen, so ist gar keine Hilfe wider dieses Uibel auszumachen. Das Fleisch wird eckelhaft und für unbrauchbar gehalten. Man spüret es bald an ihrem heiseren Geschrei. Gemeiniglich setzen die Finnen sich zuerst an der Zunge und in den Lungen an, pflegen sich aber sodann bald im ganzen Körper zu verbreiten.

Wider den Ausschlag und Läuse der Schweine ist nichts besser, als eine Lauge, die aus Tobacksstängeln und reiner Holzasche am Feuer zubereitet worden, wenn man die schadhaften Schweine damit, so warm sie es ertragen können, einige Tage nach einander wäschet. Man bedienet sich eines starken Strohwisches. s. Hannöv. Mag. 67. St. 1430. rc. Ein ander Mittel wider den Aus-

daß ihnen dabei fast alles Gefühl vergehet. Die Ursache dieser Krankheit, oder ihren ersten Urs rung, hat man ohnstreitig nicht so wohl in dem Gewebe des Fleisches und der Haut, als in der natürlichen Unsauberkeit solcher Thiere, und in der Verderbniß zu suchen, welche die unreine Nahrungsmittel, die sie gemeiniglich in so großem Uiberfluß genießen, zu einer nothwendigen Folge haben. Denn das wilde Schwein, dem es an Gelegenheit fehlet, so vielen Unflath zu verschlingen, und welches mehrentheils von Körnern, Früchten, Eicheln und Wurzeln lebet, weiß von dieser Krankheit eben so wenig, als ein Ferkel, das noch an seiner Mutter sauget. Man kann auch bei zahmen Schweinen diesem Uibel nicht anders vorbauen, als wenn

Aussatz der Schweine, das aus rohem Spiesglas und Gerstenmehl bestehet, welches als ein Pulver auf die Zunge des kranken Thi res gestreuet wird, finden wir im Hamb. Mag. X B. S. 136. als untrüglich empfohlen Cf. Ab h. der Schwed. Akad. der Wissenschaften III B. p. 297. Diese Thiere pflegen auch der Bräune zu gewissen Zeiten unterworfen zu seyn. Die Ursachen dieses Uibels und Mittel dagegen werden im Hann. Mag. 72. p. 607. angezeigt.

wenn man sie auf einen reinen Koben stellet und ihnen satt gesundes Futter vorwirft. Ihr Fleisch erhält sogar, nach meiner eignen Erfahrung, einen vortreflichen Geschmack, und ihr Speck eine derbe Festigkeit, wenn sie vierzehn Tage oder drei Wochen vor der Schlachtzeit in einen gepflasterten, reinlichen Stall, ohne Streue, aufgestellet werden, und lauter trocknen, reinen Weizen zu fressen, aber nur sehr wenig zu saufen bekommen. Hierzu wählet man einen Jährling, der wohl bei Leibe und schon halb gemästet ist.

Gemeiniglich mästet man sie mit reichlich vorgeworfener Gerste, Eicheln, Kraut, gekochten Küchenfrüchten und Kleitrank *).

*] Wenn man auf wilde Kastanien kochendes Wasser gießet, um ihnen die Bitterkeit zu benehmen, sind sie ebenfalls ein vortrefliches Futter zur Mastung der Schweine. Was ausserdem von der Mastung derselben zu bemerken und was damit für Erfahrungen angestellt worden, darüber lese man im Hann. Mag. 70. S. 401. ꝛc. Hrn. Arthur Youngs Erfahrungen über das Mästen und Aufziehen der Schweine.

Wie schädlich das Mutterkorn auch so gar den Schweinen sey, beweiset Hr. Tissot in seiner

Nach Verlauf zweener Monate sind sie fett, haben überflüßigen, dicken, aber keinen derben, weißen Speck, und allemal zwar ein gutes, aber etwas abschmeckendes Fleisch. Mit noch wenigern Kosten werden sie auf dem Lande, wo es viel Eicheln giebt, gemästet. Wenn im Herbste die Eicheln abfallen, oder die Kastanien und Buchecken sich aus ihren Hülsen losmachen, treibt man sie daselbst in die Wälder. Sie fressen mit gleichem Appetit alle Arten wild wachsender Früchte und legen in kurzer Zeit häufigen Speck an, besonders wenn man ihnen des Abends bei ihrer Zurückkunft laulicht Wasser zu saufen giebt, welches mit einem wenig Kleie und Trespenmehl

ner Nachricht von der Kriebelkrankheit aus einigen Beispielen. Hr. Salerne, sagt er, hat ein Schwein gesehen, das mit Mutterkorn und zweimal so viel Gerste eine Zeitlang gefüttert war, von dieser Nahrung aber einen aufgeschwollenen harten und schwarzen Unterleib, auch eine Menge von Geschwüren an den Beinen bekam und hernach starb. Leber und Eingeweide waren zum Theil brandicht geworden. Einem andern Schweine waren von der Kleie des Mutterkorns, die es gefressen hatte, beide Ohren und alle 4 Füsse abgefallen.

mehl vermischt worden. Nach diesem Getränke pflegen sie ruhig und mehr zu schlagen, wodurch sie gemeiniglich dermassen an Fleisch und Specke zunehmen, daß man schon oft Mastschweine gesehen, die sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnten. Der Herbst, wenn sich die erste Kälte fühlbar macht, ist überdies zur Mast viel bequemer, als andere Jahreszeiten. Es findet sich nicht allein alsdann die häufigste Mastung, sondern die Ausdünstung ist auch alsdann viel minder beträchtlich, als im Sommer *).

Das Mästen wird bei den Schweinen nicht, wie bei anderm Zuchtvieh, bis zu ihrem Alter verschoben. Denn je länger sie schon gelebt haben, desto schwerer hält es mit ihrer Mästung und desto schlechter pflegt ihr Fleisch, dem Geschmacke nach, auszufallen.

*) Allerlei nützliche zur Schweinemast und Fütterung gehörige Nachrichten stehen in den Abhandlungen der schwed. Akad. der Wissensch. IV B. 145. VI. 275. IX. 223. 257. 259. XII. 106. XV. p. 19. XXIII. p. 260. und XXV. p. 266. ec.

M.

Das Verschneiden muß nothwendig vor der Mast hergehen *). Es wird mit Schweinen von sechs Monaten, gemeiniglich im Frühjahr oder Herbst, niemals aber

*) Wenn man aber fragt: ob es den Sauschweinen, wenn sie zur Mast aufgelegt werden, schädlich, oder am Fettwerden hinderlich sey, wenn sie unverschnitten bleiben? So wird hierauf im Hann. Mag. 67. S. 1428. rc. geantwortet, daß man in einigen Gegenden von Niedersachsen, aus Mangel guter Gelegenheit, fast alle Sauschweine unverschnitten, aber dennoch mit Nutzen mästet und schlachtet, ohne dabei weder an der Mästung, noch am Fleisch irgend einen Unterschied wahrzunehmen. Es haben zwar einige dafür gehalten, daß unterschnittne Sauschweine nicht so starke Flohmen oder Fett, als die verschnittne ansetzten; noch mehrere Landwirthe wollen aber auch das Gegentheil hiervon erfahren haben.

Wenn eine zur Mast aufgelegte unverschnittne Sau ohngefähr brummisch wird, nicht gut fressen will und stark in den Mist arbeitet, so gebe man ihr ganz wenig Futter. Sobald ihre brümmische Hitze vorbei ist, wird alles versäumte richtig nachgeholet und man darf ihr sodann die Porzion ihres Futters, so lange nur einmal mehr geben lassen, bis sie wieder damit in Ordnung ist. Nur die einzige Vorsicht hat man hierbei noch zu beobachten, daß ein solch unverschnittnes Mastschwein, wenn es auch das bestimmte Mastkorn

aber bei großer Hitze oder starkem Froste, vorgenommen. In beiden letzten Fällen würde die Wunde gefährlich und schwer zu heilen seyn. Denn die Operazion wird mehrentheils durch den Schnitt, selten durchs Unterbinden auf die Art verrichtet, wie ich sie bei den Hammeln beschrieben habe (s. I Band S. 405.). Die Schweine, welche man im Frühjahr schneiden lassen, werden im folgenden Herbste gleich auf die Mast gestellet. Nur selten läßt man sie zu einem zweijährigen Alter gelangen. Indessen pflegen sie doch im zweiten Jahre noch stark fortzuwachsen, und würden dieses, wenn sie lebeud blieben, auch noch

korn bereits verzehret hat, nicht gerade zu der Zeit, wo es eben brümmisch ist, geschlachtet werde. Man verziehet lieber noch einige Tage, bis der Anfall vorüber ist, weil in der Folge bemerket worden, daß, bei Vernachläßigung dieser Vorsicht, der Speck das gehörige Salz nicht gut annehmen, auch sich hernach nicht lange halten will, sondern gern weich und schläckericht wird. Insoferne nur bei der Mästung kein Unterschied zu spüren, beim Verschneiden aber viel Unbequemlichkeit und Gefahr zu befürchten ist, halten die meiste, besonders niedersächsische Haushälter dafür, daß es zuträglicher sey, die Sauschweine gar nicht verschneiden zu lassen.

im dritten, vierten, fünften und folgenden Jahre thun. Die Schweine, die wegen einer beträchtlichen Größe und Fettigkeit ihres Körpers vorzüglich in die Augen fallen, sind vornämlich solche, die man hat alt werden und oft auf die Eichelmast stellen lassen. Die Dauer ihres Wachsthums pflegt sich nicht auf das vierte oder fünfte Jahr einzuschränken. Die Eber oder männliche Schweine, die man zur Zucht behält, pflegen bis ins fünfte und sechste Jahr immer größer zu werden. Ein wildes Schwein wird immer stärker, größer und schwerer, je mehr es an Jahren zunimmt.

Ein wildes Schwein kann zu einem Alter von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren gelangen *) Aristoteles hat überhaupt zum Lebensziel der Schweine zwanzig Jahre angenommen. Zugleich behauptet er, daß Eber und Sauen bis ins funfzehnte Jahr fähig wären, Junge zu zeugen und zu werfen. Die Fähigkeit, sich mit gutem Erfolge zu paaren, zeigt sich schon in einem Alter von etwa neun Monaten, oder von einem

*) S. La Venerie de du Fouilloux (oder des du Fouilleur Jagdbuch) à Par. 1614. p. 57.

einem Jahre. Vortheilhafter ist es aber, wenn man es abwartet, bis Eber und Sau wenigstens achtzehn Monate oder zwei Jahre völlig erreicht haben. Wenn eine Muttersau ihr erstes Jahr noch nicht überlebet hat, pflegt sie zum erstenmal wenige, schwache und unvollkommne Ferkel zu werfen. Von der Sau kann man sagen, sie fühle beständig den Vermehrungstrieb; auch dann, wenn sie schon trächtig ist, pflegt sie dem Eber nachzugehen. Bei den Thieren kann dieses für eine ganz ungewöhnliche Ausschweifung angesehen werden, weil die Weibchen fast aller andern Thiergeschlechter, von dem Augenblicke der Empfängniß an, das Männchen weiter nicht mehr zulassen.

Die unaufhörliche Hitze der Muttersau äußert sich durch unmäßige Anfälle und Bewegungen, die sich allemal damit endigen, daß sie sich im Kothe wälzet und abkühlet. Während dieser Zeit verliert sie eine beträchtliche Menge von einer weißen, dicken Feuchtigkeit. Sie trägt vier Monate, wirft im Anfang des fünften, suchet alsdann gleich wieder den Eber, wird nochmals trächtig, und pflegt aus diesem Grunde zweimal des Jahres zu ferkeln, die Bache hingegen, so ähnlich sie auch

sonst in allen Stücken der zahmen Sau ist, nur einmal des Jahres zu tragen. Dies rührt ohnstreitig von der Sparsamkeit ihres Futters und von der Nothwendigkeit her, alle Frischlinge, die sie geworfen hat, lange Zeit an sich saugen zu lassen; da man hingegen einer zahmen Sau ihre Ferkel gleich nach vierzehn Tagen oder höchstens drei Wochen abnimmt und sie hernach, bis auf acht oder neune, die sie noch eine Weile behalten kann, verkaufet. Binnen vierzehn Tagen ist ein Spanferkel sehr wohl zum Essen tauglich. Insofern man also nicht vieler Muttersauen bedar, und von geschnittnen Schweinen den meisten Vortheil ziehet, auch von ihnen das beste Fleisch bekömmt, sucht man sich von den meisten weiblichen Ferkeln loszumachen und begnüget sich, der Mutter höchstens nur zwei, nebst sieben bis acht Eberferkeln zu lassen.

Ein guter Zuchteber muß einen kurzen, untersetzten, mehr dicken, als langen Leib, einen dicken Kopf, kurzen und stumpfen Rüssel, grosse, hangende Ohren, kleine feurige Augen, einen grossen, dicken Hals, schmächtigen Bauch, breite Keulen, kurze und dicke Schenkel, auch starke schwarze Borsten haben. Die schwarzen pflegen alle-

mal

mal stärker und dauerhafter, als die weissen, zu seyn.

Von einer Muttersau fordert man einen langen Leib, breiten, dicken Bauch und lange Zitzen, ein ruhiges Naturel und eine Abkunft von einer fruchtbaren Raße. So bald sie trächtig ist, muß man sie vom Eber entfernen, welcher ihr sonst leicht Schaden zufügen könnte. Wenn sie geferkelt hat, gebührt ihr ein reinliches Futter und eine strenge Aufsicht, um zu verhindern, daß es ihr nicht möglich sey, von ihren jungen Ferkeln einige aufzufressen; welches noch sicherer vom Eber zu besorgen wäre, wenn er nicht sorgfältig davon zurück gehalten würde. Die beste Zeit, sie belegen zu lassen, ist im Anfange des Frühlings. Die Sau wirft alsdann im Sommer, und ihre Ferkel gewinnen Zeit, vor Einbruch des Winters groß, stark und fett zu werden. Soll eine Sau unsrer Absicht gemäß, zweimal des Jahres ferkeln, so läßt man den Eber im November zu ihr. Sie wirft alsdann im März und kann im Mai zum zweitenmal belegt werden. Es giebt unter den Sauen sogar einige, die regelmäßig alle fünf Monate Junge bringen.

Von der Bache haben wir bereits erwähnet, sie pflege des Jahres nur einmal zu werfen. Der Jenner und Hornung sind eigentlich die Monate, wo sich der Eber oder Hauer ihr nahen darf *), der Mai oder Junius, ihre gewöhnliche Wurfzeit. Ihre Jungen säugt sie drei bis vier Monate. Sie führet und begleitet sie als eine treue Mutter und ist eifrig besorgt, daß keines von ihnen sich vor dem zweiten oder dritten Jahre verlaufe. Es ist nichts ungewöhnliches, eine Bache, in Gesellschaft ihrer jährigen oder zweijährigen Frischlinge **) gehen zu sehen.

Die Ferkel der zahmen Sau läßt man so leicht nicht über zween Monate saugen

*) Bei den Jägern heißt dieses: die Bache oder Lehne tritt zur Brunft oder sie fängt an zu rollen. von Heppe wohlredender Jäger. Regensb. 1763. p. 52.

M.

**) Die Jäger pflegen ein wildes Schwein, das schon ein Jahr überlebet, übergehend, im andern Jahr darauf, angehend, im dritten und vierten Jahr hauend, alsdann aber ein Hauptschwein oder Sau zu nennen. s. von Heppens wohlredender Jäger ꝛc. p. 249.

M.

gen *). Gegen das Ende der dritten Woche fängt man so gar an, sie mit ihrer Mutter auszutreiben, um sie frühzeitig zu Aufsuchung ihres Futters, nach dem Beispiel der Mutter, zu gewöhnen. Fünf Wochen darnach pflegt man sie abzustecken **) oder abzusetzen und ihnen Abends und Morgens mit Kleien untermengte Molken oder auch nur laulicht Wasser mit gekochten Gartenfrüchten zu geben.

Die

*) Auf die gute Wartung der jungen Ferkel pflegt nicht allein in Absicht auf die künftige Mästung, sondern auch auf die Abwendung ihrer gewöhnlichen Krankheiten, viel anzukommen. Es ist, nach gründlichen Erfahrungen, sehr gut, Ferkeln von ohngefähr 14 Tagen täglich eine Handvoll reinen, aber am Feuer aufgewellten und wieder kalt gemachten Roggen zu geben. Er ist, so lange sie noch saugen, weit gesunder und nahrhafter, als saure Kühmilch. Was zu ihrer fernern Futterung, gleich nach dem Absetzen mit Vortheil zu geben sey, ist im Hann. Mag. p. 1431. ꝛc. kurz, aber deutlich beschrieben.

M.

**) Dieses Ausdrucks bedienet man sich vorzüglich bei den Ferkeln, die man von der Mutter abgewöhnen will. s. Jablonsky Lex. p. 15.

M.

Die Ursache, warum die Schweine die Erde so gern mit ihrem Rüssel umwühlen, ist in ihrer Begierde nach Regenwürmern und gewissen Wurzeln, besonders nach wilden Mohrrüben, zu suchen. Das wilde Schwein kann vermöge seines längern und stärkern Kopfes, tiefer, als das zahme, in die Erde wühlen. Es pflegt auch fast immer in einer geraden Linie fort zu brechen, da hingegen das zahme Schwein die Erde hin und wieder, aber nur ganz flach, umwühlet. Wegen des Schadens, den es anrichten kann, muß es von Frucht- und Saatfeldern sorgfältig abgehalten, und nur in Wälder oder Brachfelder getrieben werden *).

Vor Ablauf des dritten Jahres nennen die Jäger die wilden Schweine deswegen Rudelschwei-

*] Wenn die Schweine, wegen der engen Plätze mancher Gegenden, von den Viehweiden unmöglich zurück gehalten werden können, so bleibt kein ander Mittel übrig, als ihnen einen eisernen oder meßingernen Draht durch den Rüssel zu ziehen, welches in Niedersachsen Wieren oder Wierken genennt wird, und ihrem natürlichen Hang zum Wühlen die größte Hinderniß in den Weg leget. s. Hannöv. Mag. 67. p. 1641.

schweine (Bêtes de compagnie) weil sie, bis zu diesem Alter, sich nicht von einander trennen und getreue Begleiter ihrer gemeinschaftlichen Mutter sind. Ehe wagen sie es nicht, allein zu gehen, bis sie stark genug sind, vom Wolfe nichts mehr fürchten zu dürfen. Sie bleiben also, aus eignem Antrieb in ganzen Rudeln zusammen, weil auf diese Vereinigung sich ihre ganze Sicherheit gründet. Werden sie alsdann von irgend einem Thier angefallen, so setzen sie sich alle gemeinschaftlich zur Wehre, helfen sich nach allen Kräften und lassen es an keinen Mitteln zur wechselsweisen Vertheidigung fehlen. Die grösten stellen sich in einem Kreise hart neben einander und schliessen gleichsam eine schützende Ringmauer um die wehrlose Kleine. Eben so vertheidigen sich die zahme Schweine. Daher bedarf es keines Hundes, um sie zu vertheidigen. Um ihrer Ungelehrigkeit aber und Halsstarrigkeit willen, ist auch der flüchtigste und stärkste Kerl nicht vermögend, über funfzig Stück zu hüten. Im Herbst und Winter treibt man sie gern in solche Wälder, wo es nicht an wilden Früchten oder an guter Mastung fehlet; im Sommer hingegen an feuchte, sumpfige Oerter, wo sie einen Uiberfluß von Würmern und Wur-

zeln

zeln antreffen. Im Frühjahr pflegt man sie auf unbebauten oder brachliegenden Feldern zu hüten. Vom März bis zum Oktober werden sie des Tages zweimal ausgetrieben und von früh an, wenn der Thau abgetrocknet ist, bis um zehn Uhr, Nachmittag aber von zwei Uhr bis auf den Abend auf der Weide gelassen *).

Im Winter darf man die Schweine nur einmal in den schönsten Stunden des Tages austreiben, weil sie den Regen, Schnee und Reif nicht wohl vertragen können. Wenn Gewitter oder starke Platzregen einfallen, sieht man sie gemeiniglich, eines nach dem andern, von der Heerde weg und mit grossem Geschrei, welches die jüngsten am höchsten treiben, bis an die Thür ihres Kobens (oder Stalles) rennen. Man hat aber dieses Geschrei nicht mit ihrem gewöhnlichen Grunzen zu verwechseln. Es ist ein schmerzhaftes Geschrei, gleich demjenigen, das man von ihnen höret, wenn man

*) Eine weitläuftige Nachricht von der besten Schweinezucht und einer Menge davon handelnder Schriften findet man im Hamb. Mag. XXVI. Band S. 535. ꝛc. und 541. ꝛc.

man sie binden und abstechen will. Der Eber verhält sich dabei gesetzter, als die Sau. Der wilde Eber enthält sich desselben gänzlich, er müßte dann in einem harten Kampfe stark verwundet werden. Viel öfter hört man ein solches Geschrei von der Bache. Bei plötzlichem Uiberfall und unverhoftem Schrecke schnauben sie dermassen heftig, daß man in einer großen Entfernung sie deutlich hören kann.

Ohnerachtet ihrer heftigen Gefräßigkeit, pflegen doch die Schweine nicht leicht, wie z. B. die Wölfe thun, andere Thiere anzufallen oder zu fressen; ob sie gleich am Luder sich zuweilen vergreifen. Man hat wilde Schweine gesehen, welche sich das Pferdefleisch recht wohl schmecken ließen. Ich selbst habe in ihrem Magen schon Rehhaut und Vogelklauen wahrgenommen. Ohnstreitig werden sie zu dieser ungewöhnlichen Kost mehr durch Noth gezwungen, als durch natürliche Triebe gereizet. Indessen kann man sie von der Unart nicht frei sprechen, begierig nach Blut und frischem blutigen Fleische zu seyn; denn man weiß klägliche Beispiele, wo zahme Schweine nicht allein ihre Junge, sondern so gar Kinder in der Wiege angefressen haben. So bald sie nur etwas feuchtes, schmierichtes,

 fettes

fettes oder saftiges wahrnehmen, machen sie den Anfang damit, es zu belecken, den Beschluß aber damit, es zu verschlucken. Mehr als einmal sah ich eine ganze Heerde von Schweinen auf ihrem Rückwege, um einen Haufen frisch aufgeworfner Lehmerde sich versammlen. Ob diese gleich nur wenig Fettigkeit hatte, wurde sie doch von allen mit großer Lüsternheit belecket, und ein ziemlicher Theil davon gar verzehret. Man sieht also, daß in ihrer Gefräßigkeit eben so viel Unmäßigkeit, als Ungeschicklichkeit in ihrem Naturel herrschet. Es fehlt ihnen fast gänzlich an deutlichen Empfindungen, kaum erkennen die junge Ferkel ihre Mutter; wenigstens ist es bei ihnen sehr gewöhnlich, an eine fremde Sau zu gerathen und sich an der ersten, die es erlauben will, satt zu saugen.

Den wilden Schweinen scheinen Furcht und Nothwendigkeit etwas mehr Empfindung und natürliche Regungen zu ertheilen. Die Jungen halten sich, allem Anscheine nach, viel treuer an ihre Mutter, und diese sorgt für die Bedürfnisse ihrer kleinen Familie mit weit mehrerm Eifer, als eine zahme Schweinemutter.

So lange die Brunstzeit dauert, sucht sich der Hauer eine Bache, folgt ihr auf allen Schritten, und leistet ihr in den dicksten,

ein=

einsamsten und entlegensten Gegenden des Waldes, wohl dreißig Tage lang, Gesellschaft. Seine Begierden verursachen in diesem Zeitpunkt in ihm eine ungewöhnliche Wildheit. Er ist lauter Wuth beim Anblick eines Nebenbuhlers, der ihn vertreiben will. Die Begegnung zweener Hauer endiget sich in der Brunftzeit gemeiniglich mit blutigen, oft gar mit tödtlichen Kämpfen. Die Bache wird blos durch einen Anfall auf ihre Jungen in Wuth gebracht. Fast bei allen wilden Thieren ist es gewöhnlich, das Männchen zur Brunftzeit, das Weibchen aber, wenn es geworfen hat, am grausamsten zu finden.

Die wilde Schweine pflegt man entweder ordentlich zu hetzen oder des Nachts bei Mondschein auf dem Anstande zu überfallen. Da es nur langsam flüchtet, und eine starke Witterung hinter sich läßt, gegen die Hunde sich zur Wehre setzt, und sie oft gefährlich schlägt oder verwundet, so ist es weder nöthig, noch rathsam, sie mit guten, zur Hirsch- und Rehjagd abgerichteten Parforcehunden zu hetzen. Dergleichen Hunde würden, bei dieser Gelegenheit nicht allein die feine Nase verderben, sondern auch an ihrer natürlichen Flüchtigkeit Abbruch leiden. Abgerichtete Bauernhunde sind am besten bei der

Schweinehetze zu gebrauchen. Billig dürfen keine andere, als Hauptschweine, die an ihrer Fehrte leicht kennbar sind, gehetzet werden. Es kostet schon viel Mühe, wenn man ein dreijähriges, angehendes Schwein hetzen will; denn ein solches pflegt, ohne sich aufzuhalten, sehr weit in einem Streiche zu laufen. Ein hauendes Schwein thut aber dieses niemals. Man kann es immer in der Nähe hetzen. Es hat keine sonderliche Furcht vor den Hunden und bleibt oft stehen, um sich muthig zu vertheidigen. Ihr Aufenthalt am Tage ist gemeiniglich im dicksten und entlegensten Holze, des Abends und Nachts kommen sie aus ihrem Bruch *) hervor, um ihre Nahrung zu suchen. Im Sommer können die Sauen, wenn das Getreide reif ist, im Korn und Hafer, wo sie alle Nächte zubringen, leicht überschlichen werden.

Einem gefällten Eber pflegen die Jäger ohnverzüglich die Geilen abzulösen, weil ihr heftiger Geruch in Zeit von fünf oder sechs Stunden, ohne diese Vorsicht, gewiß das ganze Wildpret anstecken würde. Uibrigens

*] So nennen die Jäger den Ort, wo die Sauen gebrochen oder gewühlet haben.

gens ist an einem alten Hauer der Kopf das einzige recht schmackhafte Gerichte; an einem Frischling aber, besonders wenn er noch kein völliges Jahr alt ist, gewinnt man lauter zartes und wohlschmeckendes Wildpret. Das Fleisch eines zahmen Ebers ist im Geschmack noch widriger, als das Fleisch eines wilden. Soll man jenes genießen, so muß der Eber vorher geschnitten und gemästet worden seyn. Die Alten *) bedienten sich der Vorsicht, wenn sie wilden Sauen ihre Frischlinge wegnehmen konnten, solche zu schneiden und ihnen dann wieder ihre Freiheit zu ertheilen. Sie sahen voraus, daß dergleichen geschnittne wilde Schweine weit fetter, als andre, ihr Wildpret aber ungleich wohlschmeckender, als das Fleisch zahmer Schweine werden könnte.

Es bedarf eben keines langweiligen Aufenthaltes auf dem Lande, um die große Nutzbarkeit eines Schweines einzusehen. Ihr Fleisch ist noch theurer, als Rindfleisch, ihr Speck aber pflegt wohl zwei bis dreimal so viel zu gelten. Blut, Eingeweide, Gedärme, Füsse, Zunge, kurz:

 alles

*) S. Aristot. Hist. Animalium, Libr. VI. c. XXVIII.

alles ist an den Schweinen zu brauchen und zu genießen *). Der Schweinemist, weil er kälter ist, als der Dünger von andern Thieren, kann vorzüglich hitzigen und allzutrocknen Feldern zu statten kommen. Das Fett an den Eingeweiden und am Netze, welches vom eigentlichen Speck unterschieden ist, liefert uns den Schmeer, welcher sich zu einer guten Wagenschmiere brauchen läßt. Aus der Haut werden Siebe, aus den Borsten Kehrwische, Bürsten und Pinsel verfertigt. Salz und Salpeter durchdringen dieses Fleisch am stärksten und erhalten das eingesalzene länger, als das Fleisch irgend eines eßbaren Thieres.

In Europa, Afrika **) und Asien wimmelt es beinahe von Schweinen. Blos auf dem festen Lande der neuen Welt hat man

*) Von dem Gebrauch und ehemaligen Mißbrauch der Schweine oder ihrer einzelnen Theile in der Medizin, kann D. Merklein in seinem Thierreiche S. 206. bis 216. nachgelesen werden. M.

**) Hr Kolbe in seiner Beschr. des Vorgebirges der guten Hofnung ꝛc. Frf. und Leipz. 1745 4to gedenkt S. 336. ꝛc. unterschiedener afrikanischer Schweine, die aber nicht alle zu diesem Geschlechte gehören. In den vorgebir-

man dieses Geschlecht nirgends entdecket. Die Spanier waren die ersten, die sowohl

 auf

birgischen Kolonien, sagt er, giebt es viererlei Schweine. Die beiden ersten Arten sind zahm und von andern Orten dahin gebracht worden. Einige aus Europa, einige aus Java. Die javanische Schweine sind schwarz und haben sehr kurze Beine, die Borsten fehlen ihnen, ihr dicker Bauch hängt fast bis zur Erde herab, ihr Fett und Speck ist bei weitem nicht so fest, als an den europäischen Schweinen. Wenn man ein Stück davon in den Rauch hänget, so pflegt das Fett in kurzer Zeit abzutröpfeln. Ob also gleich das Fleisch sehr wohl zu essen taugt, so ist es doch weder gewöhnlich, noch möglich, etwas davon zu räuchern.

Unter dem Namen des asiatischen wilden Schweines ist besonders das äthiopische Schwein (S. oben S. 51. Anm. lit. γ) bekannt. Im Vorgebirge der guten Hofnung kommen dergleichen selten in den Gegenden zum Vorschein, wo die Holländer wohnen, weil da wenig Holz stehet, worin sie am liebsten sich aufhalten. Sie werden außerdem von Löwen, Tigern und andern reißenden Thieren so stark ausgerottet, daß es ihnen unmöglich fällt, sich hinlänglich zu vermehren.

Hrn. Kolbens 4te Art von Schweinen, die er das Erdschwein zu nennen beliebt, ist eigentlich der Ameisenfresser, den Hr. von Linné im Syst. Nat. XII. p. 51. Myrmecophaga, tridactyla, Brisson aber de Quadr. p. 15. Le Fourmilier Tamanoir nennet. M.

auf dem festen Lande, als auf den meisten großen amerikanischen Inseln; schwarze Schweine absetzten, welche sich alsdann in in der neuen Welt vermehrten und hernach an vielen Orten derselben wild angetroffen wurden. Jetzt gleichen sie unsern wilden Schweinen, weil sie einen kürzern Leib, stärkern Kopf und eine dickere Haut *), als die zahme Schweine haben, welche unter den heißen Himmelsstrichen alle so schwarz, als die wilde Schweine, aussehen.

Durch eines von den lächerlichen Vorurtheilen, welches blos der Aberglaube zeugen und nähren konnte, müssen die Mahometaner sich dieses nützlichen Thieres gänzlich beraubt sehen. Es ist ihnen keinesweges erlaubt, ein Schwein anzurühren, am wenigsten aber, davon zu essen, weil es unter ihnen für ein unreines Thier gehalten wird. Desto besser lassen sich die Chineser das Schweinefleisch schmecken. Sie halten beständig die zahlreichste Heerden von Schweinen, und nehmen aus denselben ihre häufigste und gewöhnlichste Nahrung. Blos um dieser Kost nicht entsa-

*) S. Hist. generale des Antilles par le P. du Tertre, à Par. 1667. Tom. II p. 295.

sagen zu dürfen, haben sie, wie man behaupten will, sich nicht entschließen können, den mahometanischen Glauben anzunehmen.

Die chinesische Schweine, welche den siamischen (T. XVIII. f. 2.) und indianischen am nächsten, oder mit ihnen völlig überein kommen, sind von den europäischen in einigen Stücken sichtbar unterschieden. Ihr Leib ist kleiner, ihre Füsse kürzer, ihr Fleisch weißer und schmackhafter. In Frankreich sind sie ebenfalls bekannt, und werden von einigen Personen als Zuchtschweine gehalten. Sie paaren und vermehren sich mit Schweinen von der gemeinen Raße. Die Schwarzen erziehen für sich ebenfalls eine große Menge von Schweinen. Bei den Mohren und in allen mahometanischen Ländern werden sie nur höchst sparsam, in Afrika und Asien aber werden eben so viel wilde Schweine, als in Europa gefunden.

Es scheint also, daß die Schweine an keinen besondern Himmelsstrich gebunden seyn mögen, daß aber das wilde Schwein, indem es zahm geworden in kalten Ländern stärker, als in den warmen ausgeartet sey. Ein Grad mehr in der Temperatur der Himmelsgegend, ist genug, ihre

Farbe zu verändern. In den mitternächtlichen Provinzen Frankreichs, auch sogar in Vivarons, pflegen die meisten Schweine weiß, in der nahe gelegenen Provinz Dauphine aber, alle schwarz zu seyn. In Languedok, in der Provence, in Spanien, Italien *), Indien, China **) und Amerika ***) findet man die schwar-

*) Von den großen Heerden der Schweine, die ehemals in Italien angetroffen worden, lese man im Xten Bande des Hamb. Mag. p. 604. M.

**) In der chinesischen Provinz Kiangsi, bei der Stadt Nunchang sollen, wie Neuhof in seiner Chines. Gesandschaft, Amst. 1669. fol. p. 347. meldet, die Schweine so häufig vorhanden seyn, daß man kaum auf den Strassen davor gehen kann. Die Reinlichkeit leidet aber darunter gar nicht, weil die Chineser allen Dünger sorgfältig auffammlen. M.

***) Außer den Schweinen, welche die Europäer nach Amerika gebracht haben, und die an vielen Orten wild herumlaufen, giebt es, wie Hr. Bankroft in seiner Nat. Gesch. von Guiana S. 74. rc. versichert, noch zwo Arten, welche den südlichen Gegenden von Amerika zwischen den Wendezirkeln eigen und besonders in Guiana häufig sind. Eine derselben wird Pekary oder Sus Tajassu (S. oben Anm. S. 52. lit. c) die andere, Warree genennet.

schwarze allenthalben als die herrschende Farbe. Am siamischen Schwein findet man un-

Der Pekary pflegt an Größe dem europäischen Schwein lange nicht beizukommen. Der Rücken ist mit langen, dicken, steifen, straubichten Borsten, beinahe 5 Zoll in der Länge besetzt, und wegen einer Drüse merkwürdig, die einem Nabel ähnlich siehet und aus Irrthum von vielen dafür gehalten worden. Sie steht auf der Kante des Rückens, über den hintern Lenden und hat eine milchichte Feuchtigkeit in sich, die einen Bisamgeruch von sich giebet. Es ist bei weitem nicht so furchtbar, als man sich es vorgestellet hat. Ob sie gleich heerdenweise zu mehr, als hunderten, zusammen gehen, so werden sie doch von den Indianern allezeit angegriffen. Gemeiniglich erlegen sie 20 bis 40 solcher Bisamschweine oder Pekary, ehe sie entfliehen. Den Indianern ist ihr Fleisch sehr angenehm, den Weißen aber, wegen der Drüse auf dem Rücken zuwider. Die Vorsicht, welche Wafer (in The Trauel to the Isthmus of America) den Indianern in Darien nachgerühmet, welche diese Bisamdrüse, sobald ein Schwein getödtet ist, absondern, wird von den Indianern bei Guiana ebenfalls beobachtet.

Das Warreeschwein ist ebenfalls von Wafern, sonst aber von keinem Verf. einer Naturgeschichte, angeführet worden. Es hält sich in Guiana noch häufiger, als der Pekary auf, ist auch viel größer und nicht minder in grossen Heerden zu sehen. An Gestallt und Grösse gleicht es beinahe den europäischen Schweinen; doch hat es kleinere Ohren, größere Hauzähne und längere Borsten, die an jedem Thei-

ungleich mehr Ähnlichkeit mit einem wilden, als am französischen. Eines der allersichtbarsten Merkmale der Ausartung sind ohnstreitig die Ohren. Diese werden desto biegsamer, weicher und herabhangender, je mehr sich das Thier verändert hat, oder deutlicher, je mehr es durch menschliche Pflege, Wartung und Zähmung verbessert worden. In der That hat ein zahmes Schwein viel schlappere, längere und hangendere Ohren, als das wilde Schwein, welches man von rechtswegen als das Muster des ganzen Geschlechts betrachten muß.

Theile des Körpers dichte neben einander stehen. Das Fleisch ist weniger ölicht und schmackhafter, als das europäische Schweinefleisch, daher es auch die weißen Einwohner dieser Kolonien sehr gerne speisen.

Vom Pekary hat Hr. von Buffon in einem seiner folgenden Theile ausführliche Nachricht gegeben, M.

An-

Anhang
zur
Geschichte des Schweins.

Das wilde, das siamische und hiesige zahme Schwein, sind eigentlich drei unter ein Geschlecht gehörige Raßen, weil die aus ihrer Vermischnng entstehende Junge wieder fruchtbar sind. Uiberhaupt sind alle Verschiedenheiten dieser drei Raßen von gar keiner besondern Erheblichkeit. Die wilde Schweine hat man als die ursprüngliche Raße, woraus die andern entsprossen, zu betrachten. Ihre Beschreibung und Geschichte konnte daher, ohnerachtet es wilde Thiere sind, von der Beschreibung und Geschichte der siamischen und gemeinen Schweine, die zu den zahmen Thieren gehören, gar nicht getrennet werden.

Die Materie, woraus die Borsten der Schweine bestehen, welche viel härter sind,

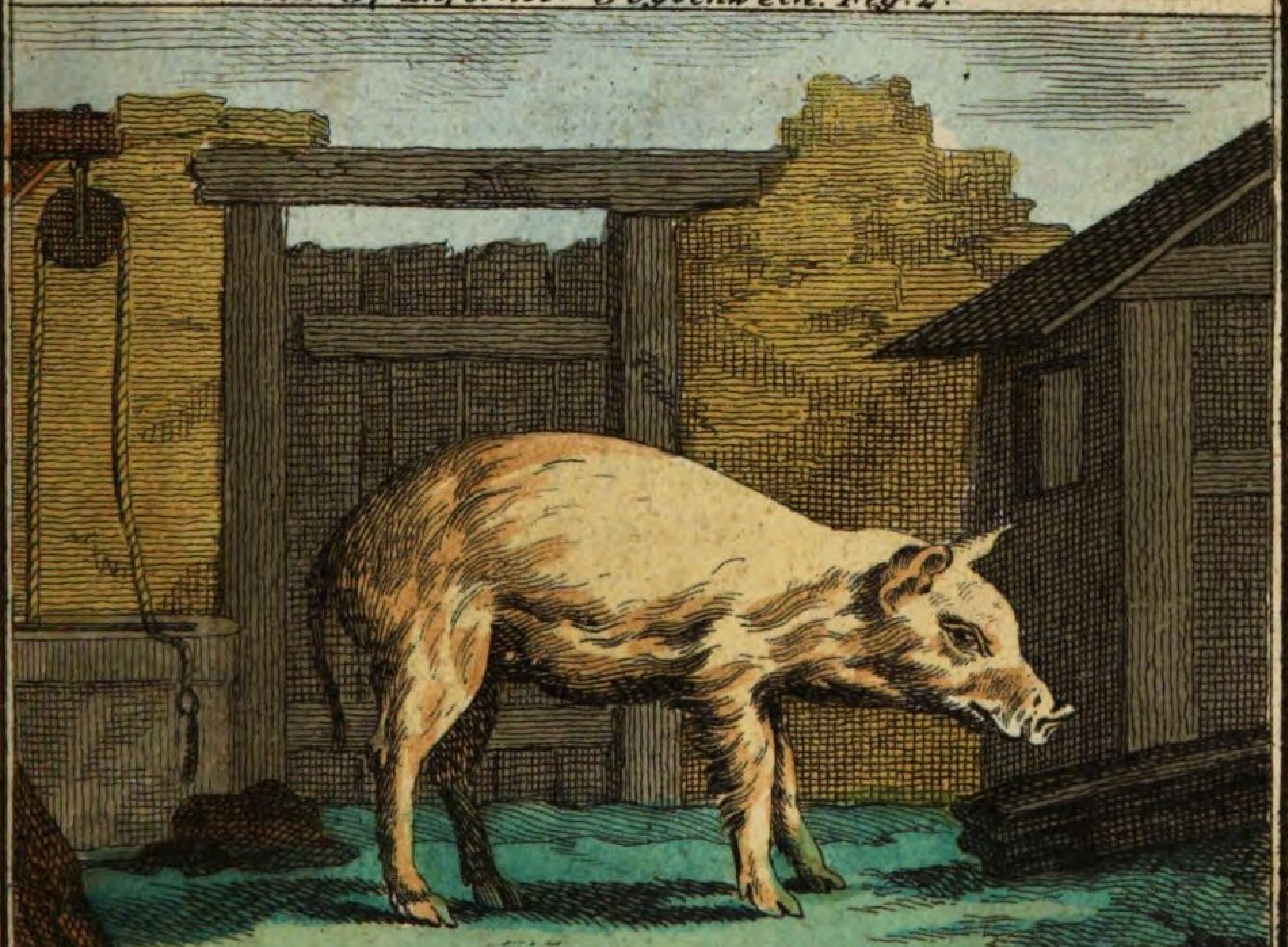
als die Haare und Wolle anderer Thiere, scheint knorplich und derjenigen ähnlich zu seyn, woraus bei andern die Hörner zusammengesetzet sind. Am Ende theilen sie sich in unterschiedene, wenigstens in sieben, acht und mehrere Spitzen, die auf sechs bis acht Linien in der Länge haben. Wenn man die Borsten bei diesen Spitzen fasset, lassen sie sich von einem Ende bis zum andern spalten. Die stärksten und längsten machen gleichsam eine Art von Mähnen aus, welche sich von der Spitze des Kopfes längs über den Hals, Wiederriß und Körper, bis auf das Kreuz erstrecket. Zwischen diesen Borsten bemerkt man bei wilden Schweinen auch noch ein kürzer, sehr biegsames und, nach Verschiedenheit sowohl der Theile, als des Alters, bald gelbliches, bald aschgraues, bald schwarzes Haar, das an sich weich und beinahe so kraus ist, als Wolle. Bei den siamischen und europäischen zahmen Schweinen sucht man diese Haare vergebens.

Der Frischling (S. XIX. Platte Fig. 1.) oder das junge wilde Schwein, hat gewisse Farben, die es nachhero verlieret. Sie werden der bunte Rock (Livrée) genennt und schon am ungebornen Schweine bemerket, so bald es nur anfängt,

Bor-

der Frischling od. das junge wilde Schwein T. XIX.

das Spanferkel. Sogschwein. Fig. 2.



Borsten zu bekommen. Diese Liberei besteht eigentlich aus Streifen, welche vom Kopf bis an den Schwanz längs über den Körper laufen und wechselsweise hell, fahl, dann wieder braun und fahl gemischet sind. Uiber den Wiederriß und längs über den Rücken läuft ein schwärzlicher Strich. Der übrige Theil des Leibes ist von einer aus weiß, fahl und braun vermischten Farbe.

Wenn die wilde Schweine ihre bunte Röcke verlohren haben, wird man an dem Kopfe gemeiniglich ein Gemische von grau, braunroth und schwarz gewahr. Die längste Borsten befinden sich am Halse, wo sie bis an vier Zoll zu reichen pflegen. Der gröste Theil einer jeden Borste ist schwarz, über dem schwarzen grau, ganz oben aber, bis an ihr Ende, braunroth. Stehen diese Borsten hart aneinander, so scheinen diese Farben vermischt zu seyn. Der Körper ist fahl und hat von den unterschiedenen gefärbten Borsten, schwärzlichte und bräunlichte Flecken. Der Schwanz, oder, oder die sogenannte Blume, ist fahl, bis auf die schwarze Spitze. Der untere Theil der Läufte ist mit eben dieser Farbe bezeichnet.

Ein.

Ein siamisches Schwein, dessen Länge vom Gebreche *) an bis zum Anfange des Schwanzes, in gerader Linie gemessen, drei Schuh, acht und einen halben Zoll betrug, hatte längs am Hals und auf dem Rücken Borsten von sechs Zollen. Die vordersten auf dem Scheitel des Kopfes waren zween bis drei, die andern aber nur einen bis zween Zolle lang. An den Lefzen, an den Seiten des Kopfes, am untern Theile des Halses, an der Brust, am Bauche, an der innern Seite der Schenkel u. s. f. standen die Borsten ziemlich dünne und hatten an einigen Orten die Haut ganz nackend gelassen. Man sahe fast lauter schwarze Borsten. Blos zwischen den Augen befanden sich weiße und gelblichte, wie bei den meisten zahmen Schweinen die Borsten auf den Lefzen, am äußersten Ende des Schwanzes und an den Füssen. Man hatte viel Ursache zu glauben, daß diese gelblichte Farbe von der Vermischung mit einem europäi-

*) Boutoir ist eigentlich der Rüssel, den aber unsere Jäger bei wilden Schweinen das Gebreche oder den Wurf zu nennen pflegen. S. v. Heppens wohlredender Jäger ɩc. p. 142.
M.

päischen Hausschweine, wovon dieses gefallen war, herrührete; denn Hr. Daubenton hat nachhero noch eines zergliedert, das weder etwas Gelbes, noch Weißes an sich hatte. Am siamischen Schweine wird man keinen bunten Rock gewahr, es kömmt gleich in seiner schwarzen Farbe zur Welt, die allezeit unverändert bleibet.

Die meisten Hausschweine haben, wenn sie geworfen werden, eine weiße Farbe (S. XIX. Platte F. 2.), die sich in der Folge blos darin verändert, daß die Borsten an den Enden eine gelbliche Farbe bekommen, welche tiefer zu seyn scheinet, als sie wirklich natürlich ist, weil sich das Schwein durch öfters Wälzen im Koth und Staube, sehr beschmutzet. Insofern die Borsten auf einander liegen, erblickt man von ihnen blos die gelbliche Spitzen, daher auch die Schweine mehr eine gelbliche als weiße Farbe zu haben scheinen. Es giebt auch viel braune, schwarze oder schwarz- und braungefleckte, welche diese Flecken mit auf die Welt bringen. Vier bis fünf Zoll machen das längste Maß an den Borsten zahmer Schweine aus. Das Ende des Mauls, die Seiten des Kopfes, die Gegenden um die Ohren, die Kehle, der

Bauch, die Schwanzribbe pflegen fast ganz von Borsten entblößet zu seyn.

Der Schweinerüssel besteht aus einem platten und runden Knorpel, der mitten einen kleinen Knochen enthält, durch welchen die beide Naselöcher gehen. Er steht vor dem Ende des obern Kinnbackens bedecket heraus.

Das Schwein hat einen langen Kopf, das Ende des Maules ist, nach Maßgabe der Dicke des Kopfes, nur schmal, der hintere Theil der Hirnschale sehr erhaben, die Augen sind klein, die Ohren groß und breit, der Hals dick und kurz, der Körper dicke, das Kreuz schmal und spitzig, der Schwanz dünne, von mittelmäßiger Länge, die Füsse, vornämlich die vordern, kurz und gerade.

Die merklichste Verschiedenheiten, welche sich zwischen den angeführten drei Raßen befinden, sind folgende: der Kopf des wilden Schweins ist länger, der untere Theil des Stirnblatts gebogener, das Gewehr größer und schneidender, der Schwanz kurz und gerader, als bei andern Schweinen. Das siamische Schwein hat einen längern Kopf, ein dicker Maul, kleinere Augen, kürzern Hals und Vorderschenkel, dickere Füsse, längern Schwanz, der auch mehr

mehr gekrümmet ist, als an den zahmen Schweinen. Die Stirn ist erhaben, der Rücken, wie bei dem wilden Schwein, etwas niedrig und hohl (ensellé). Bei dem zahmen Schwein sind die Ohren vorwärts gerichtet und stehen nicht, wie beim siamischen und wilden Schwein in die Höhe. Diesen Unterschied bemerkt man am deutlichsten zwischen dem Frischling (XIXte Pl. F. 1.) und dem jungen Ferkel oder Sogschwein (Ebend. F. 2.) so lange dies noch an der Mutter sauget.

In diesem Alter scheinet der Kopf nicht so stark, der Körper nicht so dick, und der Schwanz ist bei dem hiesigen zahmen Schwein länger, als bei dem siamischen und wilden; er pflegt aber beim Sogschweine, bevor es etwa sechs Wochen alt ist, an seinem Anfange nicht gekrümmet zu seyn. Um diese Zeit aber, oder nach sechs Wochen krümmt er sich da, wo er aus dem Körper heraus gehet, in die Höhe und bildet insgemein einen kleinen, entweder rechts oder links gedrehten Bogen, läuft weiter unterwärts, und ist am übrigen Theil seiner Länge einigermaßen geschlängelt.

Das gemeine zahme Schwein hat einen längern Körper, als das wilde und siamische.

unter den zahmen Schweinen haben auch die ungeschnittnen einen längern Kopf, als die geschnittnen. Die Stirn ist auch bei jenen so stark nicht eingebogen, als bei diesen.

Der große Kopf, das lange und dicke Maul des Schweines, deuten bei demselben wahrscheinlich ein inneres Unvermögen an, welches die Richtung der Ohren, welche das zahme Schwein vorwärts sinken läßt, bei diesem noch wahrscheinlicher macht, als bei den siamischen und wilden, welche die Ohren gerade tragen. Die Augen sind so klein, das Gesicht hat so wenig Züge, daß man aus der Physiognomie gar nichts erkennen würde, wenn an der Seite des Mauls nicht lange Gewehre hervorstünden, welche, indem sie sich aufwärts krümmen, die Oberlefze in die Höhe drücken und ein Zeichen der Wildheit des Schweines zu seyn scheinen, besonders da sie wirklich die fürchterlichsten Waffen sind, welche das Schwein in seiner Wuth gebrauchen kann.

Am Körper entdeckt man so viel Unförmlichkeit, als wirkliche Dummheit am Schweine. Der Hals ist so dick und kurz, daß der Kopf auf den Schulterblättern fast aufzuliegen scheinet. Das Schwein

trägt ihn auch allezeit sehr schief und so, daß er nicht von der Brust in die Höhe geht. Die Vorderschenkel sind so niedrig, daß es das Ansehen hat, als ob das Schwein gezwungen wäre, den Kopf niederhängen zu lassen, um sich auf seine Füsse zu stützen, und als ob sein Körper vorwärts fallen wollte. Außerdem zeigt auch das Schwein gar keine Leichtigkeit in seinen Bewegungen. Es hat keine Biegsamkeit in seinen Schenkeln; kaum beweget es diese, wenn es die Füsse fortsetzen will. Man sieht es niemals geschwinde laufen, ohne zugleich etwas Gezwungenes und Widernatürliches im Gange wahrzunehmen. In der größten Wuth hat es allezeit eine traurige Mine und eine gezwungene Stellung. Es schläget und zerfleischet mit seinem Gewehr, aber allezeit ohne Geschicke, ohne den Kopf in die Höhe zu heben, oder sich, wie die meisten andern Thiere, zurück biegen zu können.

VII.

Naturgeschichte des Hundes. *)

An belebten Wesen können eigentlich weder die Größe der Leibesgestalt oder Schönheit in der Bildung, weder Leibesstärke und Geschicklichkeit oder Leichtig-

*) Canis familiaris Linn. S. N. XII. p. 56. Ejusd. Faun. Suec. n. 5. Amoen. Acad. IV. p. 43. T. I. fig. 1. Canis domesticus Briss. Quadr. p. 170 Klein. Quadr. p. 68 Raj. Syn. Quadr. p. 175 Gesn. Quadr. p. 173. Icon. Quadr. p. 25-27. Aldr. Quadr. digit. p. 482. Jonst. Quadr. p. 122. Tab. 69-71. Charl. Exerc. p. 26. Sloan. Jam. Vol. II. p. 320. Rzac. H. Nat. Pol p. 244. Franz der Hund Chien, die Hündin Chienne, Hebr. Keleb, Chald. Kalba, Arab. Kelbe, Griech. Κύων, σκύλος, ὑλάκτωρ, Sarac. Keph. oder Kolph, Pers. Sag oder Sig, Medisch Spaca, Span. Perro, Ital.

tigkeit in den Bewegungen, noch über-
haupt äußere Vorzüge für das Edelste ge-

Ital. Cane, Illyr. Pes oder Pas, Schwed. Hund, Holländ. Hond, Engl. Dog. Cf. Hallers l. c. p. 470 - 495. und Prof. Müllers Linneisches Nat. System. I B. p. 206 - 228.

Außerden bekannten geselligen (Canis familiaris) Haushünden, Bauer- oder Hofhunden (Canis domesticus), Jagdhunden [Can. Sagax vel venaticus], Windhunden [Can. Grajus], Bullenbeißern, engl. Doggen oder Wachthunden [Molossus], Pudeln oder Wasserhunden (Can. aquaticus), Bologneser Hund (Can. meliteus), der Steindocke oder dem Mops (Can. Fricator), dem Dachshund (Vertagus), dem Hüner- oder Wachtelhund (Can. avicularius), dem spanischen Hund (Can. extrarius, l'Espagneul), dem egyptischen oder türkischen Hund (Canis aegyptius) u. s. w. zählet auch der Ritter unter dieses Geschlecht noch;

2) Den Wolf.

3) Die Hyäne, woraus Hr. Brisson ein eignes Geschlecht gemacht, und es vor die Hunde gesetzt hat.

4) Den Fuchs.

5) Den Feldfuchs (Alopex)

6) Den Hasenfuß (Canis lagopus)

7) den Goldwolf oder Jackal (Can. aureus)

8) Den mexikanischen und

9) Surinamischen Fuchs. Da indessen Hr. von Buffon in den folgenden Bänden aller dieser Thiere besonders gedenket, so werden wir die Synonymie derselben an den gehörigen Orten beizubringen Gelegenheit finden.

M.

halten werden. Bei den Menschen wird der Verstand allemal der Bildung, die Herzhaftigkeit der Stärke, die gute Denkungsart aber und andere Gemüthsgaben werden der äußern Schönheit vorgezogen. Auf gleiche Weise pflegen wir auch an den Thieren auf innere Vorzüge hauptsächlich zu sehen und sie an ihnen vorzüglich zu schätzen. Nur durch diese unterscheiden sich die Thiere von der beweglichen Maschine, durch sie allein erheben sie sich über die Gewächse und nähern sich einigermaßen der Würde der Menschen. Ihr Wesen zu adeln, sie zu regieren und zu beleben, das ist blos das Werk der innern Empfindungen, welche den organischen Werkzeugen gebiethen, die Glieder in Bewegung setzen, Begierden rege machen, und der Materie die fortschreitende Bewegung, den Willen und Leben ertheilen.

Die Vollkommenheit eines Thieres beruhet lediglich auf der Vollkommenheit der innern Empfindungen. Je weiter sich dieses innere Gefühl erstrecket, destomehr Fähigkeiten und Geschicklichkeiten wird man am Thiere bemerken, desto ausgebreiteter ist auch der Umfang seiner Wirklichkeit, destomehr Beziehung und Einfluß hat es auf andere Theile des Ganzen. Wenn dieses

ses Gefühl überdies noch fein und vollkommen, oder durch die Erziehung noch einer Verbesserung fähig ist, so bekömmt ein solches Thier dadurch billig ein Recht, unter den Menschen sich aufzuhalten. Es weiß ihnen in ihren Verrichtungen Erleichterung zu verschaffen, ihre Sicherheit befördern zu helfen, ihnen beizustehen, sie zu vertheidigen und sich auf allerlei Art einzuschmeicheln. Durch unablässige Dienstleistungen und wiederholte Liebkosungen, weiß es dermaßen seinen Herrn zu gewinnen, daß es einen Tyrannen unvermerkt in seinen Beschützer verwandelt.

Dem Hunde muß man, außer seiner guten Leibesgestalt und Lebhaftigkeit, seiner Stärke und Flüchtigkeit, alle innere Eigenschaften vorzüglich eingestehen, welche fähig sind, ihn bei den Menschen beliebt zu machen. Das hitzige, cholerische, das wilde, blutgierige Naturel, welches alle Thiere gegen den wilden Hund in Furcht setzet, verliert sich beim Haushund in den sanftmüthigsten Empfindungen. Es verwandelt sich in eine Neigung, um die Menschen zu seyn und in eine Begierde, ihnen gefällig und angenehm zu werden. Kriechend leget er seine Herzhaftigkeit, Stärke und andre Fähigkeiten zu den Füs-

sen seines Herren. Mit gespitzten Ohren erwartet er die Befehle, denen er nachzukommen bereit ist. Er befragt sich gleichsam aufs demüthigste nach dem Willen seines Herrn, um keinen seiner Wünsche unerfüllt zu lassen. Ein Wink ist ihm genug, seines Herrn Willen zu errathen.

Ohne so verständig, als der Mensch, zu seyn, belebt ihn doch alles mögliche Feuer der Empfindung und er beschämt unzählige Menschen an Treue und Beständigkeit seiner Zuneigung. Weder Stolz oder Eigennutz, noch Rachbegierde, blos die Furcht, seinem Herrn zu mißfallen, lenket alle seine Handlungen. Er ist ganz Eifer, ganz Emsigkeit und Gehorsam. Der empfangenen Wohlthaten weit lebhafter eingedenk, als erlittner Beleidigungen, unterwirft er sich den Züchtigungen seines Herrn, ohne sich abschrecken zu lassen. Wenn er sie nicht gänzlich vergißt, so erinnert er sich ihrer blos, um noch thätigere Beweise seiner Unterwürfigkeit und seines Gehorsams zu geben. Nie wird man ihn bei dergleichen Gelegenheiten unwillig oder zur Flucht geneigt finden; er setzt sich vielmehr, aus eigenem Antriebe, neuen Proben aus; schmeichelnd leckt er die Hand, die eben das Werkzeug seines Schmerzes war. Seine

ne ganze Widersetzlichkeit besteht in einem flehenden Winseln, wodurch er, mit Beihilfe seiner Geduld und Demüthigung, die züchtigende Hand aufs geschickteste zu entwafnen weiß.

Insofern der Hund gelehriger, als der Mensch, und williger ist als alle andere Thiere, so kann er nicht allein hurtig abgerichtet werden, sondern sich auch leicht in alle Bewegungen, Manieren und Gewohnheiten seines Herrn finden. Es weiß auf eine geschickte Art den Ton oder die Manieren des Hauses anzunehmen, worin er wohnet. Gleich andern Bedienten ist er stolz, wenn er einen großen Herrn, und herablassend, wenn er einem Landmann dienet. Seine vorzüglichste Aufmerksamkeit ist erst auf den Herrn, alsdann aber auf dessen Freund gerichtet. Fremde Personen scheint er gar nicht bemerken zu wollen und ist ein Feind aller derer, welche durch ihren Stand genöthigt sind, andern beschwerlich zu fallen. Die letztere Klasse von Leuten kennt er an den Kleidungen, an der Stimme und an ihren Gebehrden, und verhindert sie nach allen Kräften, sich zu nähren.

Hat man ihm die Nachtwache für das Haus aufgetragen, so pfleget ihn dieses Aemtchen muthiger, oft gar wild und grausam zu machen *). Er gehet, in ununterbrochener Wachsamkeit, beständig um das Haus herum. Alle Fremde wittert er schon in einer beträchtlichen Entfernung. Wer sich durch Annäherung verdächtig macht, sein bewachtes Gebiethe betreten oder einbrechen zu wollen, den fällt er ohne Bedenken an, widersetzt sich ihm nach Möglichkeit, und macht, durch anhaltendes Bellen, durch ein heftiges Toben und grimmiges Geheule, alles im Hause munter. Er ist also darauf bedacht, nicht allein die Gefahr anzukündigen, sondern sich auch den Feinden des Hauses mit allen Kräften zu wi-

*) Der Bischof Erich Pontoppidan in seiner natürlichen Hist. von Norw. *II* Th. *p.* 17. zeigt dieses aus Erfahrungen. Bei den bergenschen Kaufmannsstuben und Packhäusern werden die Hunde, wie es in Danzig und St. Malo gewöhnlich ist, ordentlich als Nachtwächter gebrauchet. Man wählet aber hierzu die größten Raßen, welche des Tages ganz friedsam, des Nachts aber, auf ihrer Wache grimmiger, als Wölfe sind.

widersetzen. Gegen Diebe und Räuber ist er eben so wüthend, als gegen die Raubthiere. Hitzig fällt er sie an, reißt ihnen mit geschärften Zähnen blutige Wunden und nimmt ihnen wieder ab, was sie gewaltsam zu rauben dachten. Zufrieden mit einem erkämpften Sieg, legt er sich ruhig auf die abgejagte Beute, ohne sie zu berühren, wenn er auch wirklich durch seinen Appetit hierzu gereizet würde. Er giebt also zu gleicher Zeit ein großes Beispiel der Herzhaftigkeit, Mäßigung und Treue.

Die Unentbehrlichkeit dieses Thiergeschlechtes in der Ordnung der Natur leuchtet am deutlichsten in die Augen, wenn man einen Augenblick annimmt, es wäre nie vorhanden gewesen. Wie hätte der Mensch, ohne Beihilfe der Hunde, sich anderer Thiere bemächtigen, sie zähmen oder unter seine Bothmäßigkeit bringen sollen? Durch welche Mittel sollte der Mensch noch jetzo wilde und schädliche Raubthiere aufsuchen, jagen und vertilgen? Um bei hinlänglicher Sicherheit Herr aller lebenden Geschöpfe zu seyn, war es nothwendig, sich unter den Thieren selbst erst einen Anhang zu verschaffen, und vornämlich diejenige durch Freundlichkeit und Liebkosungen zu gewinnen,

nen, denen er die meiste Bereitwilligkeit, sich an ihn zu gewöhnen, und eine vorzügliche Neigung, ihm zu gehorsamen, zutrauete; damit er sich ihres Beistandes hernach wider die andern bedienen könnte. Des Menschen erste Kunst war also die Abrichtung des Hundes; die glückliche Folge dieser Kunst aber war die Eroberung und der ruhige Besitz des ganzen Erdbodens.

Die meisten Thiere sind an Geschmeidigkeit, Hurtigkeit und Stärke, ja sogar an Herzhaftigkeit den Menschen weit überlegen. Die Natur hat sie besser gerüstet und stärker bewafnet, sie auch mit vollkommnern Sinnen, besonders mit einem außerordentlich feinen Geruch, beschenket. Durch die Eroberung also, eines beherzten und so gelehrigen Thiergeschlechtes, als die Hunde sind, gewann der Mensch gleichsam neue ihm noch fehlende Sinnen und Fähigkeiten. Von den Werkzeugen und Maschinen, die wir zur Verbesserung und Erweiterung unserer Sinnen erfanden, haben wir uns noch lange nicht so wesentliche Vortheile, als von denjenigen zu versprechen, welche die Natur uns in ihrer ganzen Vollkommenheit anbiethet, um dadurch der Unvollkommenheit unsers Geruchs abzuhelfen und uns die sichersten und unvergänglichsten Mittel zu Bän-

digung und Beherrschung anderer Thiere an die Hand zu geben. Der Hund selbst erwirbt sich, durch seine Treue gegen den Menschen, einen beständigen Antheil an der Herrschaft und einen gewissen Rang, der ihn über alle andere Thiere hinaussetzet. Er gebiethet über sie, er beherrschet ganze Heerden, bei welchen sein Bellen oft mehr gilt, als die Stimme des Hirten. Sicherheit, Ordnung und gute Zucht, sind die gewöhnlichen Früchte seiner wachsamen Geschäftigkeit. Ist nicht eine Heerde gleichsam ein ihm unterworfenes Volk, das er anführet, beschützet und niemal mit Gewalt beherrschet, oder dem er nie seine Stärke fühlen läßt, als wenn sie nöthig ist, unter ihnen den Frieden zu erhalten?

Die vorzüglichste Gelegenheit, wo der Hund seine Herzhaftigkeit am vortheilhaftesten zeigen, und alle seine Verschlagenheit am besten anwenden kann, ist hauptsächlich im Kampfe mit feindseligen, freien Thieren. In diesem Falle vereinigen sich beim Hund alle natürliche, mit allen erworbenen Fähigkeiten, zu gleicher Absicht. Beim ersten Geräusche der Waffen, sobald in das Jagdhorn gestossen, oder durch den Zuruf des Jägers ein Zeichen zum nahen Angrif gegeben wird, funkeln die Augen der Hun-

de von streitbaren Begierden und freudi-ger Ausgelassenheit. Jede Bewegung, jeder Ton ihrer Stimme verkündigt ihr ungeduldiges Verlangen zum Streit, und ihre Sehnsucht nach einem rühmlichen Siege. Nun geht er stillschweigend seinen Feinden entgegen, beflieſsen, die Gegend auszuspüren und seinen Feind im Lager zu überraschen. Begierig sucht er seine witternde Fehrte, geht ihm auf dem Fusse nach und weiß, durch unterscheidende Laute, sowohl Zeit und Abstand, als die Gattung und sogar das Alter des Feindes anzugeben, den er verfolget.

Das erschrockne und verfolgte Thier, wenn es keine Rettung mehr durch die Flucht vor sich siehet *), bemühet sich ebenfalls, mit Anwendung aller seiner Fähigkeiten, der Verschlagenheit, List entgegen zu setzen. Mit Verwunderung sieht man hier die Menge listiger Kunstgriffe, welche der natürliche Trieb einem verfolgten Thier eingiebt, seine Rettung zu versuchen. Um den Hund von seiner Spur abzubringen, macht

*) Ein deutliches Beispiel davon kann in der bald folgenden Geschichte des Hirsches nachgelesen werden. A. D. V.

macht es auf seiner Fehrte tausenderlei Gänge und Widergänge, thut große Sätze und würde gern, wenn es möglich wäre, die Erde gar nicht berühren und gar keine Spur hinter sich lassen. Mit Bedacht setzt es über Wege und Zäune, schwimmt abwechselnd über Bäche und Flüsse. Weil es indessen, bei fortgesetzter Verfolgung, sich doch nicht ganz unsichtbar machen kann, geht es darauf aus, ein ander Thier an seinen gefährlichen Posten zu bringen. Es bemüht sich, ein jüngeres, unerfahrneres Thier in der Nähe aufzujagen und solches zu nöthigen, daß es mit ihm laufen und fliehen muß. Wenn beider Thiere Fehrten genugsam untereinander vermischet sind, und das verfolgte Thier einem andern seine Gefahr aufgedrungen zu haben vermeinet, entflieht es weit schneller, als es zu jenem gekommen war, um selbiges dem betrognen Feind allein zum Gegenstande der Verfolgung und zum Schlachtopfer zu überlassen.

Weil indessen der Hund, vermöge häufiger Uibungen, Erziehung und eigenthümlicher Feinheit in den Empfindungen vor solchen Thieren einen großen Vorzug hat, so läßt er den eigentlichen Gegenstand seiner Verfolgung niemals entwischen. Er

unterscheidet richtig die vermengte Fehrten, und entwickelt, ohne zu fehlen, die verschlungene Knoten des Leitfadens, der allein fähig ist, ihn zu seiner gesuchten Beute zu führen. Sein feiner Geruch läßt ihn keinen Irrgang des Labyrinths übersehen; er bemerket alle die falsche Wege, worauf man ihn verführerisch zu locken gesucht hatte. An statt seine verfolgte Beute um einer andern willen, die er nicht suchte, zu verlassen, wird er, nach entdeckter List vielmehr noch erbitterter, verdoppelt seinen Eifer, gelanget endlich ans Ziel, fällt sein Opfer an, reißt es nieder und beschließt seine Verfolgung mit Abkühlung seines Durstes und seines Hasses im Schweiße des erwürgten Thieres.

Die Neigung zur Jagd und zum Kriege scheint uns fast eben so natürlich, als den Thieren zu seyn. Kämpfen und jagen ist beinahe die einzige und vorzüglichste Beschäftigung wilder Menschen. Alle fleischfressende Thiere, welche natürliche Waffen und Stärke genug besitzen, werden von der Natur selbst zur Jagd angetrieben. Der Löwe und Tiger, deren außerordentliche Kräfte ihnen beständig einen gewissen Sieg versprechen, jagen ganz allein und ohne Kunst. Die Wölfe hingegen, Füchse und

wil-

wilde Hunde jagen gesellschaftlich, verstehen und helfen sich einander, wechseln mit einander ab und halten bei erbeutetem Raube richtige Theilung. Ist nun, durchs Abrichten, diese natürliche Fähigkeit bei zahmen Hunden zu einer mehrern Vollkommenheit gebracht, haben sie einmal gelernt, ihre Hitze zu mäßigen und ihre Bewegung richtig abzumessen, sind sie erst an einen regelmäßigen Gang und an eine zu dieser Kunst nöthige Ordnung gewöhnet, so darf man von ihnen erwarten, daß sie allezeit kunstmäßig und mit bestem Erfolge jagen.

In wüsten Ländern und unbewohnten Gegenden giebt es wilde Hunde, deren Sitten in allen Stücken mit den Wölfen übereinkommen, außer daß man sie leichter zähmen kann. Sie rotten sich in die Menge zusammen, um gemeinschaftlich wilde Schweine und Ochsen, ja wohl gar Tiger und Löwen gewaltsam anzufallen. In Amerika haben diese wilde Hunde ihr Daseyn einer ursprünglich zahmen Raße zu danken, welche von den Europäern daselbst abgesetzet worden. Einige von diesen entweder aus Unachtsamkeit oder aus Vorsatz in den Wüsten zurückgelassenen Hunden, vermehrten sich dermaßen, daß man sie jetzt heerdenweise in bewohnte Gegenden kommen, und

sowohl das Zuchtvieh, als zuweilen gar die Menschen anfallen siehet. Man findet sich daher gedrungen, sie gewaltsam zu verjagen, und, wie andere wilde Thiere, zu erschießen. In der That sind alle Hunde wild, so lange sie die Menschen noch nicht kennen. Wenn man sich ihnen aber mit Freundlichkeit nähert, pflegen sie bald nachzugeben, sich mit den Menschen bekannter zu machen, ihrem Herrn aber sehr treu ergeben zu seyn. Der Wolf hingegen, wenn er auch in seiner ersten Jugend aufgefangen und im Haus erzogen wird, ist nur im ersten Alter zahm, verliert aber nie seine Raubbegierde und überläßt sich über lang oder kurz völlig seiner Neigung zum Raub und Verwüstung.

Der Hund ist ohnstreitig das einzige Thier, auf dessen Treue man sich verlassen kann; das einzige, welches immer seinen Herrn, und nächst ihm zugleich die Freunde des Hauses kennet; das einzige, welches die Annäherung eines jeden Unbekannten sogleich bemerket. Nur allein der Hund versteht seinen Namen, und unterscheidet jede Stimme der Hausgenossen. Nur er allein ist mißtrauisch gegen sich selbst, und ruft seinen verlohrnen Herrn, den er nicht gleich wieder finden kann, durch ein klägliches

Winseln. Der Hund allein ist fähig, auf einer Reise, die er nur einmal gethan, den Weg zu merken und wieder zu finden. Er ist unter allen Thieren das einzige, dessen natürliche Fähigkeiten vorzüglich einleuchtend sind, und welches nie ohne glücklichen Erfolg abgerichtet wird *).

*) Er heulet, wenn man ihn einsperret, und ein kleiner fällt immer einen größern muthig an, wenn sich dieser an einem unbekannten Ort einfindet, wo er noch kein Bürgerrecht erhalten. Uiberhaupt werden die Hunde leicht gegen einander aufgebracht. Zuweilen kann der geringste Knochen oder eine Liebkosung, die man dem einen anthut ein Zankapfel werden, der unter ihnen Erbitterungen veranlasset. Eine Nachricht welche Herr von Leibnitz der parisischen Akademie einsandte, zeiget, daß ein Hund, welcher einen Bauerjungen zum Sprachmeister hatte, sogar verschiedene Wörter, als Thee, Kaffee, Assemblee, vernehmlich aussprechen gelernt hatte. S. Hallen l. c. p. 474.

Von mehrern Hunden, welche verschiedene Wörter vernehmlich aussprechen konnten, von der Art, wie dieses geschehen und von dem, was man darüber urtheilen könne, lese man im 3 Bande der neuen Anmerk. über alle Theile der Naturlehre S. 534 — 536. Cf. Mercure de France Janv. 1728. Biblioth. germanique Tom. II. 1720. Journ. de Trevoux Mai. 1715. p. 908.

Wie aber das Naturel des Hundes vor dem Nature' aller andern Thiere, guter Eindrücke fähig und leicht nach sittlichen Gründen zu lenken ist, so hat man ihn auch unter allen für dasjenige Thier zu halten, dessen Natur durch physischen Einfluß die meisten Abwechslungen und Veränderungen leidet. In seinem Temperament, in seinen Fähigkeiten und in seiner ganzen Leibesbeschaffenheit pfleget unbeschreiblich viel Mannigfaltigkeit zu herrschen, welche sich sogar bis auf die Bildung erstrecket. Man findet schon in einem und eben demselben Land einen merklichen Unterschied bei den Hunden; in unterschiedenen Himmelsstrichen aber ist eben dieser Unterschied so auffallend, daß man sie kaum für einerlei Geschlecht halten sollte.

Die Verwirrung und Vermischung der mancherlei Raßen ist so zahlreich, daß man sie kaum alle zu nennen vermag. Was für Mannigfaltigkeit und beträchtliche Verschiedenheiten in der Größe, in der Leibesbildung, in der Länge der Schnauzen, in der

Ge-

Ob die Hunde ihre Herrn auch vom Ansehen kennen? davon lese man in der Gaz. litt. de Berl. 71, p. 146. M.

Gestalt des Kopfes, in der Länge und Richtung der Ohren und des Schwanzes, in den Haaren, sowohl nach ihrer Farbe und Beschaffenheit, als ihrer Anzahl u. s. w.! Läßt sich also wohl bei diesen Thieren, außer der Bildung des innern organischen Baues und dem Vermögen, sich durch einander zu vermehren, etwas wirklich Beständiges und Allgemeines angeben? Weil indessen auch diejenige Hunde, die sich in allen Stücken am stärksten von einander unterscheiden, dennoch zusammen fruchtbare Junge zeugen, die wieder zu Hervorbringung ihres Gleichen fähig sind, so läßt sich daraus augenscheinlich abnehmen, daß bei der großen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit einzelner Hunde, sie doch alle zu einem Geschlechte gehören *).

*) Herr Prof. Müller wundert sich l. c. daß alle in der Folge beschriebne Hunde für Abkömmlinge von einer einzigen Raße oder blos für Abweichungen sollen angesehen werden: da man es doch gut gefunden, die unterschiedene Affen und andere Thiere, die oft viel weniger von einander abweichen, zu besondern Arten zu machen. Wenn, (sagt er) vom Anfange der Welt nur eine einzige Hunderaße gewesen, so

Bei der grossen Verschiedenheit der mannigfaltigen Gattungen, liegt ohnstreitig die Hauptschwierigkeit in Entdeckung der ersten, ursprünglichen, oder derjenigen Raße, welche man als die Mutter aller übrigen zu betrachten hat. Wer kann sich rühmen die Wir-

so glauben wir nicht, daß diese für sich selbst habe ausarten können, es müßte dann wenigstens noch eine zwote sehr abweichende Art zugegen gewesen seyn, mit welcher sich die erste habe belaufen können, um eine dritte Gattung hervor zu bringen. Aber auch dieses wäre noch nicht hinlänglich; denn die alsdann hervorgebrachte dritte Art hätte zur Begattung wieder keine andere Wahl, als eine Art von väterlicher und mütterlicher Seite zu nehmen gehabt, und was könnte hieraus anders entstehen, als daß die Bastartart sich in der Fortpflanzung wiederum der Hauptart näherte? Mithin müssen wohl unstreitig mehrere Arten vom Anfange gewesen seyn.

Vielleicht, fährt er fort, ist diese Meinung dadurch begünstiget worden, daß man geglaubet, es habe der Schöpfer von jedem Thiergeschlecht nur ein einziges Paar erschaffen; allein auch dieser Satz leidet viel Einwendungen. Die fleischfressende Geschlechter würden in diesem Fall an einem Tage mit vielen Geschlechtern ein Ende gemacht haben. Sind aber von andern Thieren mehr Paare geschaffen gewesen, warum sollte man denn gerade von den Hunden blos die einzige ursprüngliche Raße des Schäferhundes annehmen?

Wirkungen, welche der Einfluß des Himmelsstriches, der Nahrungsmittel u. s. w. bei diesem Geschlecht hervorgebracht, genau zu wissen? oder diese Wirkungen richtig von den Folgen der Vermischung unterschiedener Arten, sowohl in ihrem freien, als zahmen Zustande, unterscheiden zu können? Diese Ursachen, einzeln oder zusammen genommen, sind allerdings hinlänglich, mit der Zeit auch die allerbeständigsten Formen zu verändern. Das wahre Gepräge der Natur ist bei Gegenständen, womit sich der Mensch viel zu schaffen gemacht, den meisten Verfälschungen unterworfen.

Die unabhängige Thiere, die nach eignem Gefallen den bequemsten Himmelsstrich und ihre schicklichste Nahrung suchen können, haben vom ursprünglichen Gepräge der Natur am wenigsten verlohren. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß wir bei solchen Geschlechtern, ein ziemlich ächtes Bild vom ersten und ältesten Thiere dieser Art, noch jezt in den spätesten Nachkömmlingen erbli-

Hr. Daubenton selbst hat mehrerr Hauptraßen angenommen, von welchen er die einfache und doppelte Blendlinge herleitet. Seiner Meinung würden wir also lieber beipflichten, hin und wieder aber andere Hunde zu den Hauptarten gewählet haben rc.

M.

blicken. Alle Thiere hingegen, welche sich unter dem Joche der Menschen befinden, von ihnen aus einem Himmelsstrich in den andern geschleppt, welche dadurch zu anderm Futter, zu andern Verrichtungen und einer ganz andern Lebensart gezwungen worden, mußten auch ihre Gestalt nothwendig mehr, als andere, verändern. In der That ist auch die Verschiedenheit unter zahmen Thieren viel sichtbarer und häufiger, als unter den wilden. Insofern demnach unter allen zahmen Thieren der Hund sich immer am nächsten um die Menschen befindet, folglich auch, wie die Menschen, am unordentlichsten lebet; insofern er noch überdies von seinen innern herrschenden Empfindungen am stärksten zur Gelehrigkeit und zum Gehorsam angetrieben wird, auch zu Annehmung aller Arten von Eindrücken, folglich auch zu Duldung alles Zwanges, die vorzüglichste Fähigkeit besitzet, darf man sich gar nicht wundern, wenn das Geschlecht der Hunde unter allen Thieren uns die meiste Verschiedenheiten in Ansehung der Figur, der Bildung, der Farbe und anderer Eigenschaften zeiget.

Das sind noch nicht einmal die Ursachen alle, welche diese Veränderungen bewir-

wirken. Es vereinigen sich noch allerlei Umstände, sie recht merklich zu machen. Das Leben des Hundes ist gemeiniglich nur von kurzer Dauer, indessen verbraucht er es zu öfterer und zahlreicher Vermehrung seines Geschlechtes. Weil er sich nun fast beständig unter menschlicher Aufsicht befindet, und weil sichs, durch einen in der Natur nicht ungewöhnlichen Zufall gefüget haben kann, daß an einigen Hunden gewisse stark einleuchtende oder sonderbare Verschiedenheiteu bemerkt wurden, so ist man ohnstreitig sogleich darauf bedacht gewesen, diese besondere Arten durch die Begattung fortzupflanzen, wie es noch heut zu Tage geschieht, wenn man die Absicht hat, neue Abänderungen von Hunden oder andern Thieren zu erhalten. Darzu kömmt noch folgender Umstand. Man darf zwar als ausgemacht annehmen, daß alle Thiergeschlechter, in Ansehung ihres ersten Ursprunges ein gleiches Alter haben, bei solchen Gattungen aber, deren einzelne Thiere nur eine kurze Zeit leben, muß die Anzahl der Fortpflanzungen von der Schöpfung an, weit beträchtlicher, auch müssen ihre Verschiedenheiten, Veränderungen und Ausartungen selbst viel merklicher, als bei solchen

Thie=

Thieren seyn, die ein viel entfernteres Lebensziel haben, weil die erstern von ihrem Stamme nothwendig viel weiter, als die letztern entfernet sind.

Der Mensch ist jetzo seinem Stammvater Adam wenigstens achtmal näher, als die jetzigen Hunde dem ersten ihres Geschlechts, weil der Mensch achtzig, der Hund aber nur zehn Jahre zu leben hat. Wenn wir also annehmen wollten, diese beide Geschlechter sollten, aus welcher Ursach es auch wäre, gleich stark ausarten, so müßte diese Veränderung, an den Hunden jetzt wenigstens achtmal stärker und merklicher, als bei den Menschen seyn.

Die kleine Thierchen, deren ganzes Leben sich auf den kurzen Zeitraum eines einzigen Tages einschränkt, folglich so kurz ist, daß ihr Geschlecht sich alle Jahre durch die Zeugung erneuert, sind nothwendig allen Verschiedenheiten und allen Arten von Veränderungen unendlich mehr, als andere Thiere, ausgesetzt. Eben dieses läßt sich auch von Sommergewächsen in Vergleichung mit andern Pflanzen behaupten. Es giebt sogar einige, durch die Kunst hervorgebrachte oder gleichsam erzwungne Gewächse. Das Getreide z. B. gehört unter die Pflanzen, welche der Mensch dermaßen

ver-

verändert hat, daß man sie nirgends mehr in ihrem natürlichen Zustand antrift. Zwar bemerkt man etwas Aehnliches am Getreide mit dem Tresp, den Grasen, dem Hundszahn und andern Wiesenkräutern; es ist aber nicht ausgemacht, unter welches von diesen Geschlechtern man es eigentlich bringen sollte. Da es alle Jahre von neuem wächst, und der Mensch, insofern es ihm zur Nahrung dienet, auch den meisten Fleiß auf dessen Anbau verwendet, so ist auch die Natur desselben stärker, als irgend eines andern Gewächses, verändert worden. Der Mensch kann also nicht allein alle einzelne Wesen in der Welt sich zinsbar machen, und entweder zu seinen Bedürfnissen oder zu seinem Nutzen verwenden, sondern es steht sogar bei ihm, die Gattungen mit der Zeit zu verändern, zu verbessern und ihnen mehrere Vollkommenheiten zu ertheilen. Welch ein vorzügliches Recht, das er über die Natur selbst erhalten zu haben scheinet! Durch die Verwandlung einer unfruchtbaren Pflanze in ein höchst nutzbares Getreide bewies er sich gleichsam als Schöpfer, ohne jedoch darauf stolz seyn zu dürfen, weil er nicht anders, als im Schweiße seines Angesichts und durch wie-

derholte Bearbeitungen, dieses oft saure Stückchen Brod, welches zu seinem Unterhalte dienet, aus dem Schooße der Erde hervor bringen kann.

Alle Gattungen also von Gewächsen sowohl, als von Thieren, womit sich der Mensch vorzüglich beschäftigt hat, sind auch durch ihn am stärksten verändert worden. Da nun diese Veränderung zuweilen so groß ist, daß man von ihrer ursprünglichen Form kaum noch etwas bemerken kann, wie man beim Korn sieht, welches der Pflanze gar nicht mehr gleichet, von welcher es ursprünglich herstammet, so ist es auch gar wohl möglich, daß unter den mancherlei Arten von Hunden, die wir heut zu Tage vor uns sehen, sich kein einziger befindet, welcher dem ersten Hunde oder dem ersten Thiere dieses Geschlechtes, gleichet; denn es hat, seit der Schöpfung unstreitig sehr große Veränderungen gelitten. Der Stamm kann also von den gegenwärtigen Raßen sich ungemein unterschieden haben, ohnerachtet sie alle von einerlei Stamm entsprossen sind.

Indessen saumt die Natur nicht, sich ihrer eigenthümlichen Rechte gleich wieder zu bedienen, so bald man sie ungehindert und frei wirken lässet. Auf einem unge-

bauten Felde pflegt der ausgestreute Weizen gleich im ersten Jahre wieder auszuarten. Wollte man die ausgeartete Körner sammlen, um sie wieder zu säen, so würden wir an den Aehren der zwoten Fortpflanzung noch eine stärkere Veränderung wahrnehmen, und in Zeit von einigen Jahren das ursprüngliche Gewächs, woraus der Weizen entstanden ist, von neuem erblicken, aus diesem Umstand aber zugleich abnehmen können, wie viel die Natur Zeit brauchte, die Wirkungen einer Kunst, welche sie gleichsam im Zwange hielt, gänzlich zu vernichten und sich wieder in ihre gewöhnliche Verfassung zu setzen. Dieser Versuch ließe sich leicht am Getreide und andern Pflanzen machen, die alle Jahre wild, und an eben der Stelle wieder von neuem wachsen. Bei den Thieren aber, die man erst aufsuchen, zusammen paaren und mit vielen Schwierigkeiten zähmen und gewöhnen müßte, ist wenig Hofnung zu einem guten Erfolg solcher Versuche, weil sie alle sich entweder bald verlaufen oder meistentheils eine unüberwindliche Abneigung gegen Sachen bezeigen würden, die entweder ihren Gewohnheiten oder ihrem Naturel zuwider liefen. Darf man also wohl hoffen, jemals

mals durch diesen Weg die ursprüngliche Raße der Hunde oder anderer Thiere, die, gleich den Hunden, dauerhaften Veränderungen unterworfen sind, heraus zu finden? und muß man, in Ermangelung dieser unmöglich zu erlangenden historischen Kenntniß, die uns doch zu Erforschung der Wahrheit ganz unentbehrlich wäre, nicht allen Fleiß anwenden, Gründe und Merkmale zu sammlen, aus welchen sich wahrscheinliche Folgen ziehen ließen?

Die Hunde, welche von Reisenden in den amerikanischen Wüsten zurück gelassen worden, und schon seit hundert und funfzig bis zwei hundert Jahren als wilde Hunde lebten, müssen sich, ob sie gleich ihr Daseyn veränderten Raßen zu danken haben, und ursprünglich von zahmen Hunden abstammen, dennoch in einer so langen Zeit ihrer ersten Form wohl ziemlich wieder genähert haben. Nach dem Vorgeben reisender Beobachter sollen sie aber doch unsern Windhunden gleichen *). Eben dieses behaupten sie auch von den wilden oder wild gewordnen Hunden in Kongo **), die eben-

*) S. Hist. des Avanturiers Flibustiers par Oexmelin. à Par. 1686. in 12. Tom. I. p. 112.

**) S. Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbé Prevost. in 4to. Tom. I. p. 86. Diese Heer-

ebenfalls, wie die amerikanische, sich truppweise versammlen, um sich mit Löwen, Tigern u. s. w. in blutige Kämpfe einzulassen. Andere die keine Vergleichung zwischen den wilden Hunden auf Sankt Domingo und unsern Windspielen anstellen, schildern sie blos *) als Hunde mit einem platten und langen Kopf, einer langen Schnauze, wilden Mine, schlanken und magern Leib, die sehr schnell im Laufen, im Jagen sehr vollkommen, und ohne viel Mühe zahm zu machen sind, wenn sie ganz jung eingefangen werden.

Diese wilde Hunde sind also außerordentlich mager und flüchtig. Da sich nun

außer-

Heerden wilder Hunde, welche sich sogar an Elephanten wagen, und an den Küsten von Kongo, Angola und Benguela wild herum laufen, pflegen wenigstens den Einwohnern, die sie häufig fangen und schlachten, kein Leid anzuthun. Auf der Insel Juan Fernandez aber, im westlichen Südamerika, wurden die Engelländer von solchen heerdenweise herumstreifenden wilden Hunden angefallen. Dagegen hatten die Leute von dem verunglückten Schiffe, der Wager, in den entlegensten Orten des östlichen Südamerika junge wilde Hunde gefangen und mitgenommen, die nicht allein sehr zahm wurden, sondern ihnen auch alle Treue bewiesen. Müller l. c. p. 213.

M.

*) S. Nouveaux Voyages aux Isles de l'Amerique. à Par. 1722. Tom. V. p. 195.

außerdem das Windspiel vom Bauer- oder Hirtenhund nicht sonderlich unterscheidet, so ist wahrscheinlich, daß alle diese wilde Hunde vielmehr von dieser letzten Raße abstammen, als wirkliche Windspiele sind. Die Sache wird noch wahrscheinlicher durch das Vorgeben der alten Reisebeschreiber, daß die einheimische kanadensische Hunde, gleich den Füchsen mit in die Höhe gerichteten Ohren versehen und unsern Bauer- oder Schäferhunden von mittlerer Größe ziemlich ähnlich *), bei den wilden Einwohnern der antillischen Inseln ebenfalls mit sehr langen Köpfen und Ohren bezeichnet und von den Füchsen an Gestalt nicht sehr unterschieden wären **); ferner daß die peruanischen Indianer lange nicht alle in Europa gewöhnliche Arten von Hunden, sondern vielmehr nur große und kleine hätten, welche sie Alko nenneten ***); daß

*) Voyage du *Païs* des Hurons, *par* Sabard Theodat, Recollet. à *Par.* 1672. *p.* 310. 311.

**) S. Hist. gener. des Antilles, *par* le Pere du Tertre. à *Par.* 1667. Tom. *II.* p. 306.

***) S. Hist. des Incas. à *Par.* 1744. Tom. I. p. 265. Voyage de Wafer, imprimé à la Suite de ceux de *Dampier* Tom. IV. p. 223.

daß die Hunde der amerikanischen Meerenge häßlich, mit langen, struppigen Haaren bedeckt, und folglich ebenfalls mit steifen Ohren begabet wären *). Bei dem allen läßt sich also nicht mehr zweifeln, daß die einheimische amerikanische Hunde, die vor Entdeckung dieser neuen Welt gar keine Gemeinschaft mit Hunden aus unsern Himmelsstrichen hatten, so zu sagen alle nur von einer einzigen Art gewesen, und daß unter allen Arten von unsern Hunden besonders die Hunde mit langen Schnauzen, steifen oder geraden Ohren und langen groben Haaren, wie unsere Schäferhunde haben, sich dieser wilden Gattung vielleicht am allermeisten nähern. Ich werde in der Meinung, daß die zu Sankt Domingo wild gewordene Hunde keine ächte Windspiele sind, noch mehr bestärket, wenn ich erwäge, daß man die Windhunde, welche in Frankreich ziemlich sparsam angetroffen, und für den König aus Konstantinopel und andern Orten der Levante verschrieben werden, so viel mir bekannt ist, niemals von St. Domingo, auch aus kei-

*) S. Nouveaux *Voyages* aux Isles de l'Amerique, à *Par.* 1722. Tom. V. *p.* 195.

keiner andern unserer amerikanischen Kolo-nien kommen lassen.

Wenn man außerdem, was bisher gesagt worden, in gleicher Absicht nachschlägt, was die Reisebeschreiber von der Gestalt der Hunde in unterschiedenen Ländern berichtet haben, so wird man finden, daß an allen Hunden der kalten Länder lange Schnauzen und steife Ohren angegeben werden; daß die lappländische *) klein, mit langen Haaren, steifen Ohren und spitziger Schnauze versehen, die siberische **) und die man Wolfshunde zu nennen pfleget, zwar größer, als die lappländische, aber eben so steiföhrig, grobharig und spitzschnauzig; die isländische ***) den siberischen, bis auf einige Kleinigkeiten, ähnlich sind; ja daß auch sogar in den heißesten Ländern, als auf dem Vorgebirge der guten Hofnung ****) die einheimische Hunde

*) S. Voyage de la Martiniere à Par. 1671. p. 75. Il Genio vagante. Parma 1691. Tom. II. p. 13.

**) S. die Kupferpl. von siberischen Hunde, Nro. XXV. fig. 1.

***) S. die Kupferpl. vom isländischen Hunde. Ebend. fig. 2.

****) S. Description du Cap de bonne Esperance par M. Kolbe à Amst. 1741. Tom. I. p. 304. oder

de spitzige Schnauzen, steife Ohren, einen langen und nachschleppenden Schwanz,

oder deutsche Uibersetzung Frf. und Leipz 1745. 4to p. 339. Die wilde Hunde, die Hr. Kolbe außer den von den Europäern zurückgelassenen Raßen daselbst angetroffen, beschreibt er nach dem P. Anton Zuchelli folgendermaßen: Die kongoische Hunde, sagt dieser in seiner Reise nach Kongo und Aethiopien, p. 293. werden von den Einwohnern Mebbia genannt, sind von allen vierfüßigen Thieren wirkliche Todfeinde, und jagen alles, was ihnen vorkömmt. Sie unterscheiden sich von unsern Windspielen so wenig, daß man sie für eine Art derselben halten könnte. Sie halten sich zu dreißig bis vierzigen, oft noch in größerer Anzahl zusammen und scheuen sich nicht, Löwen, Tiger oder andere reißende Thiere muthig anzugreifen. Um ihrer Menge willen pflegen sie gemeiniglich den Sieg davon zu tragen. Den meisten Theil des Tages bringen sie mit Jagen zu. Was nach gehaltenem Schmause, noch von ihrer Beute übrig bleibt, bringen sie nach dem nächsten Dorf und lassen es zum Gebrauch der Einwohner liegen. Sie greifen keinen Menschen an. Die Reisende lieben so gar ihre Gesellschaft, weil sie durch diese Hunde für den Anfällen der wilden Thiere geschützet sind.

Die hottentottische Hunde stimmen, wie Hr. Kolbe versichert, mit den kongoischen in allen Stücken, blos in der Gastfreiheit nicht überein, welche die letzte den Einwohnern der nächsten Dörfer beweisen sollen. So viel ist aber gewiß, daß die Europäer und Hottentotten, wenn sie diese Thiere auf der Jagd antref=

dünnes, aber langes und allemal struppicht Haar tragen, auch vortrefliche Beschützer der Heerden sind *), folglich mit unsern Schä-

treffen, ihnen bis auf den Sammelplatz nachfolgen und ohne Scheu daselbst so viel nehmen können, als ihnen beliebt, weil es ihnen die wilde Hunde großmüthig überlassen. Zu Hr. Kolbens Zeit haben sie öfters auf einmal sechzig bis achtzig Schafe niedergerissen.

M.

*) Die hottentottische Hunde, sagt Hr. Kolbe im angef. Buche S. 192. ꝛc. führen bei Tage das Vieh auf die Weide und treiben es fort, so bald ihren Herrn die Reihe zu hütten trift. Vielleicht ist kein europäischer Fleischer- oder Schäferhund im Stande, das Vieh so gut beisammen zu halten und anzutreiben. Während des Zuges erhalten sie die Heerden in der besten Ordnung, Gelangen sie auf den Weideplatz, so sind alsdann die Hunde unaufhörlich beschäftigt, entweder die zerstreute Stücke herbei zu treiben und beisammen zu halten, oder in der Nähe auszuspüren, ob kein gefährliches Thier vorhanden sey. Dieses alles thun sie, ohne dazu aufgemuntert zu werden. Sie streifen, gleich einer ausgeschickten Parthei in Haufen umher. So bald die Ochsen des Nachts um den Kraal herum angebunden, und die Leute in ihren Hütten zur Ruhe gegangen sind, läßt man alle Hunde heraus, damit sie das Vieh gegen den Anfall der Feinde bewachen. Sie verrichten dieses mit bewundernswürdiger Sorgfalt, und wissen aller nächtlichen Freibeuterei gefräßiger Raubthiere, glücklich Einhalt zu thun.

Hr.

Schäferhunden in Ansehung der Gestalt so wohl, als ihres natürlichen Triebes, übereinkommen; daß auch in andern und noch heißern Himmelsstrichen, als in Madagaskar *), Madera **), Kalikut ***) und Malabar ****), die einheimische Landhunde mit langer Schnauze, und spitzigen Ohren versehen, und unsern Hirtenhunden ziemlich ähnlich sind; daß ferner, wenn man auch wirklich Bauernhunde, spanische Wachtelhunde, Pudel, Bullenbeißer, Jagdhunde, Windspiele u. s. w. dahin brächte, sie doch gleich bei der zwoten oder dritten Fortpflanzung ausarteten; und daß endlich in den allerheißesten Ländern, wie z.

Hr. Hallen sagt von diesen Hunden l. c. p. 492. sie haben einen kleinen Kopf und sehr spitzige Schnauze. Die meisten sind aschfarbig, etwan eine Elle hoch und 1/4 Ellen lang. Sie tragen ihre zugespitzte Ohren steif in der Höhe. M.

*) S. Voyage de Flacourt à Paris 1661. p. 152.

**) S. Voyage d'Innigo de Biervillas. à Par. 1739. Tom. I. p. 178.

***) S. Voyage de François Pyrard. à Paris 1619. Tom. I. p. 426.

****) S. Voyage de Jean Ovington. à Par. 1725. Tom. I. p. 276.

B. in Guinea *) diese Ausartung noch hurtiger geschiehet, weil die Hunde daselbst in Zeit von drei oder vier Jahren ihre Stimme gänzlich verändern **), und lauter Junge mit steifen Ohren, wie die Füchse, zeugen. Uiberhaupt schreibt man von den dasigen Hunden, sie wären besonders häßlich, mit langen, steifen Ohren, einem langen, spitzigen Schwanz, und mit gar keinen Haaren versehen. Sie wären über den ganzen Leib nackend, meistentheils gefleckt, oft auch einfarbig, kurz: häßlich anzusehen und noch häßlicher anzufühlen.

Es läßt sich hieraus bereits ziemlich wahrscheinlich vermuthen, daß unter allen Hunden der Spitz oder Schäferhund, sich der ursprünglichen Raße dieses Geschlechts am allermeisten nähere, weil die Hunde in allen von wilden oder halb gesitteten Menschen bewohnten Ländern, dieser Art von Hunden mehr, als irgend einer andern glei-

*) S. Hist. generale des voyages par M. l'Abbé Prevost. Tom. IV. p. 229.

**) In der kästnerischen Uibersetzung wird noch hinzu gesetzt: sie höreten dann auf zu bellen und pflegten blos ein trauriges Geheul von sich hören zu lassen. M.

gleichen, weil man auch auf dem ganzen festen Lande der neuen Welt von keinen andern etwas wahrgenommen, und sie auch nur allein in den südlichen und nördlichen Theilen unsers festen Landes antrift; weil sie ferner in Frankreich, wo sie Hunde von Brie heißen, und in andern gemäßigten Himmelsstrichen, in grosser Menge vorkommen; ob man gleich sich mehr bestrebet hat, die angenehmern Hundearten daselbst fortzupflanzen und mehr zu vervielfältigen, als diese zu erhalten, die blos nützlich, aber nicht reizend, folglich verachtet und blos den Bauern überlassen ist, die selbige zur Bewachung ihrer Heerden brauchen.

Erwäget man hierbei noch, daß die Bauernhunde, bei aller ihrer Häßlichkeit oder ihrem traurigen und wilden Ansehen, doch andere an natürlichen Trieben und Fähigkeiten übertreffen, einen bestimmten, eigenthümlichen Charakter besitzen, wozu die Erziehung nichts beigetragen, daß diese nur allein keiner Zucht bedürfen, sondern blos durch ihr Naturel abgerichtet und angetrieben werden, die Heerden mit einer außerordentlich emsigen Wachsamkeit und Treue zu hüten, sie mit einer bewundernswürdigen und nicht erst erlernten Klug-

heit zu führen, durch ihre angeborne Fähigkeit die Ruhe ihrer Herrn zu befördern, und ihre Verwunderung auf sich zu ziehen; da es hingegen viel Zeit und Mühe kostet, andere Hunde gehörig abzurichten und zu ihrer Bestimmung geschickt zu machen; so wird man in der Meinung immer mehr bestärket, daß dieses der wahre, natürliche Hund, welchen die Natur zum grösten Nutzen der Menschen hervorgebracht, welcher auch die meiste Aehnlichkeit mit der allgemeinen Ordnung der belebten Geschöpfe hat, wovon immer eines des andern Beistandes bedarf, kurz derjenige Hund sey, welcher als der Stamm und als das Muster des ganzen Geschlechtes betrachtet werden muß.

Wie die Menschen in den mitternächtlichen eiskalten Ländern rauh, entstellt und klein erscheinen; wie man in Lappland, Grönland und andern unmäßig kalten Ländern erst lauter kleine, häßliche Menschen, hernach aber in den angränzenden gelindern Himmelsstrichen das schöne finnländische, dänische Volk u. s. w. antrift, welche in Ansehung der Gestalt, Farbe und langem Wuchs, vielleicht unter allen Menschen die schönste vorstellen; so wird man auch beim Hundegeschlecht eben diese

Ord-

Ordnung, eben dieses Verhältniß gewahr. Die lappländische Hunde sind außer ihrer häßlichen Gestalt, nicht allein sehr klein, sondern auch nicht über einen Fuß lang *). Die siberische sind wohl nicht so ungestaltet, sie haben aber doch noch steife Ohren, auch ein plumpes und wildes Ansehen. Dagegen trift man in den benachbarten Gegenden, wo sich die schöne Menschen aufhalten **), deren wir oben gedacht haben, die schönsten, ansehnlichsten und grösten Hunde. Die tartarische, albanische, in den mitternächtlichen Gegenden sich aufhaltende, griechische, dänische und irrländische Hunde, werden mit Recht allen andern an Größe, Stärke und Kräften vorgezogen. Man spannt sie daher gemeiniglich vor die Wagen. Diese Art, welche wir irrländische Hunde nennen wollen, ist von sehr altem Herkommen, und hat sich, ob wohl in geringer Anzahl, in dem Himmelsstrich erhalten, unter welchem sie entstanden war. Bei den Alten hies

*) S. Il genio vagante. Tom. II. p. 13.

**) Man lese hiervon den VIten Theil der allgem. Geschichte, in dem Abschnitt von den Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechtes.

hießen sie epirische oder albanische Hunde. Plinius erzählet, mit vieler ausgeschmückten Beredsamkeit, den Kampf eines dieser Hunde mit einem Löwen, und hernach mit einem Elephanten *).

Diese Hunde übertreffen unsre stärkste Bauernhunde weit an Größe. In Frankreich sieht man sie nur so selten, daß mir selbst nur ein einziger zu Gesichte gekommen, der mir im Sitzen beinahe fünf Schuh hoch zu seyn, und in Ansehung der Gestalt dem sogenannten großen dänischen Hun-

*) Indiam petenti Alexandro magno, Rex Albaniæ dono dederat inusitatæ magnitudinis unum, cujus specie delectatus, jussit ursos, mox apros & deinde damas emitti, contemtu immobili jacente eo; quâ segnitie tanti corporis offensus Imperator generosi spiritus, eum interimi jussit. Nunciavit hoc fama Regi; itaque alterum mittens, addit mandata, ne in parvis experiri vellet, sed in Leone Elephantove, duos sibi fuisse; hoc interemto, præterea nullum fore. Nec distutit Alexander, leonemque fractum protinus vidit. Postea Elephantum jussit induci, haud alio magis spectaculo lætatus. Horrentibus quippe per totum corpus villis, ingenti primum latratu intonuit, moxque increvit assultans, contraque belluam exsurgens hinc & illinc artifici dimicatione, quâ maximè opus esset, infestans atque evitans, donec assidua rotatam vertigine afflixit, ad casum ejus tellure concussa. Plinii Hist. Nat. Libr. VIII.

Hünde *) zu gleichen schien. Doch unterschied er sich von diesem merklich durch seine ungeheure Grösse. Dabei war er ganz weiß und von ungemein sanftem und ruhigen Naturel.

Kömmt man hernach in die noch gemäßigtern Himmelsstriche, als nach Engelland, Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien, so kann man darauf rechnen, Menschen und Hunde von allerlei Raßen anzutreffen. Der Grund einer so großen Mannigfaltigkeit muß zum Theil im Einfluß des Himmelsstriches, zum Theil aber in der Zusammenkunft und Vermischung fremder und von einander stark abweichender Arten gesucht werden, die allmählig eine grosse Menge von unterschiedenen vermischten Raßen oder Blendlingen hervorbrachten, deren wir hier nicht gedenken wollen, weil sie Hr. Daubenton **) nicht allein beschrieben, sondern auch alle wieder unter die reine Raßen gesetzt hat, von welchen sie entsprossen waren. Doch

*) Man sehe die Kupferplatte mit dem großen dänischen Hunde. Nro. XXII.

**) S. unsern Anhang an diesem Artikel von den Hunden.

Doch wollen wir, so viel in unserer Gewalt ist, alle Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten berühren, welche die Pflege, Wartung, Nahrung und der Himmelsstrich bei diesen Thieren hervorbringen konnten.

Der große dänische Hund *), der Bauernhund oder Spitz **) und das Windspiel ***) sind, wenn gleich beim ersten Anblick ihr Unterschied noch so groß zu seyn scheinet, gleichwohl nur einerlei Art von Hunden. Im großen dänischen erblickt man weiter nichts, als einen stärkern und stammhaftern Bauernhund, welcher sich im Windspiel schlanker und gestreckter darstellet. An beiden blicken die Vortheile der mehrern Wartung deutlich hervor. Zwischen einem großen dänischen einem Bauern- und einem Windhund ist aber kein weiterer Unterschied wahrzunehmen als zwischen einem Holländer, Franzo-

*) S. die Platte mit dem großen dänischen Hund. Nro. XXII.

**) S. die Platte mit dem Spitz. Nro. XXI.

***) S. die Platte mit dem Windspiel. Nro. XXIII. fig. 2.

zosen und Italiåner. Nimmt man also den Bauernhund für den ursprünglichen oder vielmehr für den einheimischen Hund in Frankreich an, so müßten in einem kältern Himmelsstrich von ihm der große dånische Hund, in einem wärmern aber das Windspiel erzeuget worden seyn. Und findet man dieses nicht wirklich durch die Erfahrung bestätiget, insofern wir die große dånische Hunde aus nördlichen Ländern, das Windspiel aber aus Konstantinopel und aus der Levante bekommen? Der Spitz oder Hirtenhund *), der Wolfshund **) und jene Gattung desselben, die wir den siberischen Hund ***) nennen, sind eigentlich alle drei nur einerlei Hunde. Man könnte diesen sogar noch die Hunde der Lappländer, Kalabenser, der Hottentotten und alle andere Hunde mit steifen Ohren an die Seite setzen. Der einzige Umstand, wodurch sie sich von dem Schäferhund hauptsächlich unterschieden, besteht in

*) S. die Platte vom Schäferhund. Nro. XXIII. fig. 1.

**) S. die Platte vom Wolfshund. Nro. XXIV.

***) S. die Platte vom siberischen Hund. Nro. XXV. fig. 1.

in der veränderlichen Leibesgrösse, weil sie bald mehr oder weniger stammhaft und mit einem bald mehr oder weniger groben, langen und dichten Haar bedecket sind.

Den Jagdhund *), Spürhund **), Dachshund ***), Pudel ****), und so gar den spanischen Wachtelhund a), hat man als einerlei Hunde zu betrachten. Sie haben fast einerlei Gestalt und natürliche Triebe. Ihr Unterschied besteht größtentheils in der Höhe der Beine und in der Breite der Ohren, welche letztere doch bei allen diesen Hunden lang, weich und herabhängend erscheinen. Sie gehören sämmtlich unter diesem Himmelsstrich zu Hause, und mir scheint es unbillig zu seyn, wenn man den so genannten bengalischen Spür- oder Ti-

*) S. die Platte vom Jagdhund. Nro. XXVI.

**) S. die Plate vom Spürhund. Nro. XXVII.

***) S die Platte vom Dachshund. Nro. XXIX.

****) S. die Platte vom Pudel. Nro. XXX. fig. I.

a) S. die Platte vom spanischen Wachtelhund. Nro. XXXI. fig. 1.

Tigerhund *), der blos an der Beschaffenheit seines Felles von unserm Spürhund abweichet, von ihnen trennen wollte.

Ich kann mich nicht überreden, daß dieser Hund ursprünglich aus Bengalen oder andern indianischen Orten komme, oder daß er, wie einige vorgeben, gerade der indianische Hund sey, von welchen die Alten, wenn sie eben seiner gedenken, behaupten wollen, er sey von einem Tiger und einer Hündin entsprossen; denn eben dieser Hund ist in Italien schon vor mehr als hundert und funfzig Jahren als ein Hund bekannt gewesen, der nicht für einen aus Indien abstammenden, sondern für einen gewöhnlichen Spürhund angesehen worden **).

In Engelland, Frankreich, Deutschland u. s. w. scheinen die Jagd- Spür- und Dachshunde vornämlich zu Hause zu seyn. In

*) S. die Platte vom bengalischen Spürhund oder Tigerhund. Nro. XXVIII.

**) Canis sagax, (vulgò Brachus), heißt es beim Aldrovand, an unius vel varii coloris sit, parum refert; in Italia eligitur varius & maculosæ lynci persimilis, cum tamen niger color vel albus aut fulvus non sit spernendus. De Quadrup. digit. vivip. Libr. III. p. 552.

In wärmern Himmelsstrichen, als in der Türkei und Persien, pflegen sie gleich auszuarten. Spanien hingegen und die Barbarei sind eigentlich das Vaterland der spanischen Wachtelhunde und Budel. Die Temperatur dieser Himmelsstriche verschaft allen Thieren längere, seidenartigere und feinere Haare, als diese in irgend einem andern Lande bekommen würden.

Der Bullenbeißer oder die englische Dogge *) und der Hund, welchen man im sehr uneigentlichen Verstande den kleinen dänischen Hund **) zu nennen pflegt, weil er mit dem großen dänischen Hund blos die kurze Haare gemein hat, der türkische ***) und, wenn man will, auch der isländische Hund ****), stellen ebenfalls nur eine Gattung vor, welche in einem so kalten

*) S. die Platte vom Bullenbeisser. Nro. XXXVI. fig. 1.

**) S. die Platte von kleinen dänischen Hund. Nro. XXXIV. fig. 1.

***) S. die Platte vom türkischen Hund. Nro. XXXV. fig. 1.

****) S. die Platte vom isländischen Hund. Nro. XXV. fig. 2.

ten Himmelsstrich, als Island ist, einen dickern Pelz angeleget, in den sehr heißen Ländern aber, wie Afrika und Indien, die warme Bedeckung wieder abgeleget haben mag. Es ist ein wirklicher Irrthum, wenn man den ganz kahlen, den türkischen Hund nennet, weil in dem gemäßigten Himmelsstrich der Türkei ein Hund unmöglich, desto leichter aber in Guinea und in den heißesten Gegenden Indiens, die Haare verlieren kann. Man hat sich daher unter dem türkischen blos einen kleinen dänischen Hund vorzustellen, welcher, durch den zufälligen Aufenthalt in den heißesten Ländern, wo er hingebracht worden, seine Haare verlohren, dessen Raße man hernach in die Türkei gebracht, und in diesem Lande mit Sorgfalt und Mühe zu vermehren gesuchet hat.

Die ersten Hunde dieser Art, welche man in Europa gesehen, waren zu Aldrovands Zeiten, wie er berichtet, nach Italien gebracht worden, sie haben sich aber da, seiner Aussage nach, weder halten, noch vermehren können, weil der Himmelsstrich für ihre Zärtlichkeit viel zu kalt gewesen. Da inzwischen Aldrovand von diesen kahlen oder nackichten Hunden keine weitere Beschreibung liefert, so können

wir auch nicht sagen, ob sie unsern sogenannten türkischen Hunden ähnlich waren und ob man sie folglich mit unter die kleine dänische Hunde zu rechnen habe; weil in den allerheißesten Ländern alle Hunde, von welcher Art, oder aus welchem Lande sie auch seyn mögen, kahl werden *), und, wie schon erinnert worden, so gar die Stimme verlieren. In einigen Ländern sind sie gänzlich stumm, in andern vergeht ihnen blos das Vermögen zu bellen; sie heulen dann entweder, gleich den Wölfen, oder gelfern, wie die Füchse, und scheinen auch durch diese Veränderung ihrem natürlichen Zustande wieder näher zu kommen. Denn sie pflegen auch andere Gestalten und andere Naturtriebe anzunehmen. Sie werden häßlich **) und bekommen zugleich steife, spitzige Ohren.

Man

*) S. Hist. générale des Voyages par Mr. l'Abbé Prevost. Tom. IV. p. 229.

**) Voyage de la Boullaye le-Gouz. à Par. 1657. p. 257. Voyage de Jean Ovington. à Par. 1725, Tom. I. p. 276. Histoire universelle des Voyages par du Perrier de Montfrasier. à Par. 1707. p. 344. &c. Vie de Christophe Colomb. à Par. 1681. I Partie p. 106. Voyage de Bosman en Guinée &c. à Utrecht 1705. p. 240. Histoire générale des Voyages par Mr. l'Abbé Prevost. Tom. IV. p. 229. A. D. V.

Hr.

Man hat auch angemerket, daß die Hunde nur in gemäßigten Himmelsstrichen ihr Feuer, Muth, Verschlagenheit und andere ihnen eigne Fähigkeiten erhalten. Ihr Verlust an allen diesen Vorzügen ist also sehr beträchtlich, wenn sie unter allzuheisse Himmelsstriche gebracht werden. Es hat aber dennoch das Ansehen, als ob die Natur überhaupt nichts ganz Unnützes habe hervorbringen wollen, weil die Hunde

Hr Boßmann sagt ausdrücklich, in seiner Reise nach Guinea, Hamb. 1708. p. 282. Die Hunde pflegen sich in hiesigen Landen, schon beim ersten Wurf, ungemein zu verändern. Die Ohren werden lang und so steif, wie bei den Füchsen, auch meistens von eben solcher Farbe. In Zeit von drei oder vier Jahren werden sie so gräßlich, daß man sich scheuet, sie anzusehen. Sie verlieren auch gänzlich die Kraft zu bellen, wenn sie drei oder viermal Junge gehabt. Denn das Bellen der Hunde, die man hieher bringt, scheint einem entsetzlichen Geheule viel ähnlicher, als einem Gebelle.

. Die Schwarzen glaubten daher mit vieler Zuversicht, unsere Hunde müßten auch sprechen können, weil sie so vernehmlich belleten, und pflegen aus diesem Grunde diese Ausländer, wegen ihrer guten Mundart, sehr hoch zu halten.

in den Ländern, wo sie nicht zu gleichen Absichten, als bei uns, tauglich sind, mit Appetit verzehret werden. Die Neger schätzen das Hundefleisch höher, als das Fleisch aller andern Thiere. Man bringt bei ihnen die Hunde ordentlich zu Markte. Sie werden von den Einwohnern theurer, als Schöpse und Ziegen, ja noch theurer, als alles Wildpret, bezahlet. Kurz, bei den Schmäusen der Neger ist ein gebratner Hund allemal das herrlichste Gerichte *).

Man

*) S. Boßmanns Beschreibung von Guinea. l. cit. Gekochte junge Hunde sind bei den egyptischen Frauenzimmern ein sehr beliebtes Gerichte. Sie haben bei dessen Genuß auch noch eine besondere Absicht, weil sie glauben, dieses Gerichte trage vieles bei, eine aufgeschwollne, schlappe Fettigkeit, welche mit zur egyptischen Schönheit gehöret, zu erlangen. Die Karthaginenser waren vor Zeiten wegen des Hundefleischessens vorzüglich berühmt, und wurden daher Canarii oder Hundefresser genannt, welche Benennung, nach Hrn. Schaw in seinen Reisen, Leipz. 1765. p. 61., den Zaabiern im Königreich Algier noch heutiges Tages zukömmt. Zu eben dieser Klasse gehören auch die Chineser, Kalmucken und Samojeden. Zu Angola, wo die Hunde gemästet, geschlachtet und auf dem Markte verkauft werden, kann man zuweilen für einen großen fetten Hund an zwei und zwanzig Sklaven bekommen, ob gleich ei-

Man könnte zwar muthmaßen, der herrschende Geschmack der Neger am Fleisch solcher Thiere habe vielleicht seinen Grund in der veränderten Beschaffenheit dieses Fleisches, wenn es etwan, ohnerachtet seines schlechten Geschmacks in unsern gemäßigtern Himmelsstrichen, unter diesen brennenden Himmelsstrichen einen vorzüglichern Geschmack annähme. Allein ich denke hierbei ganz anders und glaube, daß es hierbei vielmehr auf die unterschiedene Naturen der Menschen, als der Hunde ankomme, weil die

 kana-

einer von diesen Sklaven gemeiniglich zu zehn Dukaten gerechnet wird.

Wenn in diesen Ländern jemand so ehrgeizig ist sich adeln lassen zu wollen, verschaft er sich, wie Hr. Hallen l. c. *p*. 492. versichert, den Zutritt zum König und zu dieser Würde dadurch, daß er bei Gelegenheit dem König ein verdienstvolles Geschenke mit einigen fetten Hunden machet.

Die Grönländer haben auf den sogenannten Hundsinseln, ganze Hundezuchten und Kolonien von etlichen tausenden, welche sie mit Seemoos, Muscheln und Robbenspeck füttern, um sie hernach zu fangen und zu schlachten. Diese Hunde, welche von einer sehr trägen Art sind, gehören ebenfalls unter die stummen, welche nicht bellen können. Uibrigens lese man von den Hundefressern ein mehreres in Kundmanni rar. nat. et artis p. 1055.

M.

kanadensische Wilden, die ein kaltes Land bewohnen, das Hundefleisch eben so hoch schätzen, als die Neger, und sogar unsre Mißionarien selbiges zuweilen sonder Eckel genossen haben. „Bei ihren Schmäusen, „sagt der Pater Sabard Theodat, genies„sen sie das Hundefleisch statt der Schöpse. „Da ich ihren Hundefesten unterschiedene„male beigewohnet, muß ich offenherzig be„kennen, daß ich, ohnerachtet des anfäng„lich empfundenen Abscheues, kaum zwei„mal davon gekostet hatte, als ich das „Hundefleisch in der That wohlschmeckend, „und im Geschmacke dem Schweinefleisch ähn„lich fand.“ *)

Unter allen wilden Thieren sind in unsern Himmelsstrichen der Wolf und der Fuchs diejenigen, welche mit unsern Hunden, besonders mit den steifohrigen oder Schäferhunden, die von mir als der Stamm und das Muster des ganzen Geschlechts betrachtet werden, am allernächsten übereinkommen. Da ich sie nun, in Absicht ihres innern Baues, einander fast ganz ähnlich, auch äußerlich nur eine sehr unbeträchtliche Verschie-

*) S. Voyages au Pays des Hurons par le P. Sabard Theodat, Recollet. à Par. 1632. p. 311.

schiedenheit wahrnahm, verfiel ich darauf, einen Versuch zu machen, ob sie wohl mit einander sich paaren und etwas zusammen zeugen würden. Ich hofte sie dahin zu bringen, sich wenigstens mit einander zu belaufen, und glaubte, wenn sie auch keine fruchtbare Thiere zeugen könnten, von ihnen wenigstens gewisse Bastarten zu erhalten, welche von der Natur oder von den Eigenschaften beider Eltern etwas angenommen hätten. Ich lies daher eine Wölfin von zween bis drei Monaten, die man im Wald gefangen hatte, mit einem eben so alten Bauernhund erziehen. Man hatte sie beide ganz allein, in einen großen Hof eingesperrt, wohin keinem andern Thier der Zugang offen, und wo ihnen alle Gelegenheit, sich zu verbergen, gelassen war. Keines von diesen beiden Thieren, hatte noch ein anderes von seinem Geschlechte, nicht einmal einen andern Menschen, als den einzigen gesehen, der ihnen ihr tägliches Futter bringen mußte. Drei Jahre hindurch bewahrete man sie auf diese Weise, immer mit gleicher Sorgfalt und ohne irgend einen Zwang, viel weniger aber Ketten anzulegen. Im ersten Jahre spielten diese Thiere beständig mit einander, und schienen viel Zuneigung ge-

gegen einander zu empfinden. Im zweiten Jahr fiengen sie schon an, sich einander den Fraß streitig zu machen, ob sie gleich damit überflüßig versorgt wurden. Allemal war die Wölfin die Urheberin des Streites. Man setzte ihnen gemeiniglich Fleisch und Knochen in einer hölzernen Schüssel vor. Die erste Sorge der Wölfin war allemal, nicht gleich über das Fressen herzufallen, sondern vor allen Dingen den Hund weg zu jagen. Wenn dieses geschehen, faßte sie die Schüssel so geschickt beim Rande, daß von dem, was darauf lag, nichts herunter fallen konnte, und säumte nicht, mit ihrer Beute die Flucht zu ergreifen. Da ihr nun der Ausgang allenthalben versperrt war, habe ich sie wohl fünf, auch sechsmal an der Mauer des Hofes rings herum laufen, ihre Schüssel aber immer schnurgerade zwischen den Zähnen halten gesehen. Sie setzte dieselbe zuweilen blos in der Absicht einen Augenblick auf die Erde, um frischen Athem zu schöpfen, mit sichtbarem Heißhunger etwas vom Fleische zu verschlucken, den Hund aber, wenn er sich unterstand, ihr näher zu kommen, grimmig anzufallen. Der Hund war zwar stärker, aber auch viel sanftmüthiger, wenigstens nicht so grimmig, als die Wölfin. Aus

billi-

billiger Besorgniß für sein Leben, ward ihm demnach ein Halsband umgeleget.

Nach dem zweiten Jahr fielen unter ihnen schon stärkere und häufigere Kämpfe vor. Auch die Wölfin bekam ein Halsband, weil es der Hund nun überdrüßig zu seyn schien, sie noch so sehr, als in den ersten Zeiten, zu scheuen. Diese zwei Jahre vergiengen, ohne die mindeste Spur einer merklichen Erhitzung von der einen oder von der andern Seite. Gegen das Ende des dritten Jahres schienen beide Thiere die Eindrücke der Vermehrungstriebe, doch ohne Zuneigung für einander, zum erstenmal zu empfinden. An statt aber in diesem Zustande freundlicher gegen einander oder verträglicher zu werden, so verstärkte sich vielmehr ihr Grimm und ihre Unbändigkeit. Man hörte von ihnen weiter nichts, als ein mit zornigem Geschrei untermischtes Geheule. In weniger, als drei Wochen waren beide abgezehret und näherten sich einander nie, als um sich brav herum zu beißen. Endlich stieg die Erbitterung zu einem so hohen Grade, daß der Hund die am stärksten abgezehrte und entkräftete Wölfin todt biß, und uns nöthigte, ihn einige Tage nachher gleichfalls todt zu schlagen, weil er in dem Augenblick, da er

seine Freiheit bekam, sich nicht scheuete, das Federvieh, die Hunde, sogar die Menschen wüthend anzufallen und großen Schaden zu stiften.

Zu gleicher Zeit hatte ich zween Füchse und eine Füchsin, welche in Schlingen gefangen worden. Alle drei wurden an unterschiedenen Orten, in ziemlicher Entfernung von einander, aufbewahret. Ich hatte dem einen von diesen Füchsen ein leichte, doch ziemlich lange Kette anlegen, und eine Hütte für ihn bauen lassen, worein er sich nach Gutbefinden verkriechen konnte. In diesem Zustand hatte er schon unterschiedene Monate zugebracht und sich recht wohl befunden. Ob er gleich eine verdrüßliche Mine zu machen schien, und beständig die Augen auf das vor seiner Hütte liegende Feld gerichtet hatte, unterließ er doch nicht, alle vorgelegte Nahrungsmittel mit großem Appetit zu verzehren. Man gab ihm eine läufige Hündin zur Gesellschaft, welche man eingesperret und noch zu keinem Hunde gelassen hatte. Weil sie aber keine Lust bezeigte, beim Fuchse zu bleiben, so wurde beschlossen, sie an eben dem Ort an Ketten zu legen und beiden Thieren reichliches Futter vorzulegen. Es fiel dem Fuchs gar nicht ein, die Hündin zu beißen oder ihr

übel

Übel zu begegnen. Zehn Tage ließ man sie beisammen. In dieser ganzen Zeit sahe man unter ihnen nicht die mindeste Streitigkeit, weder bei Tage oder bei Nacht, noch zur Freßzeit entstehen. Der Fuchs nahete sich sogar der Hündin mit einer ziemlichen Vertraulichkeit. So bald er sie aber in der Nähe berochen hatte, schien ihm alle Lust so gleich zu vergehen, und er schlich traurig wieder zu seiner Hütte zurück. Es kam also mit beiden nicht zur Sache.

Als die Hitze dieser Hündin vorüber war, brachte man eine andere, die läufisch geworden, an ihre Stelle und so wurde hernach noch mit einer dritten und vierten verfahren. Der Fuchs bewies allen eine gleiche Verträglichkeit, blieb aber gegen die eine Hündin so gleichgültig, als gegen die andern. Damit ich mich überzeugen mögte, ob hier die natürliche Abneigung oder vielmehr der Zwang, worin sich der Fuchs befand, ihn abhielt, sich zu belaufen, lies ich ein Weibchen seines Geschlechtes zu ihm bringen, das er, noch an selbigem Tage, mehr als einmal belegte. Vierzehn Tage nachher, als wir die Füchsin aufschnitten, sahen wir, daß sie trächtig war, und vier Junge würde geworfen haben.

Dem andern Fuchs hatte man ebenfalls nach und nach unterschiedene läufische Hündinnen zugeführet, und in einem Hof, wo sie ganz frei, ohne Ketten, leben konnten, mit ihm eingesperret. Es wurde aber unter ihnen weder Haß, noch Zuneigung, weder Streit, noch Liebkosungen wahrgenommen. Nach einigen Monaten aber war dieser Fuchs für Gram und Uiberdruß gestorben.

Wenn auch diese Versuche weiter keinen Vortheil hätten, so würden sie uns wenigstens lehren, daß der Fuchs und Wolf mit dem Hund nicht vollkommen einerlei Natur haben, und folglich diese Thiere sich nicht allein als besondere Gattungen von einander unterscheiden, sondern auch weit genug von einander abstehen, sich wenigstens in unserm Himmelsstrich nicht vereinigen zu können. Daraus würde folgen, daß der Hund weder vom Fuchse, noch vom Wolf abstamme, daß also die Methothisten, welche diese beide Geschlechter für wilde Hunde, oder den Hund blos für einen zahm gewordnen Fuchs oder Wolf halten und aus diesem Grunde allen drei Geschlechtern die Benennung des Hundes beilegen

legen *), blos aus Mangel genugsamer Naturforschung auf Irrwege gerathen sind **).

In

*) Canis cauda (sinistrorsum) recurvâ, der Hund; Canis caudâ incurvâ, der Wolf; Canis caudâ rectâ der Fuchs. Linn. S. Nat. Ed. XII. p. 56-59.

**) Wir vermuthen, Hr. von Buffon werde überzeugt seyn, daß der Archiater und Ritter von Linné weder hier noch bei andern Hauptgeschlechtern aus Unwissenheit oder Mangel einer nöthigen Aufmerksamkeit geirret habe, wenn er Gattungen unter einem Geschlechtsnamen vereiniget, welche sich nicht alle mit einander zu paaren pflegen. Als Methodist, welcher gewisse äußere, sichtbare Merkmale festsetzet, wornach er seine Geschlechter und Gattungen ordnet, hatte der Archiater blos darauf zu sehen, daß die untergeordnete Gattungen in den bestimmten Charakteren mit einander übereinkamen und blos in solchen Punkten von einander abwichen, die einen Gattungscharakter ausmachen konnten, ohne dem allgemeinen Charakter des Geschlechts entgegen zu seyn. Da er nun die vierfüßige Thiere hauptsächlich nach der Anzahl, Ordnung und Beschaffenheit der Zähne zu ordnen beliebt, ohne sich an Verhältnisse zu binden, die sich bei den wenigsten ausländischen Thieren richtig beobachten lassen, diese Zahl, Ordnung und Beschaffenheit der Zähne aber bei Hunden, Füchsen und Wölfen einerlei befunden wird, so läßt sich hier nicht so wohl behaupten, daß der Hr. von Linné, aus Mangel hinlänglicher Naturkenntniß, geirret, als daß er vielmehr es nicht gut gefunden habe, sich

ei-

In den Himmelsstrichen, die noch heisser, als die unsrigen sind, pflegt sich ein wildes, grausames Thier aufzuhalten, welches mit dem Hunde noch mehr Aehnlichkeit hat, als vom Wolf und Fuchs behauptet worden. Einige Reisende, die es Adive oder Chacal *) nennen, haben es gesehen und mit einer ziemlichen Genauigkeit beschrieben. Es findet sich häufig in Asien und Afrika, in den Gegenden um Trebison-

eine Methode zu wählen, welche diese Benennung so wenig, als die Buffonische verdienet, nach welcher man die Schafe zum B. die Ochsen, die Schweine, Hirsche u. s. w. blos weil sie unter verschiedenen Himmelsstrichen leben, aus acht unterschiedenen Bänden zusammen suchen muß. Es bleibt allemal ein großer Unterschied unter einer ausführlichen Geschichte der Natur und unter einem nach äußern, in die Augen fallenden Merkmalen, festgesetzten Lehrgebäude derselben.

M.

*) Es ist eigentlich der sogenannte Goldwolf, Canis aureus Linn. l. c. p. 59. Lupus aureus Kaempf. amoen. 413. T. 407. fig. 3. Adil. Bell. *Itin.* p. 160. welchen Hr. von Buffon in einem seiner letzten Bände unter dem Namen Jackal und Adive beschreibet. Man findet eine Abbildung desselben in des Ritters von Linné vollständigen Natursystem 1 Th. Nürnb. 1773. Tab. 30. fig. 1.

M.

bisonde *), um den Berg Kaukasus, in Mingrelien **), in Natolien ***), Hyrkanien ****), in Persien, Indien, bei Surate a), Goa, Guzarat, Bengala, in Kongo, Guinea b), und an vielen andern Orten dieser Welttheile. Ob indessen gleich dies Thier von den Einwohnern der Gegenden, wo sichs aufhält, wie der Name

*) S. Voyage de Gemelli Carreri. à Paris 1719. Tom. I. 419.

**) S. Voyage de Chardin. à Londres 1686 p. 76.

***) S. Voyage de Dumont. à la Haye 1699. Tom. IV. p. 28. &c.

****) S. Voyage de Chardin. à Amst. 1711. Tom. II. p. 29.

a) S. Voyage d'Innigo de Biervillas. à Par. 1736. I Part. p. 778.

b) S. Voyage de Bosmann. p. 241. 331. 332. Voyage du P. Zuchel. Capucin. p. 293. In der deutschen Hamburg. Ausg. von 1708. redet Hr. Bosmann p. 291. von diesem Thiere unter dem Namen *Iakhals* oder Boshond d. i. böser Hund. Es hält sich in Guinea vorzüglich um Akra und Amquamboe auf, und wird so wild und kühn beschrieben, daß es Menschen und Vieh, Kühe, Schweine, Hammel, und was ihm vorkömmt, verzehret.

me bezeuget, für einen wilden Hund angesehen wird, so ist es doch sehr zweifelhaft, ob es mit andern Hunden läuft, und mit ihnen wirkliche Junge zeugen kann. Daher wollen wir die Geschichte, so wohl dieses Goldwolfes, als des gemeinen Wolfes, des Fuchses und aller andern Thiere besonders liefern, die eben so viel besondere und unterschiedene Geschlechter ausmachen, weil sie sich nicht mit einander zu vermischen pflegen.

Meine Meinung ist gar nicht, schlechterdings und in einem entscheidenden Tone zu behaupten, daß der Jackhals, und so gar der Wolf und Fuchs, unter keinem Himmelsstriche mit Hunden sich zu irgend einer Zeit belaufen haben mögten. Die Alten sprechen davon mit allzugroßer Zuversicht, als daß man, ohnerachtet meiner angeführten mißlungenen Versuche, noch daran zweifeln sollte. Ich selbst bin der Meinung, daß man erst viel mehr ähnliche Versuche zu machen habe, wenn man in diesem Fall zu einer völligen Gewißheit gelangen will. Aristoteles, dessen Zeugnisse nach meinem Urtheil immer ein entscheidendes Gewichte haben, sagt ausdrücklich *): „Es wäre „zwar

*) De generatione animalium Lib. II. cap. 5.

„zwar eine Seltenheit, wenn Thiere von „unterschiedenen Geschlechtern sich mit einander vermischten, von Hunden, Füchsen „und Wölfen aber ließe sich dieses zuverläßig behaupten. Die Hunde in Indien „hätten ihren Ursprung einem Hunde und „einem andern wilden Thiere, welches diesem ähnlich wäre, zu verdanken." Man könnte vermuthen, er wolle unter diesem unbenannten Thiere den Jackhals verstanden wissen; an einem andern Ort erklärt er sich aber deutlicher *), und giebt vor, diese indianische Hunde wären von einem Tiger und einem Hund entsprossen, welches mir aber sehr unwahrscheinlich vorkömmt, weil sich der Tiger, in Ansehung seiner Natur und Gestalt vom Hunde noch weit mehr, als der Wolf oder Fuchs, oder auch der Jackhals, unterscheidet. Aristoteles scheint in diesem Fall seinem Zeugnisse selbst die Zuverläßigkeit zu benehmen. Denn erst sagt er von den indianische Hunden, sie wären von einem wilden, dem Wolf oder Fuchs ähnlichen Thier; an einem andern Ort aber, sie wären von einem Tiger und einem Hund entsprossen, ohne sich einmal

*) Arist. Hist. animalium L. VIII. cap. 28.

mal darüber zu erklären, ob die Vermischung mit einem Tiger und einer Hündin, oder mit einem Hunde und einer Tigerin geschehen sey. Er setzet blos hinzu, die Sache gieng nicht gleich zum erstenmal, sondern dann erst von statten, wenn sie zum drittenmale trägtig würden. Im ersten Wurfe fielen immer noch Tiger. Man bände die Hunde zu der Absicht in den Wüsten an, wo sie aber, wenn der Tiger nicht eben hitzig wäre, von ihm oftmals aufgefressen würden.

Daß man in Afrika so viel sonderbare, mißgestaltete Thierarten findet, erkläret Aristoteles daher, weil das Wasser daselbst ungemein rar und die Hitze beständig sehr groß wäre. Dadurch fänden sich die Thiere von unterschiedenen Gattungen genöthigt, sich, zur Abkühluug ihres Durstes, in grosser Anzahl an einerlei Orte zu versammlen, und das wäre die Gelegenheit, wobei sie mit einander bekannt würden, sich vermischten und allerlei Blendlinge zeugeten. Das scheinen mir aber lauter unzuverläßige und viel zu verdächtige Muthmaßungen zu seyn, als daß man sie auf Gerathewohl für wahr annehmen könnte. Denn je mehr Aufmerksamkeit man auf die Natur der Thiere verwendet, destomehr überzeugt man

sich, daß man sie nach nichts genauer und sicherer, als nach ihrem Instinkt oder natürlichen Trieben, beurtheilen könne. Aus der genauesten Untersuchung ihrer innern Theile, lassen sich blos die gröbern Unterscheidungsmerkmale nehmen. Das Pferd und der Esel, welche sich in Ansehung der innern Bildung so vollkommen gleichen, sind, bei dem allen, Thiere von sehr unterschiedener Natur. Der Ochs, der Widder und der Ziegenbock, welche in Ansehung aller innern Eingeweide so ähnliche Bildung haben, sind noch weit mehr von einander entfernte Geschlechter, als das Pferd und der Esel. Eben dieses gilt auch vom Hunde, vom Fuchs und vom Wolfe. Die Betrachtung der äußern Gestalt pflegt uns in diesem Fall noch ein helleres Licht aufzustecken. Weil aber bei vielen, besonders nicht allzusehr von einander entfernten Thiergeschlechtern, im äußern Ansehen, allemal mehr Aehnlichkeit, als Unterschied wahrgenommen wird, so läßt sich auch dadurch noch nicht entscheiden, ob dergleichen Thiere völlig einerlei oder unterschiedene Geschlechter sind. Bei noch geringern Abweichungen wird man den Unterschied ehe gar nicht gewahr, bis man die

Aehnlichkeiten ihrer natürlichen Triebe genau mit einander vergleichet.

Um von der Natur der Thiere vernünftig urtheilen zu können; muß man ihr Naturel hauptsächlich zum Grunde legen. Fände man also zwei Thiere von einer vollkommen ähnlichen Gestalt, aber ganz unterschiedenem Naturel, so würden diese Thiere sich nicht mit einander begatten, folglich, bei der größten Aehnlichkeit, gleichwohl zwo ganz unterschiedene Gattungen ausmachen.

Eben dieses Mittels, das uns in Beurtheilung des Unterschiedes ähnlicher Gattungen behilflich seyn muß, bedient man sich mit noch mehrerm Grunde, und vor allen andern, wenn es darauf ankömmt, die mannigfaltige Abänderungen, die sich in einerlei Gattung finden, gehörig zu bestimmen. Von den Hunden sind uns schon dreißig, aber doch gewiß noch nicht alle Abänderungen bekannt. Unter diesen dreißig Abänderungen finden sich siebenzehn, die blos durch den Einfluß der unterschiedenen Himmelsstriche scheinen entstanden zu seyn. Dahin gehören: der Spitz oder Schäferhund, der Wolfshund, der siberische, isländische und lappländische, der Bauernhund, die Windspiele, der große däni=

dänische und irrländische Hund, der Jagdhund, die Spürhunde, Dachshunde, spanische Wachtelhunde, der Budel, der kleine dänische, der türkische Hund und der Bullenbeißer. Die dreizehn übrige sind lauter aus der Vermischung der ersten entstandene Blendlinge, deren Natur alsdann genugsam bekannt ist, wenn man bei jedem auf beide Raßen, von welchen er abstammte, sein Augenmerk richtet. Zu diesen letztern rechnet man; den Blendling vom türkischen Hunde, das Windspiel mit Wolfshaaren, den Dickbauch *), das Malthesser- oder Bologneserhündchen, den Roquet oder Blendling vom Mops und kleinen dänischen Hunde, die große Dogge, den Mops, den kalabrischen und den Hund von Burgos, den alikantischen, die Löwenhünden, den kleinen Budel und artoisischen Hund, welchen man auch den ryssellischen oder den achtziger (Quatre-vingt) nennet.

Beschäftiget man sich hingegen mit Untersuchung der Aehnlichkeiten, welche die

*) Zu dem zusammengesetzten Worte: Chien-bouffe haben wir keine Benennung finden können.

siebenzehn erste Raßen unter einander haben können, so darf man dabei die Naturtriebe, Gestalt und allerlei andere Umstände ja nicht aus den Augen lassen. Ich ha e den Schäferhund, den Wolfshund, den siberischen, lappländischen und isländischen Hund deswegen mit einander vereiniget, weil sie unter einander selbst viel mehr Aehnlichkeit, als mit andern Hunden, sowohl in Ansehung der Gestalt als der Haare, auch alle fünfe eine fast eben so spitzige Schnauze wie der Fuchs, und nur allein steife Ohren haben, endlich aber alle fünfe durch die Natur zu Bewachung und Schutz der Heerden angetrieben werden. Am Bauernhund am Windspiel, am großen dänischen und irrländischen Hunde bemerkt man, außer der Aehnlichkeit ihrer Gestalt und verlängerten Schnauze, zugleich einerlei Naturel. Alle viere finden ein Vergnügen daran, schnell zu laufen, den Pferden und Wagen zu folgen. Alle viere jagen, wegen ihrer schwachen Witterung, vielmehr nach Anleitung des Gesichtes, als der Nase.

Zur Jagd sind ohnstreitig die eigentliche Jagd- und Spürhunde, die Dachse, spanische Wachtelhunde und Budel die vorzüglichsten. Sie pflegen zwar in Ansehung der Leibesgestalt merklich von einander ab-

zuweichen, in Ansehung der starken, breiten Schnauzen aber alle mit einander überein zu kommen; da sie auch einerlei Naturtriebe zeigen, so thut man am besten, wenn man sie zusammen beschreibet. Einige Naturforscher haben z. B. den spanischen Wachtelhund Canis aviarius terrestris, den Budel aber Canis aviarius aquaticus genennet. In der That besteht auch der ganze Unterschied beider Hunderaßen blos darin, daß der Budel mit seinem dichten, langen und krausen Haar lieber, als der glatte, minder dickhaarige spanische Wachtelhund, und alle drei übrige Arten, ins Wasser geht, weil die letztern, wegen ihrer allzukurzen, dünnen Haare sich scheuen, ihr Fell naß werden zu lassen. Endlich müssen auch der kleine dänische und türkische Hund nothwendig beisammen stehen, weil man als ausgemacht annehmen kann, daß der türkische Hund weiter nichts, als ein kleiner dänischer, mit ausgefallnen Haaren, ist.

Nun ist nur noch der Bullenbeißer übrig der sich in Ansehung der kurzen Schnauze, den kleinen dänischen Hunden mehr, als andern zu nähern scheint, in vielen andern Stücken aber von diesen so merklich abweichet, daß er, an Gestalt und Natur-

trieben, aller Wahrscheinlichkeit nach, sich von allen andern gänzlich unterscheidet. Mich dünkt sogar, daß er unter einem besondern Himmelsstrich zu Hause gehöre. Er kömmt eigentlich aus Engelland, und es kostet in Frankreich viel Mühe, die Raße dauerhaft zu machen oder zu erhalten. Die von diesen Bullenbeißern abstammende Blendlinge, die große Dogge nämlich und der Mops, pflegen in Frankreich viel besser fortzukommen. Die Nase von allen diesen Hunden riechet nicht weit. Sie spüren alles nur in der Nähe, machen sich aber zuweilen durch einen starken von ihnen ausduftenden Geruch merkwürdig. Es hat auch das Ansehen, als ob es beim feinen Geruch der Hunde mehr auf die Breite als auf die Länge der Schnauzen ankomme; weil man am Windspiel, am großen dänischen und am Bauernhunde, welche doch eine sehr lange Schnauze haben, lange nicht so feine Nasen, als am Jagd- und Spürhund, am Dachs und am Budel bemerket, an welchen doch, im Verhältniß mit ihrem Körper, allemal die Schnauze kürzer, zugleich aber breiter, als an den ersten, zu seyn pfleget.

Die mehrere oder geringere Vollkommenheit der Sinnen, welche bei den Menschen

keinen besondern, ja nicht einmal einen bemerkenswürdigen Vorzug ausmachet, ist bei den Thieren von großer Wichtigkeit. Man hat sie bei den letztern als die Ursache zu betrachten, aus welcher alle Gaben entstehen, wozu sie von Natur fähig sind. Ich will mich hier nicht auf die umständliche Beschreibung aller Eigenschaften der Jagdhunde einlassen. Man weiß schon genugsam, wie weit eine vortrefliche Nase und gute Abrichtung einen Jagdhund über andere Thiere zu erheben vermag. Dergleichen Umstände gehören aber nur auf eine ziemlich entfernte Art zur Naturgeschichte. Außerdem entdecket man in den listigen, ob gleich von der Natur selbst gelehrten Mitteln, deren sich die wilde Thiere bedienen, um dem Nachspüren, den Verfolgungen, und Anfällen der Hunde zu entgehen, wirklich mehr wunderbares, als in den allerfeinsten Methoden der Jagdkunst.

Der Hund kömmt bei der Geburt nicht gleich vollkommen zur Welt. Bei diesem Geschlechte so wohl, als bei allen, die sich stark vermehren, pflegen die Jungen, gleich bei der Geburt nicht so vollkommen, als bei denjenigen Geschlechtern zu seyn, die auf einmal nur eins oder zwei Junge werfen.

Die

Die Hunde werden gemeiniglich blind geboren, ihre beiden Augenlieder sind aber nicht blos zusammengeklebt, sondern vermittelst eines Häutchens an einander befestigt, welches alsdann gleich zerreißet, sobald nur der obere Muskel des Augenliedes genugsame Stärke bekommen, dieses Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und das Augenlied aufzuheben. Bei den meisten Hunden bleiben die Augen bis zum zehnten oder zwölften Tage verschlossen. Zu eben der Zeit sind auch die Knochen des Hirnschädels noch nicht völlig zu ihrer Vollkommenheit gediehen; sie haben einen aufgedunsenen Leib, eine dicke Schnauze, und überhaupt eine schlechte Figur. Ehe aber noch ein Monat vergehet, haben sie schon den Gebrauch aller Sinnen erlernt. Sie nehmen dann sichtbar an Stärke und schnell an Größe zu.

Im vierten Monat verlieren sie einige von ihren Zähnen, die aber bald wieder, wie bei den übrigen Thieren, durch andere, die nicht wieder ausfallen, ersetzet werden. Uiberhaupt erstreckt sich die Anzahl ihrer Zähne auf 42, nämlich am obern und untern Kinnbacken auf sechs Schneidezähne, zween Haken oder eigentlich sogenannte Hundezähne, ingleichen auch zwölf

Back=

Backzähne im untern, und vierzehn im obern Kinnbacken. Doch findet man dieses nicht bei allen überein, weil einige Hunde mehrere, andere hingegen weniger Backzähne haben.

In den ersten Monaten pflegen die jungen Hunde sowohl als die Hündinnen sich ein wenig nieder zu tucken, wenn sie harnen wollen. Im neunten oder zehnten Monat fangen erst alle Hunde, zuweilen auch einige Hündinnen an, das Bein dabei aufzuheben. Zu eben dieser Zeit werden sie auch für geschickt und fähig zur Fortpflanzung gehalten. Der Hund läßt sich zum Belaufen allezeit, jede Hündin aber nur zu bestimmten Zeiten geneigt und willig finden. Gemeiniglich sind sie zweimal des Jahres läufisch, und zwar im Winter öfter als im Sommer. Die Hitze dauret ungefähr zehn, zwölf bis vierzehn Tage, und läßt sich an äußern Merkmalen deutlich erkennen, weil die Geschlechtstheile zu solcher Zeit beständig feucht, aufgeschwollen und hervorragend sind. Während einer solchen Hitze zeigen sich sogar Spuren eines Blutflusses. Beide Merkmale nehmen ihren sichtbaren Anfang einige Tage vor der Paarung. In diesem Zustande wittert ein Hund schon in der Ferne

die läufische Hündin, und verfolgt sie auf allen Schritten, gemeiniglich überläßt sie sich ihm erst sechs oder sieben Tage nach dem Zeitpunkt, in welchem sie angefangen, hitzig zu werden. Obgleich nach sichern Beobachtungen eine Hündin von einer einzigen Begattung schon ziemlich viel Junge zu empfangen pfleget, so braucht es doch bei ihr nichts, als in Freiheit zu seyn, um in einem Tage mit allen ihr vorkommenden Hunden sich einigemal zu belaufen. Nur diese Bemerkung hat man öfters zu machen Gelegenheit gehabt, daß eine Hündin, so lange die Wahl auf sie ankömmt, allemal die größte und längste Hunde den übrigen vorziehet, sie mögen übrigens im Ansehen so häßlich, und im Wuchse so übel, als möglich, proporzioniret seyn. Daher trägt sichs oftmals zu, daß kleine Hündinnen die große Bauerhunde zugelassen haben, ihre Nachkommenschaft mit dem Leben erkaufen müssen.

Für weltbekannt, aber nichts destoweniger für eine wahre Seltenheit in der Natur hat man den sonderbaren Umstand anzusehen, daß die Hunde bei der Paarung, wenn gleich das ganze Zeugungsgeschäfte schon vollendet ist, noch so lange zusammenhängen, bis die Steifigkeit und Aufschwel-

schwellung gänzlich verschwindet. Der Grund hiervon ist unstreitig in der Bildung ihrer Zeugungstheile zu suchen. Der Hund ist nicht allein, wie andere Thiere, mit einem Knochen im Zeugungsgliede, sondern auch in der Mitte desselben mit schwammichten Körpern versehen, die, wenn das Glied steif wird, stark aufschwellen, und merkliche Wulste bilden. Die Hündin, welche, so lange die Hitze dauret, vielleicht unter allen Thieren die beträchtlichste und stärkste weibliche Ruthe (Clitoris) hat, zeigt von ihrer Seite gleichfalls eine Wulst oder vielmehr eine derbe hervorstehende Geschwulst, deren Aufschwellung, wie das Anlaufen der benachbarten Theile, vielleicht noch länger, als beim Hunde selbst, anhält, und ihn wider seinen Willen aufzuhalten vermögend ist; denn gleich nach geendigter Begattung nimmt er eine andere Stellung an, springt von der Hündin herunter, und begiebt sich wieder auf seine vier Füsse; er macht eine traurige Mine, und man sieht offenbar, daß die Anstrengungen, sich los zu machen, lediglich vom Hunde, keinesweges aber von der Hündin herrühren.

Die Hündinnen pflegen gemeiniglich neun Wochen oder drei und sechzig, zuweilen auch

auch wohl zwei oder ein und sechzig, niemals aber unter sechzig Tage zu tragen, und an sechs, auch wohl sieben, zuweilen bis zwölf Junge zu werfen. Die größten und stärksten bringen mehr Junge, als die kleine, deren Wurf sich nicht über vier oder fünf, zuweilen auch nur auf einen oder zween Junge, besonders zum erstenmal erstrecket, wo bei allen Thieren eine geringere Zahl von Jungen zum Vorschein kömmt, als bei den folgenden Würfen.

So feurig auch die Hunde in ihren Begierden zu seyn pflegen, so haben sie doch auf ihre Dauer keinen merklichen nachtheiligen Einfluß. Es hat nicht einmal das Ansehen, als ob das Alter ihrer Hitze nachtheilig wäre. Sie belaufen und vermehren sich ihre ganze Lebenszeit hindurch, die gemeiniglich in die Grenzen von vierzehn bis funfzehn Jahren eingeschlossen zu seyn pfleget, ob man gleich auch einige bis ins zwanzigste Jahr erhalten hat. Nach der Zeit des Wachsthums richtet sich bei den Hunden, wie bei andern Thieren, die Dauer ihres Lebens. Die erste Zeit erstreckt sich ungefähr auf zwei Jahre, die letzte auf zweimal sieben Jahre. Ihr Alter läßt sich aus den Zähnen beurtheilen.

In der Jugend sind sie weiß, scharf und spitzig, mit dem zunehmenden Alter pflegen sie aber schwarz, stumpf und ungleich zu werden. Auch die Haare geben Spuren des Alters zu erkennen, weil sie mit den Jahren an der Schnauze, auf der Stirn und um die Augen grau zu werden anfangen.

Diese von Natur so wachsame, muntre, zur stärksten Bewegung geschaffne Thiere werden durch Uiberladung mit überflüßigen Nahrungsmitteln in unsern Wohnungen so schwerfällig und faul, daß in diesem Zustand ihre ganze Lebenszeit unter schnarchen, schlafen und fressen dahin streicht. Dieser fast immer fortdaurende Schlaf ist mit öftern Träumen vergesellschaftet, welche ihrem Daseyn auch schlummernd einige Annehmlichkeit ertheilen. Ihrer Natur nach sind sie gefräßig und gierig, im Nothfall können sie aber dennoch ein langes Fasten ertragen

Man findet in den Gedenkschriften der Akademie der Wissenschaften *) die Geschichte von einer Hündin, welche man aus Unacht-

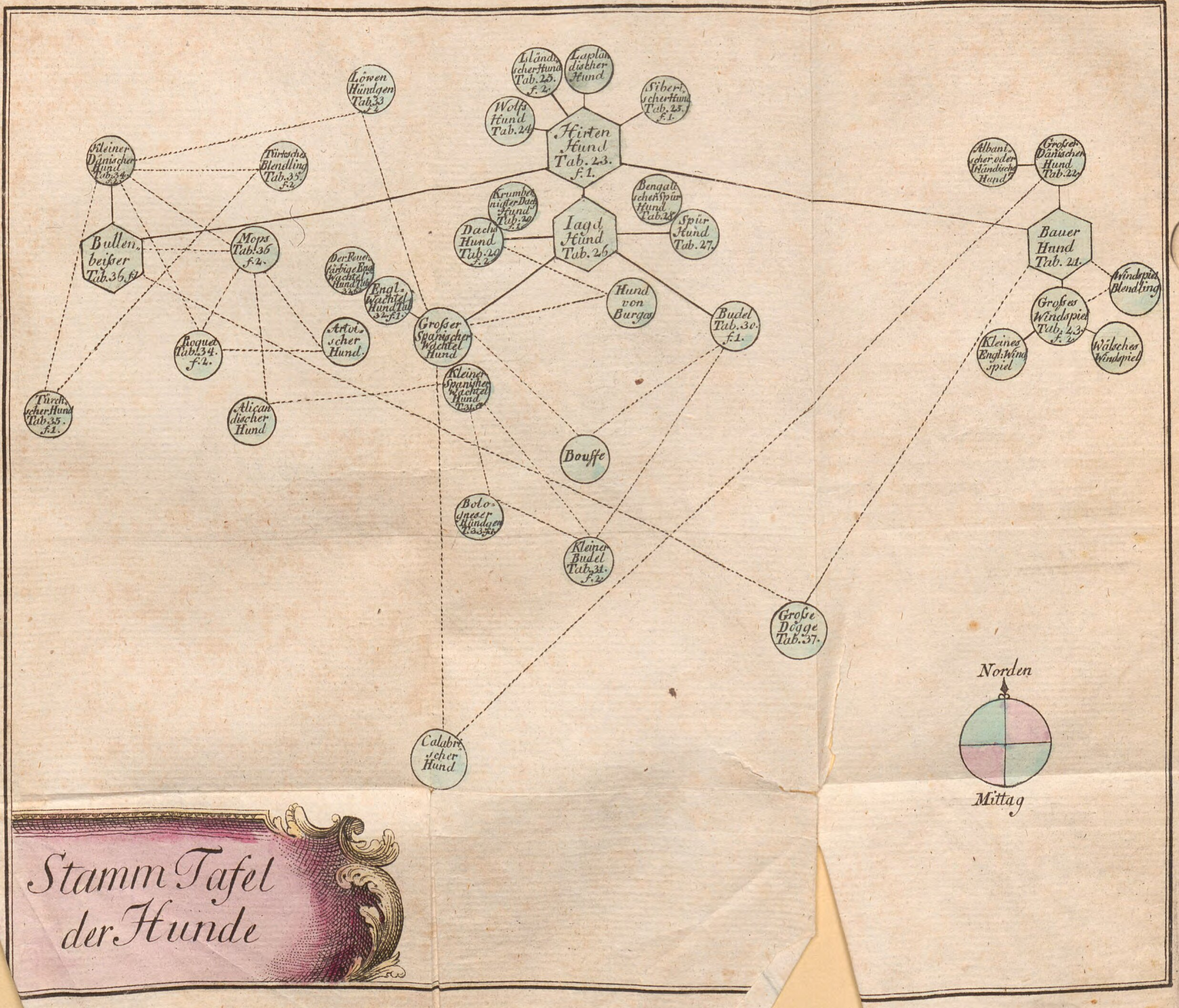
*) Hist. de l'Acad. des Scienc. à Par. Année 1706. p. 5.

achtsamkeit auf einem Landgute zurückgelassen, und welche vierzig Tage daselbst gelebet, ohne nur das mindeste von anderer Nahrung zu genießen, als die Wolle von einer Matratze, welche sie aus Hunger allmählig zerfressen hatte. Das Wasser scheint ihnen unentbehrlicher, als der Fraß zu seyn. Sie pflegen oft und viel Wasser auf einmal zu lecken, und man glaubt gemeiniglich, der anhaltende Mangel an Wasser pflege den Grund zu ihrer Tollheit zu legen.

Etwas Eigenthümliches und Besonderes bei diesem Geschlecht ist unstreitig der schmerzhafte Zwang, mit welchem sie den gesammleten Unrath von sich geben. Nach Aristotelis Ausspruch *) hat man hiervon die Ursache in dem gegen den Hintern zu sich verengernden Darmkanal zu suchen; es ist vielmehr ausgemacht und gewiß, daß die großen Därme sich bei den Hunden, wie bei andern Thieren, mehr erweitern, und der Mastdarm allemal weiter, als der Krümmdarm ist. Das trockne Temperament der Hunde ist allein hinlänglich, diese Wirkung hervorzubringen, und die Zusammen-

*) Aristoteles de partibus animal. Cap. ultimo.

Tab. XX.


Stamm Tafel der Hunde
Hirten Hund Tab. 23. f. 1.
Isländischer Hund Tab. 25. f. 2.
Lapländischer Hund
Siberischer Hund Tab. 25. f. 1.
Wolfs Hund Tab. 24.
Iagd Hund Tab. 26.
Krumbeinigter Dachs Hund
Dachs Hund
Bengalischer Spür Hund
Spür Hund Tab. 27.
Hund von Burgos
Budel Tab. 30. f. 1.
Löwen Hündgen Tab. 33
Kleiner Dänischer Hund Tab. 34.
Türkscher Blendling Tab. 35.
Bullenbeisser Tab. 36. f. 1.
Mops Tab. 36 f. 2.
Der Feuerfarbige Engl. Wachtel Hund
Engl. Wachtel Hund
Grosser Spanischer Wachtel Hund
Artoischer Hund
Roquet Tab. 34. f. 2.
Türkischer Hund Tab. 35. f. 1.
Alicandischer Hund
Kleiner Spanischer Wachtel Hund
Bouffe
Bologneser Hündgen
Kleiner Budel Tab. 31. f. 2.
Große Dogge Tab. 37.
Calabrischer Hund
Albanischer oder Irländischer Hund
Großer Dänischer Hund Tab. 22.
Bauer Hund Tab. 21.
Windspiel Blendling
Grosses Windspiel Tab. 43. f. 2.
Kleines Engl. Windspiel
Wälsches Windspiel
Norden
Mittag

menschnürungen des Krummdarms sind allzuweit entfernt, als daß man die Bildung der Eingeweide zu einer Ursache der Wut machen könnte.

Um einen deutlichern Begriff sowohl von der Ordnung und Erzeugung oder Ausartung der Hunde in unterschiedenen Himmelsstrichen, als von der Vermischung ihrer Arten, zu geben, habe ich hier eine Tabelle oder vielmehr einen Stammbaum, worauf sich mit einem Blick alle Abänderungen übersehen lassen, mit beigefüget. Ich habe zugleich auf dieser Tafel, wie auf den Landcharten, die Himmelsgegenden angedeutet, und hierbei die Gegenden der Himmelsstriche so genau, als möglich, beibehalten.

Der Spitz oder Schäferhund ist eigentlich der Stamm des ganzen Baumes. Als dieser in die sehr kalte mitternächtliche Länder gebracht wurde, bekam er bei den Lappländern ein kleines häßliches Ansehen. Weil aber Island, Rußland und Siberien minder strenge und von etwas gesittetern Leuten bewohnte Länder sind, hat sich diese Raße daselbst nicht allein erhalten, sondern sogar noch verbessert. Der einzige wahre Grund von dieser Veränderung, die aber in der Gestalt nicht son-

derlich zu merken ist, liegt blos im Einfluß der Himmelsstriche. Denn alle diese Hunde sind mit steifen Ohren, dichten und langen Haaren versehen. Sie haben ein wildes Gesicht, und bellen weder eben so fleißig, noch auf eben die Art, als die unter gelindern Himmelsstrichen noch vollkommner gewordene Hunde. Am isländischen Hund allein findet man die Ohren etwas minder steif, und an ihren Enden ein wenig umgebogen, weil Island unter allen mitternächtlichen Ländern am längsten von halbgesitteten Menschen bewohnet worden. In gemäßigten Himmelsstrichen unter vollkommen gesitteten Völkern, als in Engelland, Frankreich, Deutschland verlor eben dieser Schäferhund natürlicher Weise sein wildes Ansehen, seine steife Ohren, sein grobes, dickes und langes Haar, und wurde durch den bloßen Einfluß des Himmelsstriches zu einem Bullenbeißer, Jagd- oder Bauernhund. Die Ohren des ersten und letzten haben von ihrer Steifigkeit noch etwas übrig behalten. Die vordere Hälfte nur ist hängend gebauet. Sie behalten auch in Ansehung ihrer Sitten und ihres blutgierigen Naturels viel Aehnlichkeit mit ihrem gemeinschaftlichen Stammvater.

Am allermeisten hat unter obigen dreien der Jagdhund ausgeartet. Die lange ganz herabhängende Ohren, die Freundlichkeit, Gelehrigkeit, und, wenn man sich so ausdrucken darf, die Schüchternheit dieses Hundes, gehören alle zu den Beweisen seiner Ausartung, oder man könnte sagen, von der großen Vollkommenheit, welche durch eine langwierige Zahmheit, ingleichen durch sorgfältige fortgesetzte Abrichtung bei ihm bewirket worden.

Den Jagdhund, Spür- und Dachshund hat man sich als einerlei Art von Hunden zu denken; denn es hat sich wohl eher zugetragen, daß auf einmal oder zu gleicher Zeit Jagd- Spür- und Dachshunde von einer Hündin geworfen worden, die nur mit einer von diesen drei Hunderaßen sich belaufen hatte. Den bengalischen Spür- oder Tigerhund bringe ich zum gemeinen Spürhund, weil er sich von diesem nur blos durch sein getigertes Fell unterscheidet. Den krummbeinigen und gemeinen Dachshund lasse ich ebenfalls beisammen, weil der Fehler an den Füssen des erstern blos von einer Art englischer Krankheit entsprungen ist, womit einzelne Hunde befallen gewesen. Durch diese wurde die Unförmlichkeit in den Knochen als eine Folge

ihrer Krankheit auf ihre Nachkommen fortgepflanzet.

Aus diesem Jagdhund ist, nachdem er nach Spanien und in die Barbarei gebracht worden, wo fast alle Thiere mit feinen langen Haaren dichte bedeckt sind, bald ein spanischer Wachtelhund, bald ein Budel geworden. Als man die große und kleine, blos in der Leibesgröße von einander unterschiedene Wachtelhunde nach Engelland gebracht, hat sich ihre weiße Farbe ins Schwarze, sie selbst aber haben sich durch den Einfluß des Himmelsstriches in englische Wachtelhunde verwandelt. Hierzu kann auch der Pyrame gerechnet werden; denn er stellet blos einen schwarzen englischen Wachtelhund vor, der an den vier Pfoten, an den Augen und an der Schnauze feuerfarbige Flecken hat.

Der Bauernhund hat sich in mitternächtlichen Ländern in einen großen dänischen Hund, in mittäglichen aber in ein Windspiel verwandelt. Die große Windspiele kommen aus der Levante, die mittlern aus Italien, und aus diesen sind in Engelland die ganz kleine Windspiele (Levrons) entstanden.

Aus dem großen dänischen Hund ist in Irrland, in der Ukräne, in der Tartarei,

in

in Epirus und in Albanien der größte unter allen, oder ein irrländischer Hund geworden.

Der Bullenbeißer, als er von Engelland nach Dänemark gebracht worden, verwandelte sich in einen kleinen dänischen, und aus diesem entstand in heißern Ländern der türkische Hund.

Alle diese Raßen mit allen ihren Abänderungen sind blos dem Einfluß des Himmelsstriches, der guten Wartung, den Wirkungen des Futters und der Folge einer sorgfältigen Abrichtung beizumessen. Die andere Hunde sind keine reine Arten, sondern sie entstehen von der Vermischung der ersten. Der doppelte Ursprung dieser Blendlinge ist auf der Stammtafel durch punktirte Linien angedeutet worden.

Das Windspiel und der Bauernhund erzeugten zusammen den Windspielblendling, der sonst auch das Windspiel mit den Wolfshaaren genennet wird. Dieser Blendling unterscheidet sich durch eine minder spitzige Schnauze von dem in Frankreich ungemein seltnen ächten Windhunde.

Vom großen dänischen und großen spanischen Wachtelhund ist eigentlich der kalabrische Hund entsprossen. Dieser hat ein schönes Ansehen, lange dichte Haare, und ei-

einen stärkern Wuchs, als die allergrößten Bauernhunde.

Der spanische Wachtelhund und der Budel erzeugen mit einander einen andern Hund, welcher gemeiniglich Burgos heißet.

Vom spanischen Wachtelhund, wenn er sich mit einem kleinen dänischen Hund vermischet, entstehen die Löwenhündchen, die man gegenwärtig als eine Seltenheit betrachtet.

Die Hunde mit feinen, langen, gekrausten Haaren, die man in Frankreich Bouffes nennet, und welche den großen Budeln an Leibesgestalt ähnlich sind, haben ihr Daseyn der Vermischung des großen spanischen Wachtelhundes mit dem Budel zu danken.

Vom kleinen spanischen Wachtelhund und vom Budel sind eigentlich die kleine Budel entstanden.

Aus der Vermischung des Bullenbeißers mit dem Bauernhund entsteht ein Blendling, welcher die große Dogge heißet, und an Größe dem eigentlichen oder englischen Bullenbeißer weit überlegen ist, auch mehr vom Bullenbeißer, als vom Bauernhunde an sich hat.

Der

Der Mops ist ein Blendling vom englischen Bullenbeißer und vom kleinen dänischen Hunde.

Alle diese Hunde gehören unter die einfache Blendlinge, welche daher entstanden sind, wenn zwo reine Raßen sich mit einander vermischten. Es giebt aber auch Hunde, die wohl doppelte Blendlinge heissen könnten, weil sie aus der Vermischung einer ganz reinen und einer Blendlingsraße entstanden sind.

Der Roquet, weil er den Mops und einen kleinen dänischen Hund zu Eltern hat, gehört unter diese doppelte Blendlinge, so wie der alikantische Hund, welcher von einem Mops und einem spanischen Wachtelhund erzeuget worden.

Das Maltheser- oder Bologneserhündchen hat, als ein doppelter Blendling, seinen Ursprung einem kleinen Wachtelhund und einem kleinen Budel zu danken.

Man hat sogar gewisse Hunde als dreifache Blendlinge zu betrachten, weil sie aus zwo bereits mit andern vermischt gewesenen Raßen entsprossen sind. Dahin gehören der artoische, rüsselische Hund oder Achtziger (Quatre - vingt), den ein Mops mit einem Roquet erzeuget hat; ingleichen alle sogenannte Gassenhunde, die allen Hun-

Hunden überhaupt, keiner Art aber insbesondere gleichen, weil sie von lauter schon vielmal vermischten Raßen zu entstehen pflegen.

Anhang

nach Herrn von Daubenton.

Unter allen vierfüßigen Thiergeschlechtern sind vielleicht das Pferd und der Hund, was ihre mancherlei Raßen betrift, den häufigsten Verschiedenheiten unterworfen. Doch ist unter den Hunden in Ansehung der Größe, der Proporzion des Körpers, der Länge und Eigenschaften ihrer Haare u. s. w. ein viel beträchtlicherer Unterschied, als bei den Pferden wahrzunehmen. Wenn man den kleinen dänischen Hund (34ste Tafel Fig. 1.) mit der großen Dogge (37ste Tafel), einem krummbeinigten Dachse (29ste Tafel Fig. 1.) einem Windspiel (23ste Tafel 2te Fig.) großem Budel (30ste Tafel 1ste Fig.) einem türkischen Hund (35ste Tafel 1ste Fig.) u. s. w. vergleichet, sollte man beinahe glauben, es wären Thiere von ganz unterschiedenen Geschlechtern; besonders da man zuverläßig weiß, daß Pferde und Esel, weil sie keine fruchtbare Junge mit einander zeugen, zwei unterschiedene

ne Geschlechter ausmachen *). Von den Hunden hingegen ist aus Erfahrungen bekannt, daß diese, auf was Art sie sich auch immer mit einander vermischen mögen, in einer beständigen Reihe von Fortpflanzungen immer fruchtbar bleiben. Die Hunde sind also ihrer großen Mannigfaltigkeit und fortdauernden Verschiedenheit ungeachtet nur für ein einziges Geschlecht zu halten.

Bei aller Verschiedenheit unter den Hunden sieht man doch einem Blendlinge gleich die Raßen an, aus welchen er entstanden ist. Die Junge haben gemeiniglich die Merkmale von beiden Raßen, zwar vermischt, aber doch noch kenntlich genug an sich. Zuweilen pflegen sie dem Vater und der Mutter gleich stark und zwar so deutlich zu gleichen, als wenn die Vermischung zu gleichen Theilen geschehen wäre. Gemeiniglich aber herrschet in den Blendlingen nur eine von beiden Raßen, die sich mit einander vermischeten. Der doppelte Blendling, welcher nämlich von zween Blendlingen erzeugt worden, hat lauter zweideutige Merkmale. Man kann es ihm nicht

*) S. Vierf. Thiere I. Band Art. Esel.

nicht leicht ansehen, von welchen Raßen er ist erzeuget worden, besonders wenn schon die beiden ersten Blendlinge, als Vater und Mutter des doppelten Blendlinges, aus vier unterschiedenen Raßen, der Vater nämlich aus zwoen und aus zwo andern die Mutter entstanden sind.

Insofern die Blendlinge der andern Fortpflanzung von den bekannten Raßen schon so merklich abweichen, würden sie gewiß in der Folge der Fortpflanzungen durch neue Vermischungen sich immer stärker und stärker von ihnen unterscheiden, wenn in der Natur der Gattung nicht selbst ein gewisses Bestreben läge, die Merkmale wieder herzustellen, welche die Hauptraßen ausmachen. Läuft also ein Blendling mit einem Hund von einer Hauptraße, so müssen die Jungen mehr von den Kennzeichen der letzten, als der ersten, an sich haben. Man könnte sich hiervon durch fortgesetzte Beobachtungen und Erfahrungen, die man mit unterschiedenen Fortpflanzungen durch Vermischung der Hunde von Haupt- und Blendlingsraßen anstellte, näher überzeugen; ob man sich hierin gleich aus bereits hinlänglich bekannten Vorfällen schon ziemliches Licht verschaffen kann.

Wenn es wilde Hunde gäbe, die durch keine häusliche Auferziehung jemals verändert worden, so würde man alle Charaktere des Hundegeschlechts in einem einzigen Hunde vereiniget finden, und bei den Hunden eben so, wie bei Füchsen, Wölfen u. s. w. keine andere, als wenig beträchtliche Verschiedenheiten, antreffen; weil aber die Hunde sich zähmen ließen, hat man allmählig alle Eigenschaften ihrer Natur entwickelt. Die unterschiedene Himmelsstriche, wohin sie gebracht wurden, das unterschiedene Futter, das man ihnen reichte, die mancherlei Künste, die man sie lehrte, waren gar wohl fähig, an ihrer Leibesform und natürlichen Trieben allerlei Verschiedenheiten hervorzubringen. Waren diese nun so beträchtlich, daß man sie leicht bemerkte, so bemühete man sich, durch mehrere Fortpflanzungen dergleichen Abänderungen zu erhalten. Man hat sogar dadurch die Verschiedenheiten vermehret, daß man Hunde von einerlei Qualitäten sich mit einander belaufen ließ, woraus eigentlich die neue und besondre Raßen entstanden. Die Natur hat in der Folge diese Raßen, die sich bei den künftigen Fortpflanzungen weiter nicht veränderten, eben

da-

dadurch gleichsam für ächt erkläret. Die Charaktere, welche diese Raßen von andern unterscheiden, müssen diesem in seinem zahmen Zustand betrachteten Geschlechte am natürlichsten seyn, weil sie sich eher, als die Merkmale der Blendlingsraßen, gezeigt haben; denn die Budel, die dänische und Dachshunde, die Windspiele u. s. w. pflegen jeder seine Raße ohne merkliche Veränderung fortzupflanzen. Wenn aber ein Budel und eine dänische Hündin einen Blendling zeuget, welcher gewisse Merkmale von beiden Raßen an sich hat, und hernach dieser Blendling sich mit einem Budel oder dänischen Hunde vermischet, so verschwinden die Merkmale des Blendlings bei dieser Fortpflanzung, und die Natur ist geschäftig, die Charaktere des Budels oder dänischen Hundes vollkommen wieder herzustellen. Diese Wiederherstellung muß noch leichter und geschwinder von statten gehen, wenn der Vater oder die Mutter jedes der beiden Blendlinge aus einerlei Raße gewesen sind. Wenn z. B. der eine Blendling von einem Budel und einer dänischen Hündin, der andere hingegen von einem Budel und einem weiblichen Windspiel gezeuget worden ist, so müssen die Merkmale des Budels bei dieser andern

Fortpflanzung die Merkmale des dänischen Hundes und Windspieles übertreffen, und es können oftmals ächte Budel durch diese beide Blendlinge gezeuget werden.

Dies ist eigentlich die Art, wie die Hunde von den Blendlingen fortgepflanzet, und so zu sagen wieder hergestellet werden. Wenn in der Natur selbst nicht ein gewisses Bestreben läge, die Charaktere der Hauptraßen wieder herzustellen, so würden die Raßen, weil die Hunde sich ohne Unterschied mit einander vermischen, in kurzer Zeit sich völlig verändern und verschwinden. In dieser willkührlichen Vermischung der Hunde liegt auch der Grund, warum bei dem angeführten Bestreben der Natur einige Raßen, die man in einer Gegend nicht so zahlreich, als in einer andern findet, sobald ausarten und gänzlich aussterben. Läßt man aber die Hunde von unterschiedenen Raßen gar nicht zusammen, so verhütet man alle Vermischung, folglich auch jede Veränderung, welche nicht blos vom Einflusse des Himmelsstriches abhänget.

Die Gleichförmigkeit unter den innern Theilen des Hundes, Wolfes und Fuchses fällt so stark in die Augen, und pflegt von so besondern Merkmalen abzuhangen, daß man

man daraus vielleicht einen Schluß auf die äußere Aehnlichkeit machen, und daraus folgern könnte, die Gestalt eines wilden Hundes müsse der Gestalt des Fuchses oder Wolfes mehr, als irgend eines andern Thieres, gleichen. Es zeigt sich aber gleich beim ersten Anblick, daß diejenige Hunde, welche mit den längsten Schnauzen versehen sind, mit Wölfen und Füchsen die meiste Aehnlichkeit haben.

Die langschnäuzigen Hunde würden also den wilden, wenn es anders solche gäbe, am ähnlichsten, und durch die Auferziehung am wenigsten verändert, folglich mit den ursprünglichen Merkmalen des Geschlechts noch am deutlichsten bezeichnet seyn.

Die Form der Schnauze macht in der Physiognomie der Hunderaßen das deutlichste Kennzeichen, zugleich auch den sichersten Charakter aus, wodurch sich die Raßen unterschiden lassen. Die Leibesgröße ist unter allen Charakteren zwar der sichtbarste, aber auch der unbeständigste. Man findet in einerlei Raße sehr große und sehr kleine Hunde, beständig aber einerlei Figur der Schnauze. Die längste nähern sich der ursprünglichen Beschaffen-

heit der Gattung am allermeisten, die kürzeste und breitste am allerwenigsten.

Herr Daubenton macht aus diesem Grunde bei Beschreibung der uns bekannten Hunderaßen den Anfang mit solchen, welche die längste Schnauzen haben; von diesen geht er zu den Hunden mit kürzerer, und endlich zu denen mit breiter oder kürzester Schnauze über. Die längste Schnauzen haben unstreitig die Bauernhunde, dänische Hunde und Windspiele, die kürzeste der Bullenbeißer. Der Bauernhund also und Bullenbeißer können in Absicht auf die Schnauze für die beiden äußersten Raßen der Hundegattung angesehen werden. Bei den mittlern Raßen äußert sich die Veränderung der Gestalt dieses Theiles nach unmerklichen Graden.

Wir haben es auch hier mit Raßen zu thun, die unter eine Gattung gehören, deren Unterschied also auch nicht so beträchtlich, als zwischen wirklichen Geschlechtern seyn kann. Dies ist eigentlich der Grund, warum es oft so schwer fällt, die Haupt- und vermischte Raßen von einander unterscheiden zu können.

Es ist eine blos willkührlich angenommene Eintheilung, wenn man die Bauernhun-

hunde, Windspiele und dänische Hunde als drei unterschiedene Hauptraßen betrachtet. Denn wenn man die Raßen der Hunde nach der Gestalt ihrer Schnauzen eintheilet, so setzt man hier einen eben so willkührlichen Charakter fest, als diejenige sind, worauf man gemeiniglich die Methoden in der Geschichte der Natur zu gründen pfleget.

Wenn man es auch als ausgemacht glauben dürfte, daß alle wilde Hunde solche Schnauzen wie unsere Bauernhunde hätten, und alle Hunde mit kurzen Schnauzen von dieser Raße ausgeartet wären, so ließe sich doch aus den unterschiedenen Graden der Länge und Dicke der Schnauzen lange noch nicht sicher bestimmen, unter welchen Raßen man sich eigentlich die Haupt- oder die vermischte Raßen gedenken sollte. Wahrscheinlich sind sie alle aus einer vermischten Begattung und durch den Einfluß des Himmelsstriches entstanden, und wir sehen einige nur darum für Hauptgattungen an, weil sie am längsten bekannt sind.

Dem unerachtet zeigen doch wenigstens die Kennzeichen, welche von der Figur der Schnauze genommen werden, die Folge der Veränderungen, die sich beim ganzen

Hundegeschlecht ereignet haben, und man kann die unterschiedene Raßen desselben durch Hilfe dieses Merkmales besser, als vermittelst irgend eines andern, erkennen.

---

der Haus od. Bauern Hund. Tab. XXI.

Büff. Naturh. d. Vierf Thiere. II. T.

Besondere Beschreibung der Hunderaßen.

I. Hauptraßen.

1) Der Bauernhund *).

Tab. XXI.

Diese Hunde scheinen unter allen die rohesten zu seyn, weil sie fast ihr ganzes Leben auf dem Felde zubringen, und

*) Der Haushund, Hofhund. Canis familiaris α) domesticus Linn. S. N. XII. p. 57. auriculis erectis, cauda subtus lanata. Müllers Linnëisches Natursyst. I. p. 207. Hallen I. p. 487. Villaticus. Pacan. Fr. Matin. Griech. Οικερος Jonst. T. 70. fig. 1. Klein. Quadr. p. 68. Bauerreckel. M.

und auf eine blos bäuerische Art erzogen werden, die zur Ausartung und Veränderung der Merkmale wilder Hunde das wenigste beitragen kann. Sie haben eine lange, aber nicht so dicke Schnauze, als die große dänische Hunde (Tab. XXII.) Der Kopf ist lang, die Stirne platt, die Ohren sind klein, und von ihrem Umfange bis etwa zur Hälfte der ganzen Länge steif, der übrige Theil aber pflegt an denselben herabzuhängen. Dabei haben sie lange, nervichte, starke Füsse, einen langen der Taille nach proporzionirlich starken, doch nicht sonderlich dicken Körper, der um die Dünnungen etwas schmächtig erscheinet. Ihr aufwärts gebogener Schwanz stellt einen Bogen mit vorwärts stehender Spitze vor. Durch die Umbiegung des Schwanzes nach der linken Seite unterscheidet sich dies allenthalben bekannte Thier nicht allein vom Wolf und andern Thieren dieses Geschlechtes, sondern auch überhaupt von allen vierfüßigen Thieren. Der Archiater von Linné glaubet, daß dieses von dem schiefen Gang der Hunde herrühre, und daß ein Hund mit einem rechts umgebogenen Schwanze, wenn sich ein solcher jemals fände, auch seine rechte Niere niedriger, als die linke, führen müsse.

Auf-

Außerdem haben die Bauernhunde gemeiniglich an der Kehle, vorn am Halse, unter dem Bauche, hinten an den Schenkeln und auf dem Schwanze längeres Haar, als an den übrigen Theilen des Leibes, an welchen es ungemein kurz ist. In Ansehung der Farbe giebt es unter diesen Hunden mancherlei Abänderungen. Sie werden weiß, grau, fahl, braun, schwarz, bunt, gemischt u. s. w. gefunden. In einigen Provinzen aber, sonderlich in Bourgogne, haben die meisten Hunde dieser Art auf schwarzem Grunde weiße Flecken. Die Ursache hiervon liegt aber vielleicht in der Meinung, daß die schwarze Bauernhunde besser, als die andern sind, weswegen man auf diese vorzüglich zu halten pflegt. An Größe gleicht ein solcher Hund gemeiniglich einem Fuchs. Unter seine vorzüglichste Tugenden gehört die Wachsamkeit, vermöge welcher er ein Beschützer der Häuser und Vertheidiger seiner Herrschaft genennet zu werden verdiente.

2) Der große dänische Hund *).

Tab. XXII.

Die Hunde von dieser Art sind an allen Theilen ihres Körpers merklich stärker, als die Bauernhunde (Tab. XXI.) Ihr ganzer Unterschied besteht auch allem Anschein nach blos in der mehrern Größe. Ihr kurzes Haar ist in Ansehung der Farbe nicht bei allen überein. Die meisten sind fahl, andere grau, noch andere schwarz, einige auch wohl mit weißgrauen, schwarzen, fahlen und andern Flecken bezeichnet. Gut abgerichtete werden von Jägern mit Nutzen gebraucht, und man pflegt in Dänemark selbst, nach Herrn Pontoppidans Bericht, viel von ihnen zu halten. Große dänische Hunde werden sie zum Unterschied einer andern Art genennet, welche unter dem Namen der kleinen dänischen Hunde bekannt sind.

Nach der gewöhnlichsten Meinung sollen die große und kleine dänische Hunde, insofern

*) Er wird auch, weil er gern hinter die Wagen herläuft, von einigen der dänische Kutschenhund genennet. S. Hallen *l. c.* p. 482. Fr. Le grand Danois, ou Danois de Carosse. Canis Daniae major. M.

der grosse Dänische Hund. Tab. XXII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

der Schäfer od. Hirten Hund. Tab. XXIII. Fig. 1.

das Windspiel. Fig. 2.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

fern sie blos an der Leibesgröße von einander unterschieden sind, nur Eine Art ausmachen. Man wird aber in der Folge sehen, daß es noch viel andere Merkmale giebt, wodurch sie von einander abweichen.

3) Der Windhund *).

Tab. XXIII. fig. 2.

Die Windspiele scheinen von den Bauernhunden (Tab. XXI.) blos darin unterschieden zu seyn, daß alle Theile ihres Körpers dünner und schmächtiger, ihre Knochen schwächer, und ihre Muskeln mager genug sind, um sie zu weit schlankern Thieren zu machen, als die Bauernhunde. Sie haben auch eine spitzigere Schnauze, kürzere Lefzen, ein viel gekrümmteres Stirnblatt,

*) Das Windspiel. Hallen l. c. p. 481. fig. 33. Vertagus. Linn. S. N. l. c. p. 57. γ. Canis familiaris grajus, magnitudine Lupi, trunco curvato, rostro attenuato. Gesn. Quadr. 249. Aldrov. Quadr. p. 545. Canis scoticus venaticus. Jonst. T. 71. Canis venatorius, Windspiel. Franz. Levrier; das Weibchen Levrette; die jungen Windhunde und eine kleine Art derselben heißen Levrons. Holl. Haazewind. M.

blatt, einen kleinern und längern Kopf; schmalere und dünnere Ohren, einen längern Hals und schmächtigern Leib, vornämlich in den Dünnungen, magerere Schenkel, einen minder fleischichten Schwanz und einen sehr gebognen Rücken. Die Stärke und Kräfte, welche den großen dänischen Hunden vermöge der starken Muskeln eigen sind, ersetzen die Windspiele wegen ihres langen Wuchses durch eine geschmeidige Schnelligkeit. Ihr Haar ist sehr kurz und an den meisten hellfahl. Die weiß, grau, schwarz u. s. w. gefärbte Windhunde mögen wohl von einer Vermischung mit Bauern- oder dänischen Hunden abstammen, so wie einige ihr langes Haar einer Vermischung mit spanischen Wachtelhunden zu danken haben. Es giebt große, mittelmäßige (Tab. XXIII. fig. 2.) und kleine Windhunde, die bei den Franzosen Levrons heißen, außer der Taille aber nicht von einander unterschieden sind.

Sie kommen aus den warmen Ländern, der Levante u. s. w. und in den heißen Himmelsstrichen, wo die Hunde bekanntermaßen ihr Haar und Stimme verlieren, sind sie eine Ausartung des Bauernhundes. In Kurland giebt es Windhunde, größ-

größer als die Doggen, womit Bären und Elendthiere gehetzt werden. Vielleicht sind es diejenigen, welche Hr. Bomare *) den Kuppelwindhund (Levrier d'attache) nennet, und von ihm erzählet, daß die Schottländer, Irrländer, Skythen, Tartarn und andere nordische Völker sich ihrer bedienten, Wölfe, wilde Schweine, wilde Ochsen, Büffel u. s. w. mit ihnen zu jagen. In Skythien sind sie stark genug, um Tiger und Löwen damit hetzen zu können. Die Einwohner des Landes brauchen sie gemeiniglich zum Schutz ihrer Heerden, welche sie beständig im Freien erhalten.

Die große kurländische Windhunde pflegt man mit lauter trocknem Brod und Wasser zu beköstigen, um sie schlank zu erhalten, und gewöhnet sie, an dem Hetzriemen immer neben dem Pferde zu laufen.

Den jungen Windhunden werden die Klauen beschnitten, weil man gefunden, daß es ihnen dadurch leichter wird, schnell und frei zu laufen.

Die kurländische Eishunde sind eigentlich Windhunde mit haarigen Fußsohlen, wie

*) In seinem Diction. d'Hist. Nat. Tom. VI. p. 294. M.

wie man sie an den Hasen wahrnimmt. Daher sie auch geschickt sind, im Winter, wenn kein Schnee gefallen ist, auf der gefrornen holprichten Erde das Wild zu jagen.

4) Der Schäferhund *).

Tab. XXIII. fig. 1.

An Leibesgestalt sind wohl diese Hunde merklich kleiner, als die Bauernhunde, (Tab. XXI.) große Windspiele und grosse dänische Hunde (Tab. XXII.); in Ansehung der Gestalt des Kopfes aber und der Schnauze, welche bei ihnen dicker, als bei den Windspielen, aber schwächer, als bei den dänischen Hunden ist, gleichen sie vorzüglich den Bauerhunden. Sie haben kurze, steife Ohren, einen fast gerade hintenaus stehenden Schwanz, der sich zuweilen ein wenig oberwärts krümmet, oft aber auch gerade herunter hänget. Den ganzen Leib decket ein zottichtes Haar, die Schnauze, die äußere Seite der Schenkel und Hinterfüße, unter den Fersen, allein aus-

*) Der Hirtenhund, Phylax. Hallen l. c. p. 479. Fr. Chien de Berger. M.

ausgenommen. Die gewöhnlichste Farbe dieser Hunde ist eigentlich die schwarze. Der hier abgebildete war an der Kehle, auf der Brust und am Bauche grau. An den Füßen und am Schwanze war mehr Graues als Schwarzes. Er hatte unter den Augen zween fahle Flecken, und war auch auf der Schnauze mit eben der Farbe bezeichnet. Ihre Benennungen zeigen schon genugsam, daß ihr vorzüglichster Gebrauch darin bestehet, die Heerden zu regieren, zu schützen und in Ordnung zu erhalten.

Die Engelländer, sagt Hr. Baretti, in seinen Reisen II Th. p. 178. pflegen sich viel auf ihre Doggen einzubilden, und behaupten, sie würden sich lieber in Stücken zerhauen lassen, als nachgeben, wenn sie einmal angepackt haben. Allein die spanische Schäferhunde werden von ihnen gewiß nicht übertroffen. Diese wagen sich an den größten Wolf auf den pyrenäischen Gebirgen, und können ihn in einem Augenblick erwürgen. Sie sind nicht allein stark, sondern auch sehr hurtig, und sollen einem Menschen, welcher der Heerde entgegen kömmt, nichts zu Leide thun, ihn aber desto sicherer anfallen, wenn er von hinten kömmt, wofern die Schäfer sie nicht abrufen.

5) Der Wolfshund *).

Tab. XXIV.

Diese Raße hat mit den Hirten- oder Schäferhunden (Tab. XXIII. fig. 1.) mehr Aehnlichkeit, als mit irgend einer andern. Ihre Benennung haben sie daher, weil sie an den Ohren und langen Haaren dem Wolfe gleichen. Sie sind mit einer langen, spitzigen Schnauze, steifen, spitzigen Ohren, einem langen Kopf, mit wohlproporzionirtem Körper und Schenkeln, ingleichen mit einem hohen vorwärts gekrümmten Schwanze versehen. Auf dem Kopf, an den Füßen und Ohren pflegen sie ein kurzes, über den ganzen Leib aber, vornämlich auf dem Schwanz, ein langes und seidenartiges Haar zu tragen. Man hat von dieser Art ganz weiße, wie der hier abgebildete, aber auch graue, falbe und schwarze Hunde.

6)

*) Fr. Chien Loup. Cf. Müller l. c. p. 211. Hallen l. c. p. 480. M.

der Wolfs Hund. Tab. XXIV.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

Sibirischer Hund. *Tab. XXV. F. 1.*

der Isländische Hund. F. 2.

6) Der siberische Hund *).

Tab. XXV. fig. 1.

Man hat sonst auch die eben beschriebene Wolfshunde siberische Hunde genennet; wir unterscheiden sie aber dadurch von einander, daß die ersten überall mit langen Haaren, die siberische hingegen auf dem Kopfe nur mit einem kurzen Haar bedeckt sind. Uibrigens ist unter beiden fast gar kein Unterschied wahrzunehmen. Der hier abgebildete siberische Hund, war auf einem aschgrauen Grunde mit lichten schieferfarbigen Flecken bezeichnet. Herr Hallen beschreibt ihn als einen Wolfshund mit nicht so langem Halse, kurzen Ohren, runderem und haarigerm Kopfe, ingleichen mit einem zottigen Schwanze, der auf dem Rücken in schneckenförmiger Krümmung sich überleget.

Die siberische Hunde, sagt Herr Houttuyn **), sind entweder ganz weiß, oder schwarz, oder grau, von mittelmäßiger Grös-

*) S. Hallen l. c. Pr. Müller l. c. p. 212. Franz. Le Chien de Siberie. M.

**) oder Hr. Prof. Müller am angef. Orte. M.

Größe, kleinen Augen, kurzen Ohren, die so spitzig, als Hörner in die Höhe stehen, kurzen Haaren am Kopf, an den Ohren und Füssen. Am übrigen Körper sind ihre Haare desto länger und fast wie Seide anzufühlen. Diese Hunde sind von einer sanftmüthigen Art; sie gehören aber zu der Klasse derjenigen siberischen und tartarischen Hunde, welche daselbst wild herum laufen, und von den Einwohnern als ein Wildpret zum Essen gejaget werden.

7) Der isländische Hund *).

Tab. XXV. fig. 2.

Die Länge dieses Hundes pflegt 2 Schuh, sieben Zoll, die Höhe, einen Schuh, zween Zoll zu betragen. An seinem runden Kopf, der sich in eine schwache, kurze und kleine Schnauze endigt, wird man ein Paar große Augen gewahr. In dieser Absicht und wegen seiner zum Theil steifen, zum Theil herabhangenden Ohren, scheint er mit dem kleinen däni-schen

*) S. Hallen l. cit. Müller l. c. p. 213. Franz. Chien d'Islande. M.

schen Hunde (Tab. XXXIV. fig. 1.) ziemlich viel Aehnliches zu haben. Hals und Leib sind gleichsam aufgedunsen. Der kurze Hals scheint beinahe mit dem Rücken eine gleiche Linie zu ziehen. Das Haar ist lang und glatt, besonders hinten an den Vorderfüssen, der Schwanz in der Mitte sehr dick von Haaren, am Ende dicker, als am Anfange und an der Spitze rund.

Insofern der hier abgebildete Hund wirklich aus Island gebracht worden, (denn Hr. von Maupertuis hatte ihn vom Vizekönig in Island, Herrn Grafen von Ranzau, erhalten und von Hr. Fritzken, damaligen Zeichenmeister der Berliner Akademie, abzeichnen lassen) ist wohl nicht zu zweifeln, daß er die ächte Gestalt isländischer Hunde vollkommen habe.

8)

8) Die Jagdhunde *).

Tab. XXVI.

An den eigentlich sogenannten Jagdhunden ist die Schnauze eben so lang und noch stärker, als am Bauernhunde (Tab. XXI.). Dabei haben sie einen starken, runden Kopf, breite, glatt herabhängende Ohren, lange, fleischichte Schenkel, einen starken und gestreckten Leib, einen in die Höhe gerichteten, sich vorwärts biegenden Schwanz und kurzes Haar, das fast über den ganzen Leib einerlei Länge behauptet. Von Farbe sind sie entweder weiß, oder auf weißem Grunde mit schwarzen und fahlen Flecken bezeichnet.

Insofern man diese Hunde zur Jagd brauchen will, sind sie eben so vieler Mängel und Vollkommenheiten fähig, als die Schulpferde; denn die Jagdlust ist von eben so weitem Umfang, als die Reitkunst. Man hat an den Jagdhunden so lange Bemerkungen angestellet, bis man end-

*) S. Hallen l. c. p. 483. Canis venaticus. Linn. *l.* c. p. 57. Canis familiaris β) Sagax vel venaticus, auriculis pendulis, digito spurio ad tibias posticas. Fr. Chien courant. M.

der Iagd Hund. Tab. XXVI.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

endlich diejenigen Verhältnisse aller ihrer äußerlichen Theile gefunden, welche so wohl in Absicht auf die Schönheit ihrer Gestalt, als ihres Gebrauchs zur Jagd, für die vortheilhaftesten zu halten sind. Wir wollen hier nur diejenige Merkmale zum Beispiel anführen, welche die Jäger zu einer schönen und guten Gestalt eines brauchbaren Jagdhundes erfordern. Gemeiniglich pflegen sie dreierlei Arten, als die französische, normandische oder Baubis und englische Jagdhunde anzunehmen.

Von einem französischen Jagdhunde fordert man offne Nasenlöcher, einen vom Kopf bis zum Schwanze nicht allzu lang gestreckten Körper, einen leichten und nervichten Kopf, eine spitzige Schnauze, grosse heraussteheude, reine, funkelnde und muntere Augen, große, wiche und hängende Ohren, einen langen, runden und biegsamen Hals, eine schmale, doch nicht allzu enge Brust, leichte Schulterbläter, einen runden, geraden und wohlgebildeten Schenkel, starke Ribben, kurze, hohe, breite, nervichte, wenig fleischige Lenden, einen schmächtigen Bauch, runde, freiliegende Dickbeine, schmale, magere Dünnungen, einen beweglichen Schwanz, der am Ende nicht haaricht ist, am Bauch gro-

be Haare, kurze, magere Pfoten, starke Nägel u. s. w.

Die normandische Hunde sind stärker am Leibe, mit einem kürzern Kopf und nicht so langen Ohren versehen.

Am englischen Jagdhund bemerkt man einen kleinern Kopf, eine längere und spitzigere Schnauze, kürzern Leib, kürzere Ohren und Kniekehlen, eine leichtere Taille und besser gebildete Füße. Die Hunde von der ganz reinen Raße sind gemeiniglich mit einem grauen, schwarz gesprenkelten Haar bedecket.

Die deutsche Jagdhunde sind haaricht und leicht. Die pohlnische sind schwerer, dabei von wolfsgrauer, schwarzer, rothbraun-gelber Farbe. Die Jungen läßt man zween Monate saugen, und gewöhnt sie, junge zahme Hasen anzugreifen. Man schonet sie gern bei starkem Wind, im Regen, Schnee und gegen die Füchse. Ihr Futter bestehet in Brode aus Korn, Gerste und Hafer, welches in Haferschrot unter siedendes Wasser eingerühret wird. (S. Hallen, l. cit.)

Die nordische Hunde sind, wie anderwärts, theils als Vieh- oder Hirtenhunde abgerichtet, welche den Heerden auf den Bergen folgen, sie zusammentreiben und be-

der Spürhund. Tab. XXVII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

bewachen, theils zur Jagd, besonders zur Bärenjagd gewöhnet. Hierzu werden vorzüglich die kleine Hunde gebraucht, welche sich nicht so leicht greifen lassen, und sich vor andern furchtbar machen. Die meisten pflegt man in Norwegen zum Vogelfang abzurichten, weil man daselbst auf den steilen Bergseiten den Vögeln sonst gar nicht beikommen würde.

Auf Röst, Väröen und anderwärts in Nordland, wo der Vogelfang sehr vortheilhaft ist, werden von einem jeden Bauer zwölf bis sechszehn dergleichen Vogelhunde gehalten. Sie sind klein, lang schmal und kurzbeinigt. Ihre Jagd bereichert den Bauer oft mehr, als seine andere Nahrung, und es pflegt aus diesem Grunde unter ihnen oft ein Zank, wegen der Anzahl dieser Hunde zu entstehen. S. Pontopp. Norw. II. Th. p. 17.

9) Der Spürhund *).

Tab. XXVII.

Von der vorigen Art sind die Spürhunde nur darin unterschieden, daß sie etwas

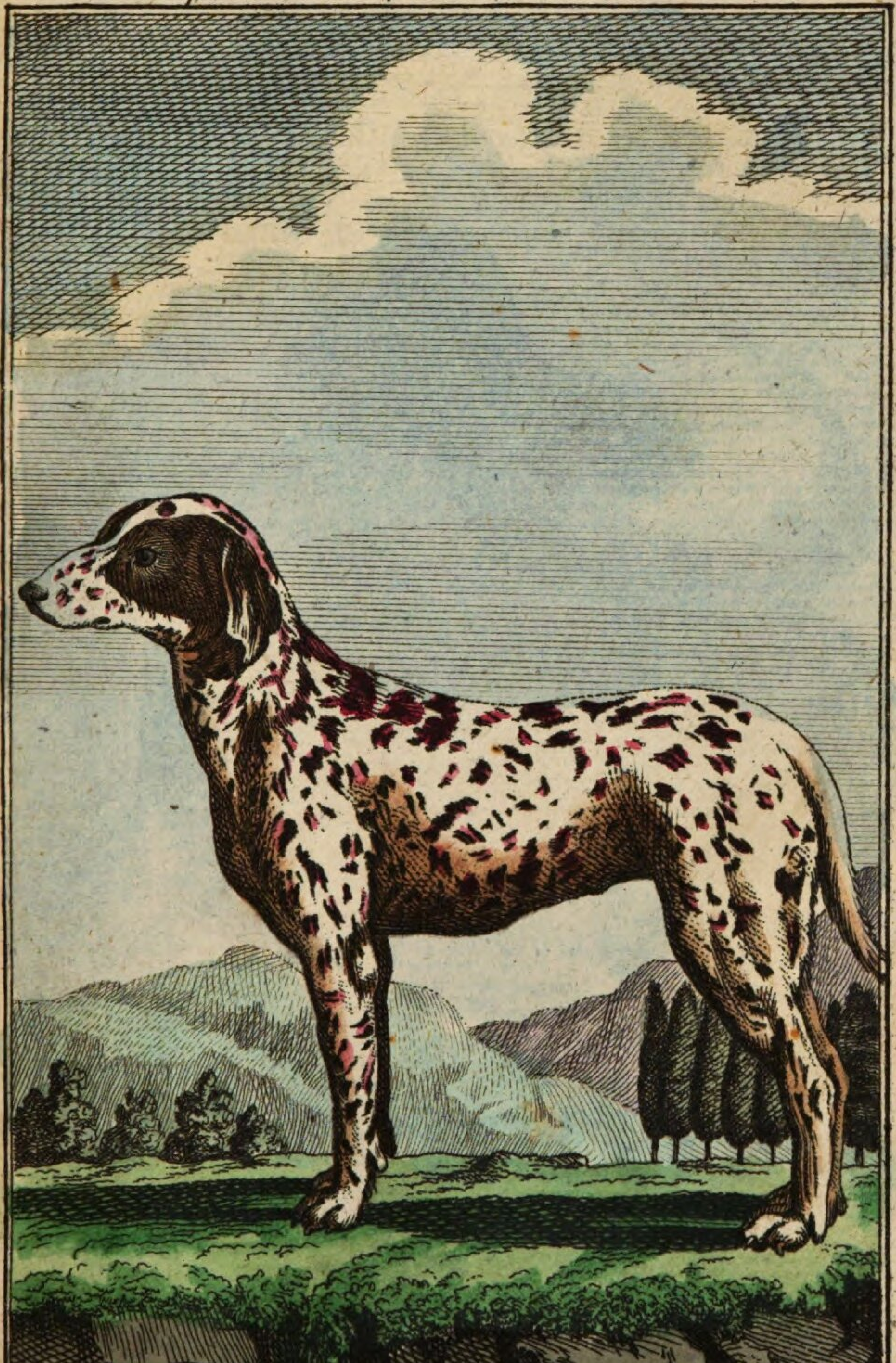
*) Der Archiater von Linné hat so wohl den Jagd- als Spürhund und unter einerlei Benen-

was kürzere und am Ende nicht so dicke Schnauzen, einen stärkern Kopf, kürzere, schmalere, zum Theil steife, zum Theil herabhängende Ohren, längere Schenkel, einen dickern Körper, auch einen fleischichtern und kürzern Schwanz haben. Die meiste Spürhunde sind weiß, doch giebt es auch einige mit schwarzen und falben Flecken.

Der Tigerhund oder bengalische Spürhund *) (Tab. XXVIII.) gleicht, in Ansehung der Gestalt andern Spürhunden. An Schönheit ist er ihnen weit überlegen, weil er auf weißem Grunde mit kleinen fal-

nennung angezeigt S. Hr. Pr. Müller l. c. p. 207. Indessen könnte man sie, weil sie wenigstens in Kleinigkeiten von einander abweichen und zu einem unterschiedenen Gebrauch dienen, mit Hr Hallen S. 484. so unterscheiden, daß man den ersten Canis venaticus, den andern aber Canis sagax nennte. Bei den Franzosen heißt der Spürhund Le Braque. M.

*) Der bengalische Tigerhund. S. Hallen l. c. p. 484. Brachus. Franz. Le Braque de Bengale. Canis avicularis caudâ truncatâ Linn. l. c. Canis pantherinus. Aldr. Digit. 561. der Hünerhund. Er heißt auch bei den Franzosen Chien couchant, weil er auf die Rebhüner und Vögel still zu lauschen pflegt. Cf. Müller l. c. p. 209. Wachtelhund. M.



Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

der krumbeinigte Dachshund. Tab. XXIX. F. 1.

der Dachs mit geraden Beinen. F. 2.

falben und schwarzen Flecken besprengt oder angenehm getigert ist. Der Schwanz ist mehrentheils abgestumpft, und pflegt bei jungen Hunden dieser Art selbst so abzusterben, daß ihnen blos ein Stump davon übrig bleibt.

10) Die Dachshunde *).

Tab. XXIX.

Es giebt von dieser Art kleiner Jagdhunde zwo besondere Raßen. An der einen sind allemal die Vorderschenkel auswärts gekrümmet, und sie werden krummbeinichte Dachse (Tab. XXIX. f. 1.) genennet; die andere, deren Schenkel eine gerade und natürliche Bildung zeigen, heißen Dachse mit geraden Schenkeln. (Tab. XXIX. f. 2.) Sie haben alle sehr kurze Beine, welche in Frankreich nicht al-

*) S. Hallen *l.* c. p. 484. Taxinus Vestigator cunicularis. Pr. Müller l. c. p. 209. Klein. Quadr. p. 68. Taxinus der Tax- oder Fuchshund. Linn. l. c. Canis familiaris vertagus, pedibus curvatis, trunco longo, sæpius variegato. Franz. Le Basset à jambes tors. Basset à jambes droites. Schwed. Hanse. M.

lein zu der Benennung: Basset, Anlaß gegeben, sondern auch das vornehmste Merkmal ausmachen, wodurch man sie von den Jagdhunden (Tab. XXVI.) und Spürhunden (Tab. XXVII.) unterscheidet. Außerdem sind sie mit einer langen Schnauze, einem dicken Kopf, hängenden Ohren und einem sehr langen Leibe versehen. Doch würde dieser nicht länger, als der Körper des Jagd- und Spürhundes zu seyn scheinen, wenn die Dachse auf eben so hohen Schenkeln, als diese Arten, einhergiengen. Die Ohren des Dachshunde sind nicht so lang, als an den Jagdhunden, einige haben auch eine längere Schnauze. In Ansehung der Farbe sind sie schwarz, haben rothe Flecken auf der Brust, über den Augen und unten an den Füssen; einige pflegen auch weiß oder schwarz, weiß und falb unter einander zu seyn.

Es finden sich auch unter andern Hunden, als Budeln, spanischen Wachtelhunden, Mopsen u. s. w. einige, die von Natur kurze Beine haben. Bei dem Dachshunde scheint aber diese Bildung ein Fehler der Natur zu seyn. Dann sie haben nicht allein sehr kurze, sondern so gar mißförmige, mit den sichtbarsten Zufällen

der

der englischen Krankheit behaftete Schenkel. Die Knochen des krummbeinichten Dachses pflegen eben so aufgeschwollen und krumm zu seyn, wie die Knochen rachitischer Menschen.

Die Bestimmung dieser Hunde ist, in die Höhle der Dachse zu steigen, um diese herauszutreiben. Zu diesen Verrichtungen waren ihnen, da sie ohnehin kein sonderlich scharfes Gesicht haben, die kurze Füße und scharfe Zähne sehr behilflich und nöthig. Die Dachshunde mit geraden Schenkeln sind wider den Dachsen zu hitzig, und pflegen sich zu bald bei ihm abzumatten, Daher bringt man vorzüglich die krummbeinichten, in einem Alter von drei Viertel Jahren an die Dachshöhlen, wenn eben ein alter, abgerichteter hinein gelassen wird. Dem gefangenen Dachse bricht man sogleich die Zähne aus, und hetzt ihn sodann mit den jungen Hunden, damit diese nicht gleich durch den ersten fehlgeschlagenen Versuch allen Muth verlieren. Sonst werden auch Hasen, Füchse und Iltisse mit ihnen gehetzet.

11) Der große Budel *).

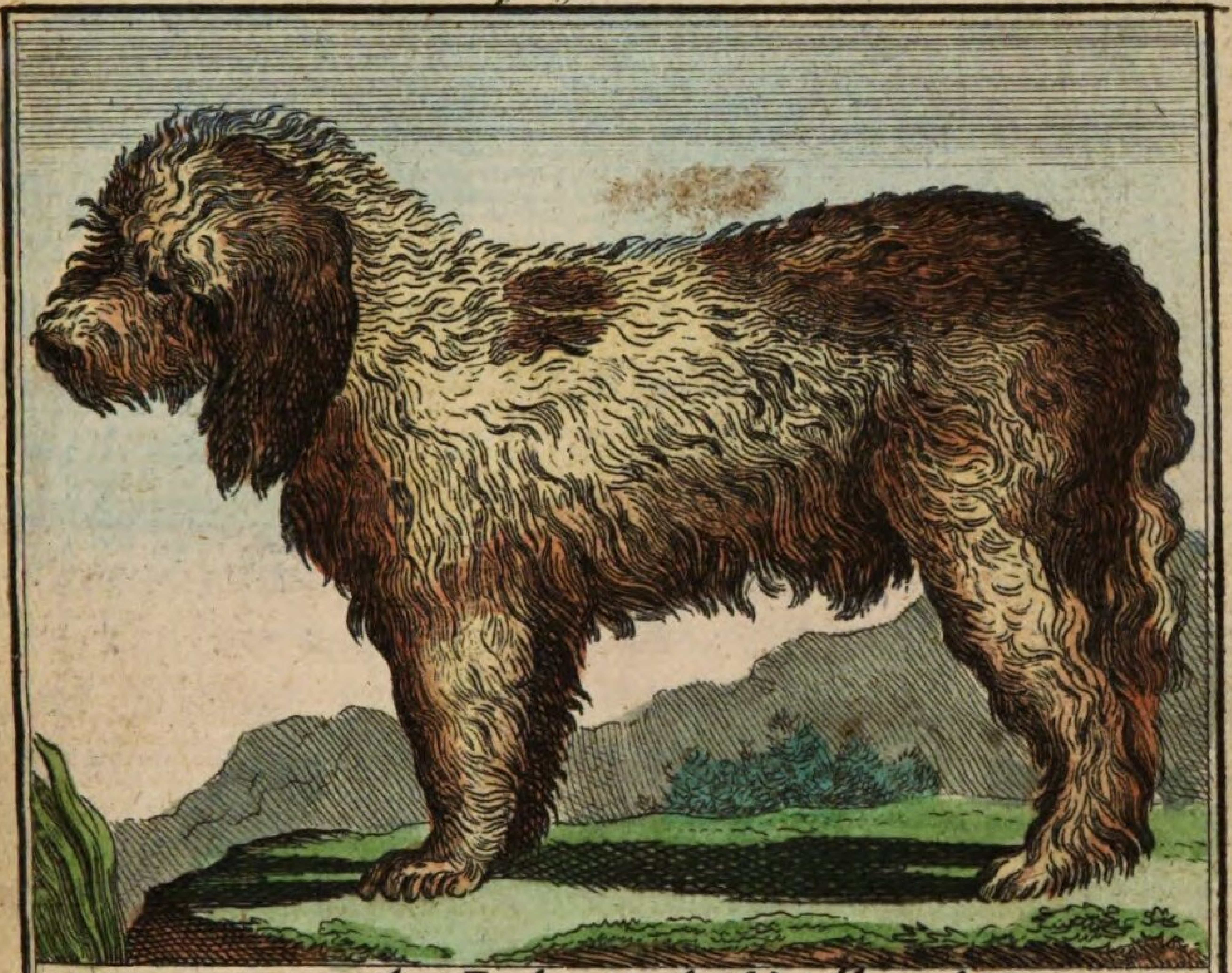
Tab. XXX. f. 1.

Die Budel oder Wasserhunde haben einen dicken, runden Kopf, lange hängende Ohren, kurze Schenkel, einen dicken, kurzen Leib, und einen hinten fast gerade herabhängenden Schwanz, ein langes, über den ganzen Leib so krauses Haar, daß man sich die wahre Gestalt dieses Thieres, dessen Theile sämmtlich unter wollichten Haaren verborgen liegen, kaum ohne Mühe vorzustellen vermag. Gemeiniglich sind sie weiß oder gelblicht weiß, doch giebt es auch rothe, schwarze, braune u. s. w.

Man unterscheidet bei den Budeln, in Absicht ihre Größe, zwo Arten. Die sogenannte kleine Budel haben aber noch andere Merkmale, wodurch sie sich von den großen unterscheiden, daher wir sie erst in

*) Der Pudel, Wasserhund Hallen l. c. p 405. Aviarius aquaticus. Pr. Müller l. c. p. 208. Linn. l. c. Canis familiaris aquaticus, pilo crispo, longo, instar ovis. Fr. Le Barbet. M.

der groſse Budel. Tab. XXX. F.1.



der Indianische Weidhund. F.2.

in einem der folgenden Artikel besonders beschreiben werden.

Es ist übrigens von den Pudeln bekannt, daß sie gern ins Wasser gehen, daß man ihr Haar im Sommer abschieret, weil es außerdem gern verfilzet, und solches zu Hüten verbrauchet. Man lehrt sie auch Trüffeln *), eine Art unter der Erde liegender Pilzen, suchen. Ihren Trieb ins Wasser zu gehen macht man dadurch immer vollkommener, wenn man sie oft Holz, kleine Vögel, Enten, Wasservögel u. s. w. aus dem Wasser zu holen abrichtet. Sie durchsuchen den Schilf so lange, bis der geschossene Vogel erbeutet ist. Allenfalls jagen sie Ottern, wilde Katzen, Kibitze und Füchse aus dem schilfigen Gesträuch auf. Außerdem sind sie zu allerlei Künsten sehr aufgelegt, und können mit Recht unter allen Hunden die getreueste genennet werden.

12)

*) Tubera. Tuber Math. Tuber brumale Pulpâ obscurâ odoratâ Mich. gen. 22. Tab. 164. Lycoperdon Tuber Linn. Fr. Truffe.

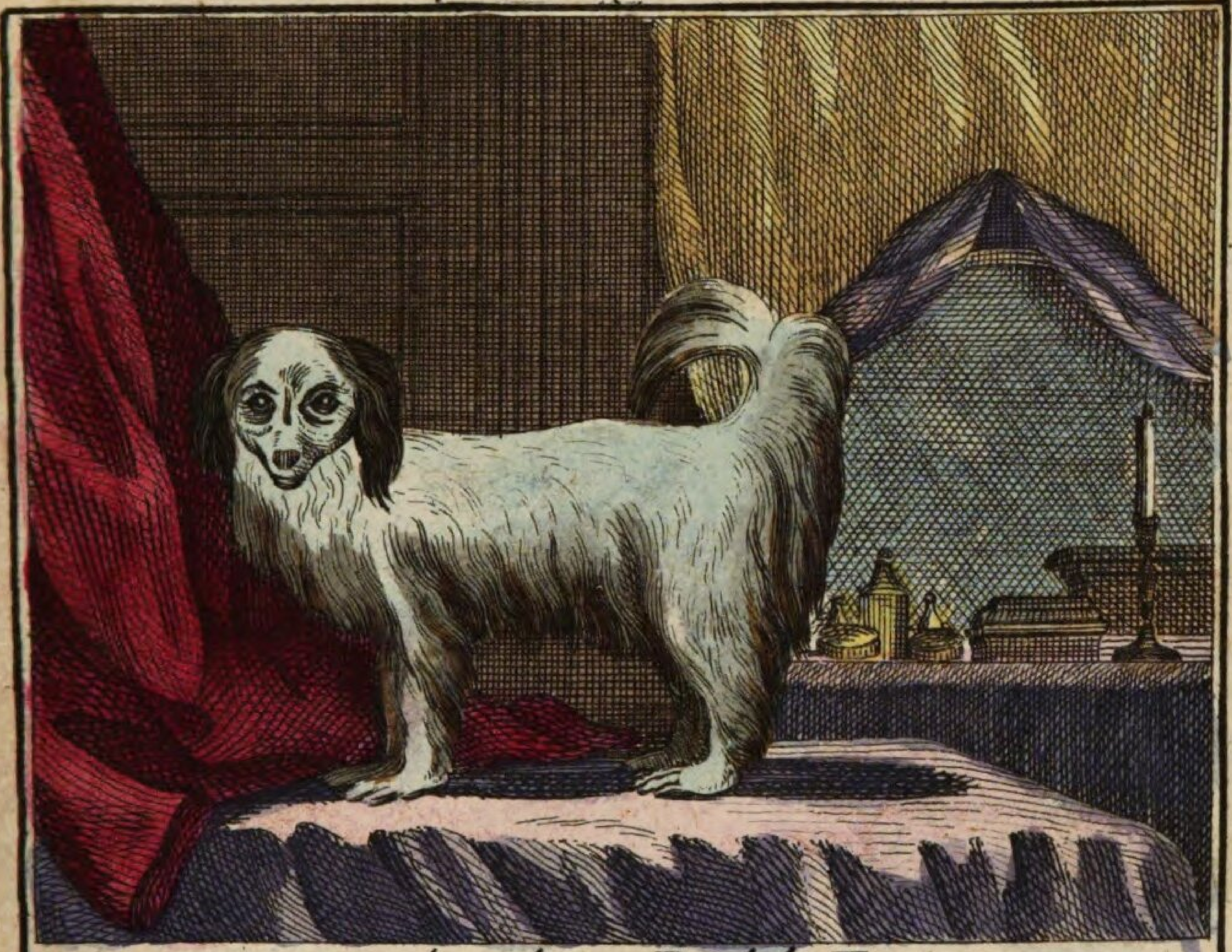
12) Spanische Wachtelhunde *).

Tab. XXXI. f. 1.

Diese Hunde haben einen kleinen, runden Kopf, breite, hängende Ohren, dürre, kurze Schenkel, und einen in die Höhe stehenden Schwanz. Ihr glattes Haar ist an unterschiedenen Theilen des Körpers von sehr ungleicher Länge. An den Ohren, am Halse, an der hintern Seite der Dickbeine und Füße, und auf dem über den Rücken geworfenen Schwanz hat es eine vorzügliche Länge; viel kürzer ist es an den übrigen Theilen des Leibes. Die meisten Wachtelhunde sind überall weiß. Die schönsten haben auf dem Kopf eine andere, braun oder schwarze Farbe, und ein weißes Zeichen an der Schnauze und mitten auf der Stirne. Gemeiniglich pflegen die schwarze und weiße spanische Hunde mit einem falben Fleck unter den Augen be-

*) Hallen l. c. p. 485. Der spanische Wachtel- oder Hünerhund. Canis aviarius terrestris der spanische kleine Budel. Fr. l'Espagneul. *Linn.* l. c. Canis extrarius auriculis *longis*, *lanatis*, *pendulis*. Aldrov. Digit. p. 561. Der spanische Hund. Müller *l.* c. *p.* 209. M.

der Spanische Wachtelhund. Tab. XXXI. F. 1.



der kleine Budel. F. 2.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

Engl. Wachtelhund. Tab. XXXII. F.1.

der Pÿrame. F.2.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

bezeichnet zu seyn. Die Barbarei und Spanien sind eigentlich das Vaterland dieser Hunde. Sie gehören unter die Lieblinge vornehmer Häuser.

13) Der englische Wachtelhund *).
Tab. XXXII. f. 1.

Die ganz schwarze Hunde dieser Art heißen englische Wachtelhunde, weil sie aus diesem Lande gebürtig sind. Ihr vorzüglichster Unterschied von den vorigen Tab. XXXI. f. 1. besteht in den kürzern Haaren am Schwanz, an den Ohren und an den Schenkeln. Man sieht viel englische Wachtelhunde, welche, in Vergleichung mit den großen spanischen, klein oder von mittelmäßiger Leibesgestalt sind.

Wenn diese englische Hunde unter den Augen, auf der Schnauze, am Hals und an den Schenkeln feuerfarbig oder braunroth gezeichnet sind, heißen sie Pyrame.

14)

*) Hallen l. c. Englische Wachtelhunde Pyrame. Fr. Gredin. Pyrame. M.

14) Der kleine dänische Hund *).
Tab. XXXIV. f. 1.

Wollte man von diesen Hunden blos nach ihrem Namen urtheilen, so würde man zwischen ihnen und den großen dänischen Hunden, außer der Leibesgestalt, vielleicht keinen weitern Unterschied vermuthen. Sie haben aber in der That noch andere sehr unterscheidende Merkmale. Die Schnauze ist verhältnißmäßig nicht so stark, und spitziger, die Augen sind grösser, die Füße magerer, der Schwanz steht weit in die Höhe u. s. w. Die große Augen und ausgebogene Stirn geben ihnen bei der kurzen und schmalen Schnauze, das Ansehen einiger Dummheit. Um dieses allerdings beträchtlichen Unterschiedes willen hätte man diese Hunde billig anders, als kleine dänische Hunde nennen sollen. Wir haben es nicht wagen wollen, sie anders zu benennen; denn einer Sache, die gar noch keinen Namen hat, mag man allenfalls einen geben, welchen man will; alle Veränderungen aber pflegen,

*) Hallen *l. c.* p. 486. Fr. *le* petit Danois. M.

der kleine Dänische Hund. Tab. XXXIV. F. 1.

der Roquet. F. 2.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

der Türkische Hund. Tab. XXXV. F. 1.

der Türkische Blendling. F. 2.

gen, besonders in der Naturhistorie, der wahren Kenntniß der Sache sehr hinderlich zu seyn.

Die sogenannte kleine dänische Hunde gleichen den großen an Länge des Haares, doch haben sie gemeiniglich andere Farben. Meistens erscheinen sie weiß und schwarz geflecket. Sind sie auf diese Art gesprenget, so pflegt man sie, wegen ihres schäckichten Felles, Harlekinen zu nennen. Diese letztern werden aus Dännemark häufig nach Deutschland und Frankreich verschicket, so wie die dänische Frauenzimmer, zu ihrem Vergnügen, Bologneser, spanische und englische Hunde kommen lassen. S. Pontopp. Nat. Hist. von Dänem. 4to. p. 157.

15) Der türkische Hund *).

Tab. XXXV. f. 1.

Den unter diesem Namen bekannten oder barbarischen Hunden fehlen die Haare. Ihr fleischfarbiges Fell ist mit mehr oder weniger

*) Ebend. p. 487. Der türkische oder barbarische Hund. Linn. l. c. Canis aegyptius nudus absque pilis. Müller *l. c.* p. 210. Fr. Chien Turc ou d'Egypte.

ger Aus

ger Braun vermischet *). Eigentlich sind sie aus den kleinen dänischen Hunden (Tab.

Aus einem seltsamen Widersinn muß dies treue, seinem Herrn so ergebne Thier, in Egypten die schlechteste Begegnungen erdulden. Man findet sie auf den Strassen in großer Menge, niemals aber dürfen sie einem Hause sich nähern. Seltsam ist es, daß die dasige Hunde sich in besondere Haufen vertheilen und sich nie vermengen. Jeder Haufe bleibt in dem Quartiere, wo er jung geworden. Sollte von ihnen einer diese Anstalt überschreiten, oder aus der einen kleinen Republik in eine andere kommen wollen, so würde ihm, wie die Reisebeschreiber sagen, die Lust zu fernern Versuchen durch die schlechteste Bewillkommung vertrieben werden.

In der Türkei müssen die Hunde gleichfalls auf den Gassen und in Winkeln sich aufhalten, doch werden sie da mit außerordentlicher Sorgfalt gepfleget. Man giebt ihnen Stroh zu einem bequemen Lager, und bauet ihnen in rauher Witterung besondere Hütten. In gewissen türkischen Städten hat man einige Stiftungen zum Unterhalt einer gewissen Anzahl von Hunden. Bei dem allen halten sie die Türken für unreine Thiere, denen sie auf der Straße ausweichen, wie wir einem Pferde, das wir im Gallop auf uns losrennen sehen. Wenn sie zufälligerweise von einem Hunde berührt worden, müssen sie gleich darauf bedacht seyn, sich wieder zu waschen. S. Mannigfaltigk. 1t Jahr p. 627. M.

*) Hr. Pr. Müller sagt: l. c. Ihre nackende, glatte Haut läßt sich runzeln und ist theils schwarz,

(Tab. XXXIV. f. 1.) dadurch entstanden, daß die große Hitze der heißen Länder diese Veränderung ihres Felles hervorgebracht, und alle Keime von Haaren vertilget hat. Unter gemäßigten Himmelsstrichen müssen daher diese Hunde viel Frost ausstehen. In Frankreich sind sie beinahe das ganze Jahr hindurch einem beständigen Zittern unterworfen, das im Sommer sich kaum in der größten Hitze verlieret, und ihnen auf den Flecken ihrer Haut ihre gewöhnliche Farbe wiedergiebt.

Diese braungelbe Flecken ihrer Haut sind im Sommer ganz kenntlich, sie pflegen aber im Winter fast gänzlich zu verschwinden.

Es giebt auch Blendlinge von türkischen Hunden, (Chien Turc metis Tab. XXXV. f. 2.) die auf einigen Theilen ihres Leibes schon wieder Haare zeigen. Diese sind eigentlich von türkischen und kleinen dänischen Hunden entsprossen. Diese Blendlinge haben von ihren Haaren eine kleine weiße Mähne, von etwan einem Zoll in der Länge auf dem Hals. Auf dem Kopfe, vorn

schwarz, theils weißlicht gefleckt oder blaulich. M.

vorn am Hals und auf der Brust findet man Haare von eben dieser Farbe, die aber viel kürzer sind. Auf der Brust, auf den Dickbeinen, und an beiden Seiten des Halses ist ihr Haar eben so kurz, aber von graulicher Farbe. Der übrige Theil des Leibes ist kahl und eben so gefärbt, wie bei andern türkischen Hunden.

Wenn diese Hunde sich mit andern Rassen vermischen, so fallen, unter einem Wurf, einige völlig nackte Junge, andere, die am ganzen Leibe, und noch andere; die nur zum Theil mit Haaren besetzet sind.

16) Der Bullenbeißer *).

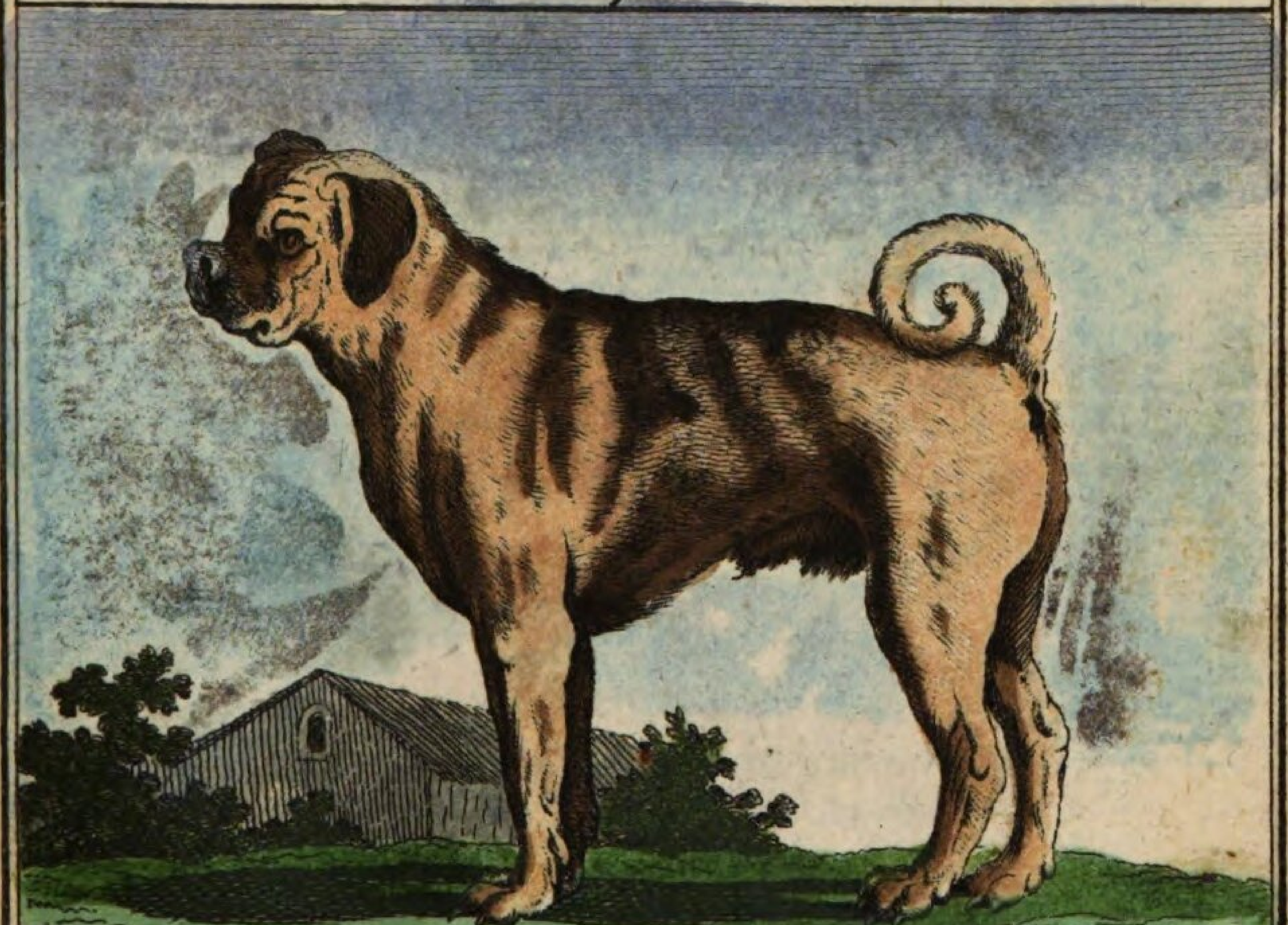
Tab. XXXVI. f. 1.

Die dicke, kurze, glatte Schnauze, stumpfe Nase, dicke hängende Lefzen, machen bei diesen Hunden so beträchtliche Merkmale aus, daß man durch sie ganz al=

*) Hallen l. c. Der Bullenbeißer. Molossus. Müller *l.* c. p. 208. Der Wachthund. Klein. Quadr. p. 68. Der Bärenhund. Bellicosus, Molossus. it. Der Schweißhund, Sanguinarius. Linn. *l.* c. Canis familiaris Molossus, magni-

Bullenbeiſser. Tab. XXXVI. F. 1.

der Mops. F. 2.



allein die Bullenbeißer von allen bishero beschriebenen Hunden leicht unterscheiden kann. Sie haben einen dicken, breiten Kopf, platte Stirne, kleine Ohren, deren Ende herabhängend ist, einen dicken und langen Hals, einen in die Höhe stehenden und am Ende vorwärts gekrümmten Schwanz. Uiber den ganzen Leib sind sie mit sehr kurzen Haaren bedecket; nur hinten an den Dickbeinen und am Schwanz erscheinen sie etwas länger. Die Lefzen, das Aeußerste der Schnauze, und die äussere Seiten der Ohren sind schwarz, der ganze übrige Leib aber hat eine blaßfahle Farbe.

Eigentlich kommen die Bullenbeißer aus Engelland, und pflegen schon in Frankreich leicht wieder auszuarten. Sie sind schwer, größer als ein Wolf, mit starken Muskeln und Schenkeln versehen. Ihr breites Maul ist fast immer begeifert. Wenn sie frei herum laufen, sind sie zahm und gutherzig, an der Kette werden sie furchtbar, und sehr geneigt, Menschen anzufallen und niederzu-

 reis-

gnitudine Lupi, labiis ad latera pendulis, corpore toroso. Gesn. Quadr. p. 251. Canis Sapax Sanguinarius. Franz Le Dogue. Cf. Die engl. Dogge. M.

reißen. Ein Thier, womit sie kämpfen, pflegen sie vor Grimm selten wieder loszulassen. Sie dienen zu Beschützung der Viehheerden und Packgüter. Zuweilen übt man ihre Kräfte wohl an kleinen Bären, die sie gar wohl überwältigen können. *)

*) Hr. Prof. Hallen rechnet *l. c. p.* 482. unter die reine Hunderaßen auch noch die irrländische Hunde. Die albanische, griechische, tartarische, dänische und irrländische Hunde, sagt er, sind, wie die Menschen in diesen Ländern, groß, stark und so gar zum Fuhrwerke geschickt. Die albanische waren schon unter den Alten, wegen ihrer Kämpfe mit Löwen und andern Thieren, im Rufe. Diese übertreffen an Grösse unsere Bauernhunde, und gleichen an Gestalt vorzüglich den großen dänischen Hunden, sie besitzen aber, in Vergleichung mit diesen, eine ungeheure Taille. Ihre Farbe ist ganz weiß, und sie sind von einem stillen Wesen.

Die Hunde, welche die große Tartarei hervorbringt, wachsen bis zu der Größe eine kleinen Esels und sind ohnstreitig unter alle die grösten. Sie jagen daher auch nur große Thiere. Ochsen z. B. sind ihre gewöhnlichste Beute. M.

II. Blendlingsraßen.

Jede Raße besteht nur so lange, als man diejenigen Hauptraßen, von welcher jede dieser Blendlingsraßen abstammet, oder zween Blendlinge von einer Raße sich einander vermischen läßt. Jede andere Vermischung würde neue Merkmale verursachen, oder andere Raßen hervorbringen. Daher verlieren sich auch die meisten Blendlinge, ohne ihres Gleichen fortzupflanzen. Der Hund z. B. welcher auf der 30. Tafel f. 2. unter dem Namen des indianischen Weidhundes, vorgestellet wird, hat seine kurze Füße und langen Leib vom Dachshunde, (Tab. XXIX. f. 2.) den Kopf, die Ohren und den Schwanz vom Jagdhunde, (Tab. XXVI.) sein langes Haar scheint aber vom spanischen Wachtelhunde. (Tab. XXXI. f. 1.) herzurühren. Ein Hund von einer solchen Art ist allemal der erste von einer Blendlingsraße, die, weil sie gemeiniglich bei der ersten Fortpflanzung durch eine neue Vermischung aus-

ausartet, keinen besonderen Namen hat. Den eben beschriebenen indianischen Weidhund (Chien courant metis) brauchte man zu Versailles zum Leithunde.

17) Der kleine Budel *)

Tab. XXXI. f. 2.

Aus der Vermischung des grossen Budels (Tab. XXX. f. 1.) mit dem kleinen spanischen Wachtelhunde, (Tab. XXXI. f. 1.) kommen die sogenannte kleine Budel, welche diese Benennung von der mehrern Aehnlichkeit mit einem Budel erhalten. Sie gleichen diesen an Gestalt, Figur und an den langen krausen Haaren, womit ihr Leib, wie mit einer Wolle, bedeckt ist. Nur die Schnauze ist verhältnißmäßig weniger dick, auch ihr Haar oben auf dem Kopf, auf den Ohren und am Ende des Schwanzes beinahe so seidenartig, wie bei dem spanischen Wachtelhund.

18)

*) S. Hallen l. c. p. 488. Fr. Le Petit Barbet.

M.

das Bologneserhündchen Tab. XXXIII F.1

das Löwenhündchen. F.2.

Büff. Naturh d. Vierf. Thiere. II. T.

18) Das Bologneser Hündchen *).

Tab. XXXIII. f. 1.

Vor einiger Zeit waren diese kleine Zwerge von Hunden sehr in der Mode. Man beförderte ihre Kleinheit gemeiniglich dadurch, daß man sie jung oft mit Brandwein wusch, und ihnen wenig zu fressen gab; daher sie zuweilen die Größe der Eichhörnchen kaum übertrafen, und von Frauenzimmern, als Favoritchen, in den Muffen getragen wurden. Jetzo gehöret ein solcher Hund, wie der Mops, schon unter die Seltenheiten. Vermuthlich hat man sie, wegen der bei allen Hunden mit langen Haaren unvermeidlichen Unreinigkeit, wieder aus der Liste der thierischen Favoriten ausgestrichen; denn das Abscheeren der Haare war zugleich eine Beraubung ihrer vorzüglichsten Schönheit. Vom kleinen Budel (Tab. XXXI. f. 2.) scheinen

*) Das Bologneser- oder Malthefer Hündchen. Canis melitensis Hallen l. c. Fig. 57. Der Bologneser oder spanische Hund. Müller *l.* c. p. 108. Klein. Quadr. p. 68. Me*l*itaeus, der Schooßhund. Canis famil. me*l*iteus, magnitudine Sciuri Linn, *l.* c. Franz. Bouffe. Bichon. Chien de Malthe, M.

sie die Schnauze, vom spanischen Wachtelhund (Ebend. Fig. 1.) das lange glatte Haar über den ganzen Leib zu haben; daher man ihnen auch im Französischen den Namen Bouffe beilegte. Sie heißen auch Maltheserhunde, weil die ersten dieser Art aus Maltha gekommen waren. Allem Ansehen nach haben sie die Figur des Körpers, das Haar und die Farbe von den Raßen des Budels und spanischen Wachtelhundes.

19) Das Löwenhündchen *).

Tab. XXXIII. f. 2.

Herr Daubenton hält jetzo die Löwenhündchen für noch seltener, als die Maltheser oder Bologneser. In Deutschland scheinen sie es noch nicht zu seyn, weil man sie daselbst in großen Städten immer noch ziemlich häufig unter den Günstlingen der Damen findet. Sie unterscheiden sich von der vorigen Art blos darin, daß ihr Leib und die Hälfte ihres Schwanzes nur mit

*) S. Hallen. *l. cit.* Franz. Chien Lion.

M.

mit kurzen Haaren bewachsen ist, da sie hingegen auf dem Halse, auf den Schulterblättern, auf den vier Füssen und auf dem äußersten Theile des Schwanzes, eben so langes Haar, als die Bologneserhündchen haben. Man hat sie Löwenhündchen genennet, weil ihr langes Haar am Hals einer Löwenmähne ziemlich ähnlich sieht, und sie an der Spitze des Schwanzes, wie der Löwe, einen starken Haarbüschel haben. Wahrscheinlicherweise sind sie aus aus einer ähnlichen Vermischung, wie die Bologneser entstanden, doch muß dabei noch ein kurzhaariger Hund mit im Spiele gewesen seyn.

20) Der Mops *).

Tab. XXXVI. f. 2.

Diese Hunde sind im Kleinen, was der Bullenbeißer (Tab. XXXVI. f. 1.) im Großen vorstellet. Sie unterscheiden sich

*) S. Hallen *l.* c. Müller *l.* c. *p.* 209. Der Mops, die Steindogge. Linn. l. c. Canis familiaris fricator, naso resimo, auribus pendulis, corpore quadrato. Franz. Daguin. M.

vom letztern blos dadurch, daß sie eine mindere Größe, einen schwächern Kopf, dünnere und kürzere Lefzen, eine schmälere und nicht so stumpfe Schnauze haben; übrigens gleichen sie den Bullenbeißern, sowohl in Ansehung der Gestalt ihres Körpers, als der Länge und Farbe der Haare. Sie stammen auch von ihnen ab, und sind blos durch die Vermischung mit andern Hunden ein wenig ausgeartet. Diese Hundeart ist eine der sanftmüthigsten, und es ist sonderbar, wie man darauf verfallen konnte, den Mopsen gemeiniglich ihre hangende Ohren glatt vom Kopfe wegzuschneiden.

21) Große Doggen *).

Tab. XXXVII.

Mit dem gemeinen Bullenbeißer (Tab. XXXVI. f. 1.) kommen die englische Doggen am nächsten überein, doch pflegen sie

*) Die englische Dogge. Hallen l. c. Fig. 32. Der Schlächter- Fleischer- oder Metzgerhund. Franz. Le Dogue de forte race. Chien de Boucher, l'Alan de Boucherie. Bom. Dict. III. P. 135. Cf. Der Bullenbeißer. M.

die große Dogge. Tab. XXXVII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

sie viel grösser als jene zu seyn. Dieser Unterschied in der Grösse rühret von der Vermischung des gemeinen Bullenbeißers mit Bauerhunden (Tab. XXI.) oder mit hochbeinigen dänischen Hunden, (Tab. XXII.) her. Eigentlich ist wohl die englische Dogge gleichsam ein gemeiner Bullenbeißer im Großen. Seine Schnauze ist nur etwas länger, aber eben so stark, die Lefzen sind auch eben so dick und lang. An Farbe gleichen sie den Bauerhunden. Die hier abgebildete Dogge war auf weissem Grunde schwarz und fahl gezeichnet.

Die Großen lassen des Nachts gern ihre Schlafzimmer durch solche Hunde bewachen; sie werden daher von einigen Kammerhunde genennet; oder man richtet sie ab, die Bären, wilde Schweine, Hirsche u. s. w. an den Ohren zu fassen und fest zu halten, ohne sie zu beschädigen.

III. Doppelte Blendlinge,

die aus zwo Blendlingsraßen entsprungen sind.

22) Die Roquets *).

Tab. XXXIV. f. 2.

Die Roquets gleichen in Ansehung der Form des Körpers den kleinen dänischen Hunden, (Ebend. f. 1.) denn sie haben, wie diese, einen runden Kopf, große Augen, kleine, zum Theil steife, zum Theil herunterhangende Ohren, schwache Schenkel und einen vorwärts gebogenen, aufgerollten Schwanz; ihre Schnauze hingegen ist kurz, dick und etwas stumpf, wie bei den Mopsen (Tab. XXXVI. f. 2.) Sie haben auch ihren Ursprung diesen beiden Raßen zu danken, und sind mit eben solchem Haar und Farben, wie die

*) S. Hallen l. c. p. 489. Fr. Le Roquet.

M.

die kleine dänische Hunde, versehen. Es giebt unter ihnen auch Harlekine, wie der auf der angezeigten Platte vorgestellte Roquet:

23) Der artoisische Hund *).

Diese von Mopsen und Roquets erzeugte Hunde haben eine kurze und so platte Schnauze, daß bei ihnen daher leicht ein übler Geruch aus der Nase oder Schnauze entstehet. In Deutschland bekömmt man sie fast gar nicht zu sehen. Zu Ryssel in Flandern sollen sich noch einige finden. Sie waren daselbst vor diesem so gemein, daß man sie daher auch rysselische Hunde nennte. Artoisische heißen sie, weil sie aus dieser Provinz gekommen sind. Wenn aber auch die Raße wirklich ausgestorben wäre, so würde man sie doch, so lang es noch Mopse und Roquets giebt, allemal von neuem wieder hervorbringen können.

*) Der achtziger, der rüsselsche Hund. Hallen l. c. p. 490. Franz. Chien d'Artois, Issois. Quatre-vingt. M.

24) Alikantische Hunde *).

Man pflegt diese doppelte Blendingsrasse auch Hunde von Kayenne zu nennen, und hieraus läßt sich schliessen, daß man sie aus unterschiedenen Ländern erhalten. Sie haben vom Mopse die kurze Schnauze, das lange Haar vom spanischen Wachtelhund, weil sie diesen beiden Arten ihr Daseyn schuldig sind.

25) Hunde von Burgos **).

Die spanische Wachtelhunde und Dachshunde, sind eigentlich die Eltern dieser Art von Blendlingen. Vom Dachs erbten sie die kurze Beine und den langen Leib, vom Wachtelhunde die lange Haare. In Paris erzog man einige, die sehr klein waren und wie die Füchse belleten.

*) S. Hallen l. c. Franz. Chien d'Alicante ou de Cayenne. M.

**) S. Ebend. Franz. Chien de Burgos. M.

26) Kalabrische Hunde *).

Diese von großen dänischen und spanischen Wachtelhunden abstammende Blendlinge sind sehr groß, ungemein hochbeinicht, wie die große dänische Hunde, und sehr beherzt, auch daher bei der Wolfsjagd sehr wohl zu brauchen. Ihre Gestalt hat viel Aehnliches mit eingeführten Raßen, von welchen sie entsprossen waren.

Hr. Hallen, welcher alle Hunderaßen in europäische und indianische theilet, begreift unter den ersten alle bisher angezeigte, unter den letztern aber noch folgende Hunde:

27) Der mexikanische Hund **).

Der ganze Bau dieses Hundes scheint sich übel zusammen zu reimen. Ihr Kopf ist klein, ihr Leib haarig und wie am Bologneser Hund (Tab. XXXIII. fig. 1.) gestaltet, ihr Hals kurz und fett. Schnau-

ze

*) S. Ebend. Franz. Chien de Calabre. M.

**) Klein. Quadr. p. 68. Canis mexicanus. M.

ze und Rücken erheben sich bei diesen Hunden vermittelst eines ungeschickten Buckels. Ihr Bauch ist fett, ihr Schwanz kurz, die Klauen stark zugespitzet. Sie dienen den Indianern statt ihrer Haushunde.

Die Spanier fanden in Amerika nur eine kleine Art von Hunden, die man Alko nennte *). Die Einwohner, welche sie außerordentlich werth hielten, brachen sich lieber selbst einige Speisen ab, um sie diesen Hündchen zu geben, welche sie auch überall im Busen mit sich nehmen und sie auf ihren Reisen auf den Schultern, oder im Schooße tragen.

28) Der nackte amerik. Hund **).

Von diesen über 3 Schuh langen, ganz nackten auf dem Felle mit häufigen gelbrothen Flecken bezeichneten Hunden, ist aus dem vorhergehenden schon bekannt, daß die Amerikaner die Gewohnheit haben,

*) S. Klein. l. c. und Jos. à Costa Libr. *IV.* c. 33. M.

**) Hallen l. c. p. 491. Xoloitzcuintli der Mexi Dieser Hund, welchen der Hr. Pr. Müller l. c p. 228. den mexikanischen Fuchs nennet; heißt beim Linné l. c. p. 60 Canis mexicanus, cau-

ben, sie zu verschneiden und hernach zu mästen. Sie pflegen das Hundefleisch allen übrigen Arten von Fleische vorzuziehen. Sie bringen es häufig zu Markte. Man bezahlt es da so theuer, als das Schöpsenfleisch, und ein gebratener fetter Hund ist allemal das herrlichste Gerichte der Schwarzen. Eben dieses lieset man auch von den Wilden in Kanada. Die Mißionarien selbst finden, wenn sie einigemal darauf zu Gaste gebethen sind, so viel wolschmeckendes daran, als am Schweinefleisch.

Auf den benachbarten Halbinseln der Straße Davis jagt man die Hunde und ißt sie windtrocken, oder man verwahret ihr Fleisch unter dem Schnee.

Die Köpfe dieser Hunde sind mit einer spitzigen Schnauze, wie auch mit hohen, spitzigen Ohren versehen. Das Bellen ist nicht ihrer Gewalt; statt dessen pflegen sie blos zu heulen oder zu gnurren.

29)

dâ deflexâ *lævi*, corpore cinereo, fasciis fuscis, maculisque fulvis variegato. Briss. Quadr. p. 172. Lupus mexicanus oder Xoloitzcuintli Hern. Mex. p. 479 fig. bona. Le Loup. de Mexique. Cuetlachtli S. Lupus indicus Fern. H. Nov. Hisp. p. 7. Eus. Niereemb. p. 180. Felis montana americana Seb. Mus. I. Tab. 42. fig. 2. M.

29) Afrikanische Hunde.

Wenn man europäische Hunde nach Guinea, Hispaniola u. s. w. bringet, verlieren sie nach etlichen Jahren die Stimme, und sie behalten weiter nichts davon übrig, als ein finsteres Geheule. Auch die grönländischen Hunde pflegen gar nicht zu bellen, sondern blos zu gnurren und zu heulen. S. Klein. Quadr. p. 68. Noch andere pflegen, wenn sie auch geprügelt werden, nicht einmal den geringsten Seufzer hören zu lassen. Man erziehet sie größtentheils zum Verspeisen. Ihre Jungen bekommen allmählig steife Ohren, behalten wenig Haare an sich, und ihre Schnauzen werden eben so, wie die Schwänze, lang und spitzig. Herr Bankroft sagt in seiner Nat. Gesch. von Guiana, S. 84. die Hunde schienen daselbst nur eine Mittelart zwischen dem Jagd- und Wachtelhunde zu seyn. Sie haben einen schlanken Bau, eine stumpfe Nase, ein großes Maul, herabhängende, lange Ohren, langes, zottichtes Haar, gemeiniglich von goldgelber Farbe, und verfolgen oder treiben das Wild aus dem Lager, so bald sie es wittern.

Der amerikanische wilde Hund mit sehr langem Schwanze *).

Der Kopf ist an diesem wie an andern Hunden beschaffen, die Ohren sind klein und steif, die Augen groß, der Bart lang, der Rachen groß, die Zähne sind spitzig und lang, die Füße nur etwas länger und stärker, als die Katzenfüße. Sie bestehen aus 5 langen Zehen mit krummen, starken Klauen. Das Haar dieser Hunde hat eine schwache fuchsfarbige Röthe, die am Kopf, am Schwanz und an den Füßen ein wenig verschossen zu seyn scheinet.

*) Canis americanus sylvestris, caudâ longissimâ. Sebæ Vol. I. p. 47. T. 30. n. 1. Klein. Quadr. p. 69.

Zweiter Anhang

Etwas vom Nutzen und Schaden, welchen die Hunde stiften können.

Außer den vorzüglichsten Gelegenheiten, wobei die Hunde theils in Absicht auf ihre Geselligkeit und besondere Treue, auf ihre ungemeine Wachsamkeit und Fähigkeiten in Beschützung der Häuser und Besorgung der Heerden, ingleichen auf die unglaubliche Gelehrigkeit, wenn sie zur Jagd und gewissen Künsten *) abgerichtet werden, sich den Menschen sehr nützlich erweisen, hat man in Siberien, in Frankreich, auch hin und wieder an einigen andern Orten von ihnen den Vortheil, daß man die größte vor Schlitten und kleine Wa-

*) Hierbei verdienen in Hanovs Seltenheiten der Natur rc. III B. S. 670. rc. die Betrachtungen über die Künste eines abgerichteten Hundes, nachgelesen zu werden.

M.

Wagen spannet, um allerlei Güter zu verfahren. In Holland werden sie von Kindern mit Pferdegeschirr beleget, in kleine Kariole gespannt, und von ihnen statt kleiner Pferde zum Spatzierenfahren gebrauchet.

Die Grönländer, deren Hunde sehr groß, weiß oder schwarz gemischet, mit gerade in die Höhe stehenden Ohren versehen, übrigens stumm sind, oder an statt zu bellen, blos zuweilen heulen, bedienen sich derselben vornämlich, ihre mit Seehunden beladene Schlitten auf dem Eise zu ziehen und nach ihren Wohnungen zu führen. Man spannet vier, sechs, acht bis zehn Hunde vor einen Schlitten, worauf etwa fünf Seehunde, auch wohl sechse und noch ein Grönländer liegen können. Sie schleppen dergleichen Ladungen weit hurtiger fort, als unsre Pferde thun würden, und legen in diesem Zustand auf den Eise wohl funfzehn deutsche Meilen in einem Wintertage zurücke. Statt einer billigen Erkenntlichkeit von Seiten der Grönländer müssen sie auf ihren Unterhalt selbst bedacht seyn und sich mit den Knochen behelfen, welche ihre Herren vorher abgenaget und weg geworfen haben. Einige pflegen sich am Ufer Muscheln zu Befriedigung ihres Hungers auf-

aufzusuchen; im Sommer fressen sie eine Art von Beeren, Kräckebeeren oder auch Revlinger genannt, und nur selten werden sie von ihren Herren mit Blut oder Eingeweide von gekochten Seehunden traktiret. S. Egedens Grönl. p. 87. Cf. David Kranzes Hist. von Grönland I Th. p. 100. Hr. Ellis hat alles dieses, in seiner Reise, S. 169. auch von den Hunden der Indianer in Hudsonsbai erzählet.

Die kamtschatkalischen Hunde, welche den vorher beschriebenen gleichen, und für schneller als andere, gehalten werden, leben im Frühling völlig in Freiheit. Nur im Winter spannet man sie vor die Schlitten. Sie nähren sich mit allem, was ihnen auf dem Felde vorkömmt, sie graben Mäuse aus, und fangen, wie die Bären, in den Flüßen Fische. Im Oktober nehmen sie die Kamtschadalen erst nach Hause und binden sie neben ihrer Wohnung an, bis ihnen ein guter Theil ihres Fettes abgefallen ist, und sie desto leichter zum Fahren werden. Man wird hierbei mit Vergnügen lesen, was Hr. Krascheninnikow in seiner Beschreibung des Landes Kamtschatka rc. Lemgo 1766. 4to S. 118 — 130. vom Gebrauch und Lebensart der dasigen Hunde meldet.

Der

Der jungen Hunde pflegen sich einige statt äußerer Arzneimittel zu bedienen. Viele Menschen, die mit einer Kolik von Erkältung geplagt werden, wissen, durch Auflegung eines lebenden jungen Hundes auf den Leib, sich bald von diesem schmerzhaften Uibel zu befreien, weil sie durch sanfte natürliche Wärme dieser gefälligen Thierchen allmählig die Folgen einer plötzlichen Erkältung am sichersten vertreiben *).

Kindbetterinnen oder stillenden Frauen leisten die jungen Hunde, so lange sie zumal noch den Gebrauch ihres Gesichts nicht haben, vortrefliche Dienste, wenn entweder ein zu großer Uiberfluß von Milch, oder die zu tiefliegende Brustwarzen sie nöthigen, den Vorrath der erstern zu vermindern, oder die Beschaffenheit der letztern zu verbessern, ehe sie die noch schwache Kinder an die Brust legen. Alle Frauen, welche sich dieses Mittels jemals bedienen, versichern einstimmig, daß in beiden Fällen kein Mittel sanfter und sicherer wäre, als das öftere Anlegen dieser kleinen Miethlinge.

*) S. Merkleins Thierreich. p. 86. und Pr. Müller l. c. p. 218. M.

Es hat Podagristen gegeben, welche durch das Lecken junger schmeichelnder Hunde von ihren Schmerzen befreiet worden. Das schlimmste hierbei war, daß ihre gefälligen Aerzte das Uibel gemeiniglich selbst erbten, und ihre Dienstfertigkeit endlich mit dem Leben bezahlen mußten. Wenigstens führet Hr. von Linné in seinen amœn. Acad. einen gewissen Hrn. Aschelin in Schweden an, der auf solche Art und mit so schlimmem Erfolg für den Hund von seinem Podagra befreiet worden *).

Außerdem sind von je her die Hunde Märtyrer der Arzneiwissenschaft gewesen; man hat sich kein Bedenken aus den Martern gemacht, welche man einem lebendig zergliederten Hund anthat, um jungen Aerzten einen Begriff vom thierischen Bau der innern Theile, vom eigentlichen Mechanismus des Athemholens, von den Milchgefäßen, von der Reizbarkeit der Theile, von den Wirkungen der Nerven u. s. w. zu geben.

Vom

*) Ein mehreres vom Nutzen des Hundespeichels findet man im Merklein l. c. p. 87.
M.

Vom ökonomischen Gebrauch der Hunde, als ein Nahrungsmittel betrachtet, ist schon im vorhergehenden ausführlich vom Hr. von Buffon selbst, geredet worden. Ihr Fell *) weiß man zu Handschuhen sehr wohl zu brauchen, und man will so gar den Strümpfen oder Stiefeln von Hundebälgen eine sehr lindernde Kraft in der Fußgicht beilegen. Die Grönländer bedienen sich der Hundbälge statt ihrer Bettdecken oder die Kleider damit zu besäumen. Ihr Fett hat man, wenigstens vor Zeiten, häufig in solchen Krankheiten anzuwenden gesucht, wo es darauf ankam, die gespannte feste Theile geschmeidiger zu machen und innere Krämpfe zu besänftigen. Wir selbst haben ein Frauenzimmer gekennet, welches auf Anrathen gewisser Afterärzte des Hundefett auf Stullen essen und in allen Suppen reichlich mit genießen muste. Zum Glück für diejenige, welche vielleicht nicht ohne den äußersten Widerwillen sich zu einer ähnlichen Kur würden haben verurtheilen lassen, starb endlich diese Märtyrerin eines Scharletans, theils an der

*) Man lese eben daselbst S. 90.

M.

Uibermacht ihres Uibels, theils am Uiberfluße des genossenen Hundefettes. In den Apotheken wurde sonst nicht allein ein gewisser Hundebalsam *), sondern so gar der weiße trockne Unrath der Hunde, unter dem Namen Album græcum (Cynocoprus, Merde de Chien) als ein starkes schweißtreibendes Mittel für die Liebhaber aufbehalten. Zum Glück haben die neuern Aerzte durch bessere Mittel von zuverläßigerer Wirkung den alten Unrath endlich aus den Apotheken verdränget und der freigebigen Natur anständigere Heilungsmittel abgeborget.

Wer sich übrigens einen Begrif machen will, wie sehr die Alten den medizinischen Gebrauch thierischer Theile geliebet, kann im angeführten Buche des Hrn. D. Merklein sehen, daß ehemals am Hund alles für brauchbar und heilsam gehalten wurde.

Unter den Krankheiten der Hunde, welche in den Schriften der Jäger ausführlich behandelt werden, dürfen wir diejenige wohl nicht füglich übergehen, welche nicht ihnen allein, sondern auch den Menschen

*) Die Zubereitung desselben ist ebenfalls im Merklein rc. p. 87. zu finden.

N.

schen, leicht gefährlich und gar tödtlich werden kann. Jedermann weiß zwar, daß die Hunde zum Tollwerden oder zur Wuth eine vorzügliche Neigung haben. Vielleicht sind aber die Kennzeichen dieser gefährlichen Krankheit nicht jedermann so bekannt, als es zu ihrer Sicherheit nothwendig ist. Wir wollen sie daher so, wie sie Hr. Pr. Hallen und Hr. Pr. Müller *), gesammlet, unsern Lesern hier mittheilen.

Der erste Grad dieser Krankheit äußert sich durch folgende Merkmale: die Hunde werden traurig und suchen, wider ihre Gewohnheit, anfänglich die Einsamkeit, sie verkriechen sich, lassen Fressen und Saufen stehen, und schleichen mit herabhängenden Ohren und Schwanze schläfrig umher. Sie hören auf zu bellen und fangen dagegen an zu murren und mit einem heimtückischen Gram fremde Menschen anzufallen. Doch pflegen sie bei diesem Grade der Krankheit noch ihren Herrn zu scheuen. Ihr Biß beginnet aber nun schon gefährlich zu werden.

Der zweite Grad ist, wenn sie anfangen zu keuchen, die Zunge aus einem schäu=

*) Jener S. 474. u. s. w. des angef. Werkes, dieser aber l. cit. p. 216. rc. M.

schäumenden Rachen hervorzustrecken, ihren eignen Herrn zu verkennen und nach ihm, wie nach einem Fremden, heimtückisch zu schnappen. Ihr Gang ist alsdann unordentlich, bald schleichen sie taumelnd herum, bald aber thun sie einen Schuß oder Sprung, der von der ordentlichen Bahn abweicht, fangen an die Augen zu verschließen, die nun trübe und thränicht werden, und bekommen eine bläuliche Zunge. Dieser Zustand pflegt kaum vier und zwanzig Stunden vor ihrem Tode herzugehen *).

Je kürzer vor ihrem natürlichen Ende man von ihnen beschädigt wird, desto gefährlicher ist ihr Biß, weil sie den Zunder dieser Krankheit den menschlichen Säften mittheilen, und verursachen, daß ein unglücklicherweise gebissener Mensch die Wasserscheu oder Wuth bekömmt, und wenn er nicht gleich durch schickliche Mittel gerettet wird, eines kläglichen Todes sterben muß **).

Nach

*) Von den Zeichen der Tollheit eines Hundes lese man auch noch:
1) D. Schrebers Sammlung verschied. Schriften rc. XI Th. p. 41.
2) Hanov. Mag. 71. p. 765.

**) Von dieser gefährlichen Krankheit und von den dagegen vorgeschlagenen Mitteln, denken wir

Nach geschehenem Unglück ist jede Zögerung tödtlich. Alle mögliche Hilfe muß gleich

wir noch im I Jahrg. der neuen Mannigfaltigkeiten ausführlich zu handeln. Vorläufig könnte man darüber folgende Schriften zu Rathe ziehen:

1) Essai sur la Rage &c. par Mr. Ponteau. à Lyon. 1764.

2) D. Baumeri Progr. de methodo morsum canis rabidi curandi rationali. Erford. 1765.

3) Remarques sur la Rage ou l'Hydrophobie, in Journ. des Sçav. 1766. Nov. p. 169. &c.

4) Observ. sur une hydrophobie guerie par Mr. Wrightson. In der Gaz. Salut. 72. Nro. 51. p. m. 404.

5) Extrait d'une lettre du Dr. Wolf en Varsovie à Mr. H. Baker à Londres, concernant les essais des differens remedes les plus vantés contre l'hydrophobie. Ebend. 1768. Nro. 29. p. 228. und Nro. 30. p. 236.

6) Hamb. Mag. I Band p. 127 — 134.

7) Fränk. Sammil. I B. p. 475 — 496. II B. 242 — 250.

8) Leipz. phys. ökon. Abhandlungen. III Band. S. 838 — 871.

9) Des Hrn. Pr. Titius Wittemb. Wochenbl. 71. p. 432.

10) Hann. Mag. 63. p. 107.

11) Brem. Mag. IV B. S. 534 — 538.

12) Della cura preservativa della Rabia canina osservazioni Medico-pratiche di Morando, Medico de Princ. del Modena. 1755. 8vo.

13) H. James treatise on canine Madness. Lond. 1760. gr. 8vo. &c.

14) Boerhave Aphorismi de cognosc. & curandis morbis p. 291.

M.

gleich nach dem Bisse geleistet werden. Das erste, was man dabei zu thun hat, ist vornämlich, das mitgetheilte Gift durch beißende oder blasenziehende Mittel und Schröpfköpfe, auch innern Gebrauch schweißtreibender Mittel abzuhalten, daß es nicht mit andern Säften sich vermischen, und ins Blut eindringen kann. Denn so bald dieses geschehen und schon die Wasserscheue anfängt sich zu offenbaren, hat man von obigen Mitteln so wenig, als von den häufig empfohlenen Merkurial- und Opiatmitteln, sich zu versprechen. Sonderbar ist es indessen, daß gewisse Leute, die schon wirklich toll waren, sich in der Raserei durch übermäßigen Genuß roher Zwiebeln kuriret haben *).

Zuweilen wird man von einem Hunde gebissen und in größte Angst versetzet, ohne zu wissen, ob er wirklich toll sey oder nicht. Um jedermann für einer unnöthigen Besorgniß in Sicherheit zu setzen, ertheilte Hr. Petit den Rath, man solle dem gleich nach dem Bisse getödteten Hund mit einem gekochten Stück Fleisch die Kehle,

Zäh-

*) S. Gaz. Salut. 73. Nro. VIII. p. m. 63. Berlin. SammL. V. B. p. 511.

M.

Zähne und Zahnfleisch zwar stark, aber doch nur so reiben, daß kein Blut selbiges besudele. Dieses Fleisch soll man einem andern gesunden Hund anbiethen; frißt er dieses Fleisch ohne Bedenken, so war der getödtete Hund nicht toll, und sein Biß läßt keinen weitern Schaden befürchten; weigert er sich aber, mit Winseln und Heulen, das Fleisch anzunehmen, so ist es ein sicheres Merkmal von der Tollheit des erschlagenen Hundes.

Wer schon Gelegenheit gehabt, das ängstliche Betragen gesunder Hunde beim Anblick eines tollen zu beobachten, dem wird es leicht seyn, sich von der Wahrscheinlichkeit dieses Vorschlages zu überzeugen.

Unter die Ursachen, welche bei den Hunden eine Wuth verursachen können, zählet man die heiße Himmelsstriche, die anhaltende schnelle Abwechselungen der großen Hitze und einer starken Kälte, das vermoderte Fleisch, welches die Hunde in den heißen Jahreszeiten fressen, den Mangel an Getränke, die Würmer u. s. w. *).

Nach

*) S. Gentl. Magaz. 1760. Brachm. p. 288. und Brem. Mag. VII B. p. 43. M.

Nach der Anzeige der Kennzeichen, wornach man urtheilen soll, ob? und in welchem Grad ein Hund rasend oder toll sey? ist es wohl nöthig auch noch anzugeben, aus welchen Merkmalen man schließen könne, daß ein Mensch von seinem Bisse wirklich in Gefahr des Lebens gerathen. Uiberhaupt ist nicht leicht ein ander Gift fähiger, die größten Unordnungen in unserm Körper anzurichten, als der Geifer eines wüthenden Hundes. Bisweilen verbirgt sichs wohl einige Jahre hindurch im Körper, bevor es, bei Gelegenheit des scharfen Blutes, der warmen Jahreszeit u. s. w. sich zu offenbaren anfängt. Es ist aber allemal so viel davon zu besorgen, daß man die Vorbauungsmittel keinen Augenblick verschieben sollte.

Die Erscheinungen an Leuten, die von tollen Hunden gebissen worden, fangen sich von dem Schmerz an, welcher die beschädigte Haut einnimmt. Die verwundete Stelle pfleget gleich aufzuschwellen, und die schmerzhafte Empfindung, sich nach den benachbarten Theilen auszubreiten. Es folgt hierauf eine Trägheit im ganzen System der Muskeln. Der Schlaf ist unterbrochen und unruhig. Die Verwirrung nimmt immer mehr überhand. Man seufzt

oft,

oft, man verfällt in eine tiefe Traurigkeit und fühlt einen unwiderstehlichen Trieb, sich von den übrigen Menschen abzusondern.

Im zweiten Grade des überhand nehmenden Uibels vermehren sich die vorigen Zufälle und bringen den Kranken zu allerlei Ausschweifungen. Man empfindet beschwerliche Herzensangst, das Athemholen wird oft von Seufzern unterbrochen, ein heftiger Schauer überläuft jeden Kranken dieser Art, so bald er Wasser, Spiegel oder andere solche Körper wahrnimmt, welche das Licht stark zurück werfen. Der geringste Tropfen von einer Feuchtigkeit, womit nur die Lippen oder Zunge berührt werden, erreget unbeschreibliche Bangigkeit, ein Zittern, Verzuckungen oder eine völlige Wuth. Durchs Erbrechen giebt man eine zähe, gallichte, schwarze Feuchtigkeit von sich; das Fieber, die Schlaflosigkeit, ungewöhnliche und verwirrte Gedanken, pflegen den zweiten Grad endlich zu beschließen.

Beim Anfang des dritten Grades verschlimmern sich alle vorige Umstände. Der Kranke streckt die rauhe Zunge hervor, er gähnt, seine Stimme wird heiser, der Durst vermehret sich; bei Erblickung ei-

nes Getränks aber fängt er an, in Unsinnigkeit zu verfallen; der Speichel häufet sich im Munde, der Kranke fühlet einen unwillkührlichen Trieb, ihn auf andere Personen auszuwerfen. Er knirschet mit den Zähnen der Schweiß ist eiskalt im Gesichte und man bemerkt alle Zeichen der größten Raserei, so gar zu der Zeit, wo die Seele noch vernünftig zu denken und der Kranke sich zu hüten scheinet, daß er andern Personen keinen Schaden zufügen möge.

Den Beschluß von diesem widersinnigen und kläglichen Schauspiel macht endlich ein mit krampfhaften Verzuckungen und Engbrüstigkeit begleiteter Tod, welcher gemeiniglich den vierten Tag, vom ersten Tage des Uibels gerechnet, zu erfolgen pfleget.

Die Zergliederung der Leichname, die am Bisse wüthender Hunde gestorben sind, zeigte nachforschenden Aerzten, daß alle Werkzeuge, welche das Hinabschlucken befördern, entzündet sind. Den Magen fanden sie mit einer gallichten, zähen Feuchtigkeit erfüllet. Die Galle war schwarz, der Herzbeutel trocken, die Lunge ganz voll geronnenen Blutes, das Herz mit trocknem Geblüt überhäufet, die Schlagadern waren voll, die Blutadern leer.

Das

Das übrige Blut ist so flüßig, daß es kaum in freier Luft gerinnet. Alle Muskeln, das Eingeweide, das Gehirn, Rückenmark — alles ist hier trockner, als es gewöhnlich seyn sollte. — Kurz, die Umstände der Krankheit und des Todes von derselben sind so kläglich, daß bei so unglücklichem Vorfalle wohl nichts dringender empfohlen werden kann, als ein ungesäumter Gebrauch der besten Vorbauungsmittel, von denen man allein zu erwarten hat, was man von den Heilungsmitteln der Krankheit selbst nicht hoffen darf.

M.

VIII. Die Katze *).

Die Katze gehöret unter die treulose Hausgenossen, denen man blos aus Noth verstattet, sich um uns her aufzuhalten, damit sie einen Schwarm anderer feindseliger Hausthiere, die uns noch beschwer-

*) Die Kennzeichen, wodurch Hr. von Linné im Syst. Nat. Ed. XII. p. 60. das Katzengeschlecht bezeichnet, sind 1) die gleichförmige Schneidezähne, auch in jedem Kiefer, an jeder Seite drei zusammenstehende Backenzähne; 2) die rauhe Zunge, die einem Reibeisen gleichet, dessen Spitzen hinterwärts gekehret sind; 3) die krumme Klauen, die gleichsam aus gewissen Scheiden hervorragen und wieder in dieselbe zurück gezogen werden können, wenn das Thier nicht gesonnen ist, Schaden damit anzurichten. Da er diese Kennzeichen am Löwen, Tiger, Parder, Katzenpardel oder Panther, Onca, an der wilden Bergkatze (Pardalis), an der zahmen Katze (Catus), wozu auch die angorische Katze gerechnet wird, und am Luchs (Lynx), gefunden, hat er diese Thiere sämmtlich unter diesem Geschlecht vereinigt. Hr. von Buffon hat sie, nach seiner Methode, freilich in vielen Bänden zerstreuet, und

schwerlicher fallen würden, und nicht so leicht vertrieben werden können, im Zaum

und wir werden die Synonymie an den gehörigen Stellen anführen; es scheint uns aber doch, um der Anfänger willen, gut zu seyn, sie beiläufig mit einer fast allgemein angenommenen systematischen Ordnung bekannt zu machen.

Die Hauskatze heißt beim Hr. von Linné l. c. Felis, Catus. in Briss. Quadr. p. 191. Felis domestica. Le Chat domestique; in Klein. de Quadr. p. 75. Catus domesticus. Cf. Raj. Quadr. p. 170 Sloane Nat. Hist. of Jam. Vol. II. p. 329. Rzac. H. Nat. Pol. p. 244. Jonst. Quadr. p. 126. fig. Tab. 72. bona. Charlet. Exerc. p. 20. Felis vel Catus Gesneri Ic. Quadr. fig. p. 28. bona. Aldrov. Quadr. p. 564. S. Hallens Thiere I. p. 579. Hebr. Catul und Schanar auch Schunara, Griech. Αιλȣρως, Sarac. Katt, Span. Gato oder Gata, Ital. Gatta, Gatto, Illyr. Koczka, Poln. Kot, Schwed. Katta, Engl. Cat, Holl. Kat.

Die wilde Katze heißt beim Hr. von Linné ebenfalls Catus, beim Brisson l. c. Felis Sylvestris. Le Chat Sauvage. Catus Sylv. ferus vel feralis, Eques arborum Klein. Quadr. p. 75. Cf. Gesn. Quadr. p. 353. Gesn. Ic. Quadr. p. 97. Rzac. l. c. p. 217. Aldrov. Quadr. p. 533. fig. bona. Jonst. Quadr. p. 127. Fig. Tab. 72. bona. S. Hallens Thiere I. p. 521. Hebr. Ziim, Span. Gato montes, Poln. Kot Dziki, Zbik.

Außer der gewöhnlichen, führet Hr. Brisson noch die wilde Tigerkatze l. c. p. 193. unter

halten mögten. Wir gedenken hier mit Fleiß derjenigen Personen gar nicht, welche an jedem Thier einen besondern Wohlgefallen finden, und blos zu einem tändelnden Zeitvertreib Katzen zu halten pflegen. Das erste heißt, die Katzen ihrer Bestimmung gemäß brauchen, das andere, sie mißbrauchen.

Obgleich diese Thiere, besonders so lange sie jung sind, viel artiges und schmeichelhaftes an sich haben, so bemerket man doch an ihnen eine gewisse heimliche Tücke, die

dem Namen Felis sylvestris tigrina, le Chat sauvage tigré an. Felis Sylv. tigrinus, ex Hispaniola Seb. Vol. I. *p*. 77. Tab. 48. fig. 2. bona. Felis fera tigrina Barr. Hist. Franc. æquin p. 143. Catus Tepe Maxlaton dictus, tigrinus, ex Hispaniola, Klein. Quadr. *p*. 75. Fern. Hist. Nat. Hisp. p. 9. Maraguav. s Maracaia Marcgr. Hist. Bras. p. 233. Chat tigré Kolbe Tom. III. p. 50. Span. Tepe Max*la*ton. in Guiana Malakava. Hallens Thiere I. p. 522. Die Wald- oder Tigerkatzen, sagt Hr. Kolbe in seiner Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung Frankf. 1745. p. 346. sind unter allen wilden die gröste Katzen, die an Größe dem Fuchse nicht nachgeben. Der Balg dienet zu treflichen Pelzen, so wohl der Wärme, als der Schönheit wegen. Man bezahlt sie auch theuer auf dem Vorgebirge, und führet sie von da nach den nördlichen europäischen Gegenden. M.

die falscheste Gemüthsart und ein sehr verkehrtes Naturel, das ihnen angeboren ist, welches im Alter noch ärger wird, und sich blos unter dem Zwange verbirgt, worin die Zucht sie erhalten muß. Aus offenbaren und gebornen Räubern macht man aus ihnen durch die beste Zucht, höchstens nur folgsame, schmeichelnde Betrüger. Sie besitzen eben so viel Geschicklichkeit und Arglist, eben so viel Neigung, Schaden zu thun und Spitzbübereien auszuüben; sie wissen ihre Schlichte und Absichten eben so geschickt zu verbergen, als die ärgsten Betrüger. Sie verstehen, so gut als diese, die Gelegenheit auszuforschen, abzuwarten, und, zu Ausführung eines boshaften Streiches den schicklichsten Augenblick zu wählen, sich hernach durch die Flucht vor der Strafe zu retten, und sich ehe nicht wieder sehen zu lassen, bis man sie rufet. Sie lernen ohne Mühe gesellschaftliche Gebräuche, aber nie gesellschaftliche Gesinnungen. Ihr schmeichelndes Wesen ist nur ein betrüglicher Schein, der sich ihn ihren verdächtigen Bewegungen und zweideutigen Blicken verräth. Nie werden sie einer Person, der sie schmeicheln, gerade ins Gesicht sehen. Aus Mißtrauen oder natürlicher Falschheit nähern

sie sich ihr durch allerlei Umwege. Sie bewerben sich um Liebkosungen, gegen welche sie doch nur insofern empfindlich sind, als diese ihnen Vergnügen machen. Welch ein Unterschied also zwischen einer Katze und einem getreuen Thier, das blos für die Person seines Herrn empfindet! da hingegen die Katze nur für sich zu empfinden, blos auf Bedingungen zu lieben, und blos deswegen Umgang zu suchen scheint, um denselben zu mißbrauchen. Um dieser Uibereinstimmung willen verträgt sich auch die Katze viel besser mit dem Menschen, als mit dem durchaus ehrlichen Hunde.

Temperament und Leibesgestalt kommen hier mit der Gemüthsart völlig überein. Die Katzen sind artig, behende, geschickt, reinlich und wollüstig. Begierig auf ihre Bequemlichkeit, pflegen sie zum Schlafen und Spielen die weichsten Stellen aufzusuchen. Sie fühlen die Vermehrungsbegierde sehr stark, und die Katze ist, wider die gewöhnliche Art der Thiere, viel hitziger, als der Kater. Sie ladet ihn ein, suchet und rufet ihn, ja sie geht so weit, ihm die Wuth ihrer Begierden oder ihr dringendes Bedürfniß durch lautes Geschrei anzukündigen. Wenn der Kater sie zu fliehen oder zu verachten scheinet, wird er

von der Katze verfolgt, gebissen und gleichsam gezwungen, ihre Begierden zu befriedigen, ob es gleich bei der Paarung nicht ohne die empfindlichste Schmerzen abgehet.

Diese Brunst pflegt gemeiniglich neun oder zehn Tage zu dauern, und sich nur zu gewissen Zeiten zu ereignen. Gewöhnlichermaßen werden sie des Jahres zweimal, im Frühling und im Herbst, oft auch dreimal, zuweilen gar viermal, hitzig. Fünf und funfzig oder sechzig Tage gehen sie trächtig, sie bringen aber nicht so viel Junge, als die Hündinnen; gemeiniglich werfen sie nur vier, fünf oder sechs Jungen, und zwar so verstohlen, als möglich, weil die Kater ihre Nachkommen zu verzehren pflegen. Wenn also die Katzen befürchten, entdecket oder ihrer Jungen beraubt zu werden, tragen sie selbige in verborgene Winkel und Löcher, wo niemand hinkömmt, und bringen ihnen, wenn sie einige Wochen gesauget haben, Mäuse oder junge Vögel, um ihnen frühzeitig einen Appetit nach Fleisch beizubringen. Aus einer fast unbegreiflichen Art von Lüsternheit aber pflegen diese so zärtliche, sorgfältige Mütter ihre Neigung in Grausamkeit zu verwandeln, und ihre vorher so geliebte Brut ohne Barmherzigkeit aufzufressen.

Um ihrer muntern Lebhaftigkeit und Artigkeit willen könnten die junge Katzen einen bequemen Zeitvertreib für spielende Kinder abgeben, wenn man sich nicht für ihrem Kratzen zu fürchten hätte. Ihr Spiel ist aber nie so unschuldig, als angenehm und poßirlich, und pflegt gar zu bald in eine angewöhnte Bosheit auszuarten. Weil sie nur bei kleinen Thieren ihre Gaben mit Vortheil anbringen und geltend machen können; so setzen sie sich oft auf einen Vogelbauer, und suchen abwechselnd Vögel, Mäuse und Ratten zu belauren. Dadurch werden sie, ohne weitere Anweisung, geschickter zur Jagd, als die besten abgerichteten Jagdhunde.

Ihre allen Zwang verabscheuende Gemüthsart macht sie gänzlich unfähig, eine gute Zucht anzunehmen. Man erzählet wohl von griechischen Mönchen auf der Insel Cypern *), welche die Katzen zur Jagd abgerichtet und sie gelehrt haben sollten, die Schlangen, womit diese Insel heimgesucht war, zu fangen und zu tödten, allein das geschahe mehr aus einem natürlichen und unter ihnen allgemeinen Triebe

*) S. Description des Isles de l'Archipel, par Dapper, p. 51.

be zur Zerstörung, als aus wirklichem Gehorsam. Denn sie finden ein Vergnügen daran, allen schwachen Thieren, als Vögeln, jungen Kaninichen und Hasen, Mäusen, Ratten, Fledermäusen, Maulwürfen, Kröten, Fröschen, Eidexen und Schlangen, ohne Unterschied aufzulauern, sie anzufallen und umzubringen. Sie besitzen weder Gelehrigkeit, noch einen scharfen Geruch, welche an den Hunden zwo der vorzüglichsten Eigenschaften ausmachen. Aus diesem Grunde verfolgen sie auch ein Thier länger nicht, als es ihnen vor Augen ist. Jagen ist gar nicht ihre Sache. Sie legen sich blos aufs Lauern, überfallen ihre Beute ganz unvermerkt, und pflegen sie nachdem sie lange genug ihr Spiel damit getrieben, ohne Noth ums Leben zu bringen, wenn sie gleich vollkommen satt und einer solchen Beute gar nicht benöthiget sind, ihren Hunger zu befriedigen.

Diese Neigung, den Thieren aufzulauern und sie zu überfallen, rühret natürlicherweise unmittelbar von dem Vortheil her, welchen die besondere Bildung der Augen ihnen gewähret. Am Auge des Menschen und fast der meisten Thiere wird man gewahr, daß ihr Stern sich abwechselnd auf einen gewissen Grad ausziehen

und wieder zusammenziehen kann. Bei geringem oder schwachem Lichte pflegt er sich zu erweitern, bei starkem Licht aber enger zu werden. Bei den Katzen und nächtlichen Raubvögeln ist diese Bewegung so beträchtlich, daß ihr Stern, welcher im Finstern ganz rund und breit erscheinet, am hellen Tage eine lange und so schmale Figur, wie eine Linie annimmt, folglich diesen Thieren das Vermögen ertheilet, des Nachts schärfer, als am Tage, zu sehen, wie das Beispiel der Nachteulen, des Uhu u. a. m. beweiset. Eigentlich hat der Stern im Auge so lange beständig eine runde Figur, bis er durch natürliche Ursachen in eine andere Form gezwungen wird. Am Tage wird er bei den Katzen beständig zusammen gezogen, uud wenn sie bei hellem Lichte deutlich sehen, geschieht es gleichsam durch die stärkste Anstrengungen. So bald hingegen in der Dämmerung ihr Stern wieder seine gewöhaliche Form erhält, sehen die Katzen vollkommen gut, und bedienen sich dieses Vortheils, andere Thiere aufzusuchen, zu überraschen und anzufallen.

Die Katzen pflegen sich zwar in unsern Wohnungen aufzuhalten, man kann sie aber doch nicht völlig als Hausthiere be-

trachten. Auch die allerzahmeste lassen sich zu keinen häuslichen Diensten gebrauchen. Man kann sie vielmehr völlig frei nennen, weil sie thun, was ihnen einfällt, und nichts vermögend ist, sie an einem Orte zu erhalten, wo sie nicht Lust haben, länger zu verweilen. Die meisten sind ohnedies noch für halb wilde Thiere zu halten, weil sie theils ihre Herrschaft nicht kennen, theils auf den Böden und auf den Dächern herum irren, und nur dann die Küchen oder Speisekammern besuchen, wenn sie der Hunger dahin locket. Ob man gleich mehr Katzen, als Hunde, zu halten pfleget, so ist ihre Menge doch nicht so genau zu bemerken, weil sie uns viel seltener vor Augen kommen, und sich mehr an die Häuser selbst, als an die Bewohner derselben gewöhnen.

Wenn man die Katzen auf eine bis zwo Meilen weit von sich entfernet, wissen sie doch ihren Kornboden allein sehr gut wieder aufzusuchen. Vielleicht kommen sie blos darum wieder zurück, weil sie daselbst einmal die Mauselöcher, nebst allen Zugängen und Schlupfwinkeln kennen, und weil es ihnen lange nicht so viel Mühe kostet, etliche Meilen zurückzulaufen, als ein an-

deres neues Land eben so genau in dieser Absicht kennen zu lernen.

Wasser, Kälte und übler Geruch sind allen Katzen sehr zuwider. Am liebsten halten sie sich im Sonnenschein auf, und ruhen gern hinter den Feuermauern, oder in den Oefen auf den wärmsten Stellen. Räucherwerk ist ihnen angenehm; daher sie sich auch von Personen, die wohlriechende Sachen um sich haben, sehr gern greifen und streicheln lassen. Der Geruch der Pflanze, die man deswegen Katzenmünze *) nennet, hat für sie einen so starken Reiz, daß es scheint, als ob sie für Freuden über derselben außer sich wären. Um dieses Gewächs in den Gärten zu erhalten, muß man es in verschloßnen Gittern verwahren. Die Katzen riechen es von fern, suchen es auf, reiben sich daran so lange, und kriechen so oft über dasselbe hin und her, daß es dadurch in kurzer Zeit gänzlich zerstöret wird.

Das

*) Nepeta Cataria Linn. Sp. Pl. p. 796. Nepeta vulgaris Trag. Cataria herba s. Calaminthe tertia Dod. Mentha felina Tabern. Mentha cataria major & vulg. Casp. Bauh. Pin. p. 228. Cataire, Herbe aux Chats. Bom. Dict. Vol. II. p. 428. Blakw. Tab. 455. Dietr. Pflanzenr. p. 695. M.

Das ganze Wachsthum der Katzen ist in funfzehn bis achtzehn Monaten vollendet. Daher sind sie auch schon vor Ablauf des ersten Jahres im Stande, sich zu vermehren. Sie können auch das Vermehrungsgeschäfte bis zu ihrem Tode ungehindert fortsetzen, welcher gemeiniglich im neunten oder zehnten Jahr erfolget. Indeß haben sie ein zähes Leben, stärkere Nerven und mehr natürliche Lebenskräfte, als Thiere, denen ein späteres Lebensziel gesetzet ist.

Das Kauen gehet bei den Katzen sehr langsam von statten. Sie haben so kurze, so schlecht geordnete Zähne, daß ihnen diese blos behilflich seyn können, die Speisen zu zerreißen, aber nicht, wie gewöhnlich, zu zermalmen. Daher pflegen sie auch das zarteste Fleisch am begierigsten aufzusuchen. Fische fressen sie ungemein gern, sie mögen roh seyn oder gesotten. Sie saufen oft, schlafen leicht, aber nicht so fest, als man denken sollte. Ihr Gang ist leicht, schleichend und unmerklich. Um ihren Unrath abzulegen, verbergen und entfernen sie sich, und scharren ihn allezeit mit Erde zu. Bei ihrer gewöhnlichen Reinlichkeit, bei der Trockenheit und dem Glanz ihres Balges, werden ihre Haare leicht

so elektrisch, daß man im Dunkeln helle Funken heraus sprützen siehet, wenn die Katzen gestreichelt werden. Ihre Augen funkeln im Düstern, gleich stralenden Diamanten, welche des Nachts das Licht wieder zurück werfen, dessen Stralen sie des Tages über gleichsam eingesogen haben.

Da die wilde Katze mit der zahmen Junge zeuget, hat man beide nur für einerlei Art anzusehen. Zuweilen bemerket man, daß Kater und Katzen die Häuser, wenn die Rammelzeit kömmt, verlassen, in den Wäldern die wilde Katzen auffsuchen, hernach aber wieder zu ihrer Wohnung zurück kehren: daher kömmt es auch, daß einige von unsern Hauskatzen den wilden völlig zu gleichen scheinen. Der wesentlichste Unterschied zwischen beiden läßt sich blos aus den innern Theilen erkennen. Die Gedärme sind bei der Hauskatze gemeiniglich länger, als bei der wilden. Indessen ist allemal die wilde Katze stärker und größer, als die zahme. Sie hat allezeit schwarze Lefzen, steifere Ohren, einen stärkern Schwanz und beständigere Farben.

In unsern Gegenden ist nur eine Art von wilden Katzen bekannt, und es läßt sich aus den Zeugnissen der Reisenden ziemlich sicher schließen, daß eben diese Art

fast

fast überall, ohne merkliche Abänderungen gefunden wird. Ehe noch das feste Land der neuen Welt entdeckt wurde, gab es daselbst schon wilde Katzen. Kolumbus erhielt eine von einem Jäger, die er im Holze gefangen hatte. *) Sie war von gewöhnlicher Grösse, mit graubraunem Haar bedecket, und mit einem sehr langen, starken Schwanz versehen. **) Auch in Peru ***) hat man dergleichen wilde Katzen wahrgenommen, obgleich daselbst keine Hauskatze zu sehen war. Es giebt auch dergleichen in Kanada ****), im Lande der Illineser u. s. w. In unterschiedenen Gegenden von Afrika hat man sie ebenfalls entdecket, als in Guinea a), auf der Gold-

*) S. La vie de Christophe Colomb. IIde Partie p. 167.

**) Da Kolumbus, wie man aus der Geschichte weiß, nie selbst auf das feste Land von Amerika gekommen, so kann wohl der Ausdruck des Herrn von Buffon dans le continent du nouveau monde, nicht richtig seyn. K.

***) v. Histoire des Incas. Tom. II p. 112.

****) v. Histoire de la nouvelle France, par le Pere Charlevoix Tom. III. p. 407.

a) Hist. générale des Voyages, par Mr. l'Abbé Prevost. Tom. IV. p. 230.

Goldküste, zu Madagaskar *), wo die natürlichen Einwohner des Landes auch Hauskatzen hielten; auf dem Vorgebirge der guten Hofnung **), wo, nach Kolbens Vorgeben, auch blaue oder schieferfarbige Katzen angetroffen werden, die sich auch in Asien finden.

In

*) v. Relation du François Couche à Par. 1651. p. 225.

**) v. Description du Cap de Bonne Esperance par Kolbe. p. 49. oder dessen Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung. Frf. und Leipz. 1745. 4to p. 340. Nach Hr. Kolbens Berichte sind auf diesem Vorgebirge die wilde Katzen zwar etwas größer, als die zahmen, im übrigen aber haben sie meistentheils nichts an sich, was ihnen vor den zahmen ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal ertheilte. Man findet aber daselbst auch einzelne blaue wilde Katzen, welche diesen Beinamen daher bekommen, weil alle Haare an ihnen blau sind, auch diese Farbe nach der Zubereitung des Balges noch behalten. Eine Art rother wilder Katzen erhält ihren Beinamen von einem schönen hochrothen Streif, der am Hals anfängt und über den Rücken bis an den Schwanz fortläuft. Es verlieret sich aber dieser Streif in den grauen und weißen Haaren, womit die Seiten dieses Thieres bewachsen sind. Den Balg hält man für ein Linderungsmittel in Gichtschmerzen, wenn er um das kranke Glied geleget wird. Man pflegt ihn daher auf dem Vorgebirge wegen dieser Kraft sehr hoch zu halten.

M.

„In Persien, sagt Peter della Valle *)
„giebt es eine Art von Katzen, die ei=
„gentlich der Provinz Chorasan zugehöret.
„Sie sind weder größer, noch anders ge=
„staltet, als die gemeine Katzen. Ihre
„vorzüglichste Schönheit besteht in der
„Farbe ihrer Haare, welche, ohne alle
„Beimischung anderer Flecken, durchaus
„grau, nur auf dem Rücken und am
„Kopf etwas dunkler, auf der Brust aber
„und am Bauch ein wenig heller sind,
„und hier etwas ins Weißliche fallen, und
„zwar nach einem so reizenden Uibergange
„des Dunkeln ins Helle, welchen die Ma=
„ler clair-obscur nennen, daß aus die=
„ser malerischen Mischung die vortreflich=
„ste Wirkung entstehet. Außerdem ist ihr
„Haar ungemein zart, fein, glänzend,
„weich, gelinde wie Seide, und so lang,
„daß es an einigen Orten, besonders un=
„ter dem Halse, sich ringelt, ob es gleich,
„statt aufgerichtet zu stehen, vielmehr
„dicht am Körper anliegt. Diese Thiere
„stellen unter den Katzen dasjenige vor,
„was unter den Hunden die Pudel sind.
„Der Schwanz ist ihre größte Zierde,

T 2 „weil

*) S. Voyage de Pietro della Valle Tom. V. p. 98. 99.

„weil er von ansehnlicher Länge und über=
„all mit fünf oder sechs Finger langen
„Haaren bedeckt ist. Sie strecken ihn aus
„und legen ihn, wie die Eichhörnchen,
„rückwärts dergestalt über den Leib, daß
„die aufgerichtete Spitze ein Büschelchen
„bildet. Sie sind sehr zahm, und wur=
„den durch die Portugiesen von Persien
„bis nach Indien mitgenommen.“ Pie=
tro della Valle fügt noch hinzu, er habe
vier Paar solcher Katzen, die er besessen,
mit nach Italien bringen wollen.

Diese Beschreibung zeiget sehr deutlich,
daß diese persische Katzen, der Farbe nach,
den sogenannten Kartheuserkatzen, übri=
gens aber den angorischen Katzen völlig
ähnlich, und daß also die Katzen von Cho=
rasan in Persien, die angorische Katze in
Syrien, und Kartheuserkazen, von einer=
lei Art sind, ihre Schönheit aber dem be=
sondern Einfluß des Himmelsstriches in
Syrien eben so, wie die spanische, rothe,
weiße und schwarze Katzen, mit eben so
feinem und glänzendem Haare, dieses rei=
zende Ansehen dem spanischen Himmelsstrich
zu danken haben. Uiberhaupt könnte man
sagen, das spanische und syrische Klima
wären unter allen bewohnbaren Himmels=
strichen unsrer Erdkugel diesen schönen Ab=

änderungen der Natur am günstigsten. Schöpse, Ziegen, Hunde, Katzen, Kaninchen und fast alle Thiere sind in Spanien und Syrien mit der feinsten Wolle, mit den längsten, in Ansehung der Farben aber mit den schönsten und mannigfaltigsten Haaren bekleidet. Es hat beinahe das Ansehen, als ob diese Himmelsstriche der Natur im Ganzen mehr sanfte Reize, allen Thieren aber eine schönere Gestalt ertheilten.

An der wilden Katze bemerkt man, ausser den härtern Farben, auch ein steiferes Haar, wie an den meisten andern wilden Thieren. So bald sie aber zahm gemacht und unter den Hausthieren aufgenommen worden, hat sie weit sanfter Haar, weit abwechselndere Farben derselben bekommen. In den günstigen Landstrichen von Chorasan und Syrien findet man sie durch ein längeres, feineres und dichteres Haar, durch weit angenehmere Farben desselben, noch mehr verschönert. Das Schwarze und Rothe hat sich ins Hellbraune, das Graubraune ins Aschgraue verwandelt. Bei der Vergleichung also einer wilden Katze aus unsern Gegenden mit einer Kartheuserkatze wird man gewahr, daß beide sich durch nichts weiter, als durch diesen stuffenwei-

sen Abfall der Farben, von einander unterscheiden. Da von diesen Thieren auch einige weniger, einige mehr Weiß unten am Bauch und an den Seiten haben, so braucht es, um ganz weiße Katzen mit langen Haaren zu bekommen, wie die eigentlich sogenannte angorische Katzen, weiter nichts, als in dieser schon durch den Himmelsstrich verschönerten Art diejenigen auszusuchen, welche das meiste Weiß am Bauch und an den Seiten haben. Von der Paarung solcher Katzen hat man sich völlig weiße Katzen zu versprechen, wie man durch eben dieses Mittel schon oft weiße Kaninchen, Hunde, Ziegen, Hirsche, Damhirsche u. s. f. erhalten.

Bei der spanischen Katze, als einer blossen andern Abänderung von der wilden, haben die Farben, an statt wie bei der syrischen durch einförmige Schattirungen geschwächet zu werden, sich im spanischen Landstriche vielmehr erhöhet, auch durch schärferes Absetzen mehr Lebhaftigkeit erhalten. Das Hellrothe ist ins Braunrothe, das Braune ins Schwarze, das Grau in ein vollkommnes Weiß übergegangen. Eben diese Katzen haben, als man sie nach den amerikanischen Inseln gebracht, ihre schö-

ne

ne Farben, ohne weitere Ausartung, erhalten.

„Auf den antillischen Inseln, sagt der „Pater du Tertre *), wird man eine „große Menge von Katzen gewahr, die „ohnstreitig von den Spaniern dahin gebracht worden. Die meisten sind röthlich, „schwarz und weiß bezeichnet. Unter unsern Franzosen giebt es viele, welche das „Fleisch dieser Thiere mit gutem Appetit „verzehren, hernach aber die Bälge zum „Verkauf nach Frankreich bringen. Als „wir Guadelupe noch nicht lange bewohnt „hatten, waren diese Katzen dermaßen an „die Jagd der Turteltauben, Rebhüner, „Drosseln und anderer kleinen Vögel gewöhnet, daß es ihnen gar nicht einfiel, „die Ratten auch nur des Anblickes zu „würdigen. Zuletzt, als das Wildpret „sich sparsamer zeigte, fanden sie es nöthig, den Waffenstillstand mit den Ratten aufzuheben, und ihnen offenbar den „Krieg anzukündigen u. s. w." Uiberhaupt sind die Katzen der Veränderung und Ausartung nicht so sehr unterworfen, als die Hunde, wenn sie in warme Länder gebracht werden.

 „Die

*) S. Hist. gener. des Antilles Tom. II. p. 306.

„Die europäische Katzen, sagt Bos„mann *), pflegen in Guinea sich nicht, „wie die Hunde, zu verändern, sondern „ihre Gestalt völlig beizubehalten ꝛc." In der That sind sie von beständigerer Natur, und man darf sich über die geringe Veränderungen derselben desto weniger wundern, da sie weder so vollkommen, oder so allgemein, und vielleicht auch noch nicht so lange, als die Hunde, zu den Hausthieren gehören.

Ob sich unsere Hauskatzen gleich in Ansehung der Farben von einander unterscheiden, so läßt sich doch darum nicht behaupten, daß sie auch besondere Raßen und Arten ausmacheten. Blos die Gegenden von Spanien, Syrien und Chorasan brachten beständige Abänderungen hervor, die sich daselbst erhalten haben. Allenfalls könnte man diesen auch noch den Himmelsstrich der chinesischen Provinz Pechy-ly beifügen, welche sehr langhärige Katzen mit herabhängenden Ohren nähret, die von den chinesischen Frauenspersonen viel Zuneigung genießen **).

Die-

*) S. Voyage de Guinée *p.* 243.

**) S. Hist. Gener. des Voyages par Mr. l'Abbé Prevôt. Vol. VI. p. 10. Auch in Pecking fin-

Diese Hauskatzen mit herabhängenden Ohren, von denen wir keine weitere Nachricht haben, sind ohnstreitig von der wilden Katzenart noch weiter, als die steiföhrige entfernet, obgleich alle Rassen von den wilden abstammen.

Dies mag nun genug seyn von der Geschichte sowohl der Katzen, als überhaupt aller gewöhnlichen Hausthiere. Zu den letzten gehören vorzüglich das Pferd, der Esel, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund, und die Katze. Der Kameel, Elephant, das Rennthier und andre werden zwar anderwärts auch als Hausthiere betrachtet; wir zählen sie aber darum hier nicht unter dieselben, weil sie für uns allerdings ganz fremde Thiere sind, von denen wir ehe nicht reden werden, bis wir die Geschichte aller wilden Thiere unsers Himmelsstriches geliefert haben. Darzu kömmt noch, daß die Katze, die nur gleichsam zur Hälfte als ein Hausthier zu betrachten ist, einen bequemen Uibergang von unserm Hausvieh zu den wilden Thieren ma-

finden sich dergleichen schneeweiße langhärige Katzen mit herabhängenden Ohren, worüber Neuhofs chines. Gesandschaft, Amsterd. 1669. fol. p. 347. und Dappers China p. 138. nachzulesen. M.

machet. Es wäre wohl unschicklich, unter den Hausthieren die beschwerliche Nachbarn, als Mäuse, Ratten, Maulwürfe u. s. w. mit aufzuführen, die sich zwar in unsern Häusern und Gärten aufhalten, aber deswegen eben so frei und wild als andere sind, und, anstatt sich mit Unterwürfigkeit uns zu nähern, vielmehr die Menschen fliehen und in ihren unterirdischen oder dunkeln Wohnungen, in ungestörter Freiheit, nach ihren Sitten und Gebräuchen leben.

Die Geschichte jedes bisher beschriebenen Hausthieres hat uns belehret, wie viel Einfluß die Erziehung, Pflege, Sorgfalt und Beihilfe der Menschen auf das Naturel, die Sitten und sogar auf die Gestalt der Thiere habe. Sie hat uns ferner gezeigt, daß diese Ursachen, in Verbindung mit dem Einfluße der Landesgegend, so große Veränderungen in den Arten hervorbringen, daß man das ursprügliche derselben k.um noch vor dem Zufälligen zu erkennen vermag. Gewisse einzelne Thiere werden dadurch zu einerlei Zeit und in einerlei Art einander so unähnlich, daß man sie mit Recht für ganz unterschiedene Thiere halten könnte, wenn sie nicht allemal das Vermögen beibehielten, wieder fruchtbare Junge miteinander zu

zeu=

zeugen, worin das wesentliche und einzige wahre Kennzeichen der Art bestehet.

Wir haben gesehen, daß die unterschiedene Arten dieser Hausthiere, in unterschiedenen Himmelsstrichen sich fast eben so, wie die Arten der Menschen, verhalten, und, wie diese, in kalten Ländern stärker, grösser und muthiger, in gemäßigtern gesitteter und sanftmüthiger, in allzu heißen Landstrichen aber zaghafter, schwächer und häßlicher sind. In gemäßigtern Gegenden und bei wohlgesitteten Völkern läßt sich auch allemal die größte Verschiedenheit, die stärkste Vermischung und häufigste Abänderung jeder Gattung wahrnehmen. Besonders merkwürdig ist noch der Umstand, daß man gewisse offenbare Zeichen an Thieren findet, woraus man das Alterthum des Standes ihrer Knechtschaft beurtheilen kann. Die hangende Ohren, die mancherlei Mischungen der Farben, die lange, feine Haare, sind lauter Wirkungen der Zeit oder des langwierigen Aufenthalts in den Häusern der Menschen.

Fast allen freien und wilden Thieren ist es eigen, die Ohren steif zu tragen. Beim wilden Schwein sind sie gerade in die Höhe gerichtet, beim zahmen Schwein gebo-

gen

gen und halb niederhaugend. Bei den Lappländern, amerikanischen Wilden, Hottentotten, bei den schwarzen und andern ungesitteten Völkern sieht man lauter Hunde mit aufgerichteten Ohren, da sie hingegen in Spanien, Frankreich, Engelland, in der Türkei, in Persien, in China, und allen gesitteten Ländern meistentheils mit weichen herabhängenden Ohren erscheinen.

Die Hauskatzen haben lange nicht so steife Ohren, als die wilden, und in China, einem schon von langen Zeiten her gesitteten Reiche und einem sehr gelinden Himmelsstrich, giebt es gar Hauskatzen mit herabhängenden Ohren. Eben deswegen hat man auch die angorische Ziege mit herabhängenden Ohren unter allen Ziegen für diejenige zu halten, die von ihrem natürlichen Zustande sich am allerweitesten entfernet. Diese Abänderung, welche sich in einer andern Gegend nicht erhalten haben würde, ist ohnstreitig hier aus dem so kenntlichen und allgemeinen Einfluß des syrischen Himmelsstriches und aus dem langen Aufenthalt dieses Thieres unter einem Volk entstanden, das schon so lange gesittet war. In Frankreich fallen die angorische Ziegen

we-

weder mit eben so langen, noch so stark herabhängenden Ohren, als diese Ziegen in Syrien haben. Vielleicht würden sie, nach einer gewissen Anzahl von Zeugungen, wieder eben solche Ohren und Haare, als unsre Ziegen, erhalten.

An-

Anhang

nach Anleitung des Hrn. Daubenton*).

Der äußerliche Unterschied der Katzen besteht hauptsächlich in der Farbe, in der Länge und Beschaffenheit ihres Haares. An Größe pflegen sie einander so ähnlich, als an Gestalt zu seyn. Bei den Hunden beobachtete man dagegen so viel Mannigfaltigkeit in der Größe und in den Verhältnissen ihrer Theile, daß man oft in Versuchung gerieth, sie nach dem äußern Ansehen für Thiere von unterschiedener Art zu halten. Die körperliche Verhältnisse der Katzen beweisen also zuverläßig, durch den geringen Unterschied, welcher bei ihnen statt fin-

*) Mit großer Ausführlichkeit wird von den Katzen überhaupt, von ihrer Lebensart und Eigenschaften gehandelt im Versuch einer Katzengeschichte. Frankfurt 1772. 3 $\frac{1}{2}$ B. 8vo.

M.

findet, daß diese Thiere sich lange nicht so weit, als die Hunde, von ihrem Ursprung entfernt haben.

Die Hauskatzen sind in den vornehmsten Merkmalen durchaus den wilden Katzen, als der ursprünglichen Raße gleich, man mag sie entweder nach ihrer äußern Gestalt, oder nach ihrer innern Bildung betrachten. Die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale der wilden Katze bestehen in einem etwas längern Hals, einer erhabnern Stirn, einem etwas längern und sanftern Haar als die Hauskatzen unserer Gegenden haben; denn von den angorischen weiß man, daß sie an Länge der Haare noch die wilden übertreffen, und eben aus diesem Grunde stärker und größer aussehen, als sie wirklich sind. Die Farben der Haare findet man bei allen Thieren dieser Art überein, bei den Hauskatzen zeigen sich unzählige Veränderungen, dennoch aber nur selten die eigenthümliche Farben der wilden Katzen.

Der Unterschied, welcher Naturforschern besonders merkwürdig vorkommen muß, betrift hauptsächlich die Länge der Gedärme, die bei den wilden Katzen um ein Drittheil geringer, als bei den Hauskatzen ist. Hätte man von diesem Unterschiede nur dies einzige Beispiel, so könnte man glauben,

er käme daher, weil die Hauskatzen mehr und beßere Nahrung als die wilden haben, denen es in den Wäldern oft schwer wird, so viel Nahrung zu finden, als ihre Bedürfnisse zu fordern scheinen. Allein das gemeine und siamische Schwein, die beide, wie die Katzen, zu den Hausthieren gehören, sind, in Ansehung der Länge ihrer Gedärme, völlig wie das wilde Schwein gebildet. Der Einwurf das wilde Schwein lebe öfter von Wurzeln und Erdfrüchten, als von Fleisch, und finde daher seine Nahrung leichter, als die wilde Katze, die nur von Fleisch und Blute lebet, kann durch eine dritte Beobachtung leicht beantwortet werden. Der Hund nämlich und der Wolf kommen mit einander in den meisten Stücken so genau überein, als es bei Thieren von unterschiedener Art möglich ist. Dennoch sind die Eingeweide beim Hunde nicht länger, als beim Wolfe, ob sich der Wolf gleich von lauter Fleische nähret, und nicht selten wider seinen Willen fasten muß.

Bei der Hauskatze können daher weder die Beschaffenheit, noch der Uiberfluß der Nahrung, die einzige Ursache ihrer vorzüglich langen Gedärme, in Vergleichung mit der wilden Katze, sey. Man hat also diese Länge der Gedärme vielmehr als eine

Ab-

Abänderung der Art anzusehen, die sich in den innern Theilen der Hauskatze merklicher, als in der äußern Gestalt ihres Körpers zeiget.

Die an den unterschiedenen Hunden so mannigfaltig abwechselnde Länge und Stärke der Schnauze, wird bei den Katzenarten gar nicht bemerket. Dieser Theil ist bei allen Hauskatzen eben so, wie bei den wilden gestaltet. Eben so viel Aehnlichkeit behalten sie alle unter einander in Ansehung der Ohren, des Schwanzes u. s. w. Die Gestalt und die Art, ihren Körper zu tragen, ist bei allen Katzen einerlei. Der ganze äußere Unterschied erstreckt sich weiter nicht, als auf die Farben und Länge der Haare.

Unter den europäischen Katzen lassen sich hauptsächlich nur sechs Arten unterscheiden, als:

1) Die wilde Katze,

2) Die Hauskatze mit schwarzen Lippen und Fußsohlen,

3) Die Hauskatze mit rothen Lippen,

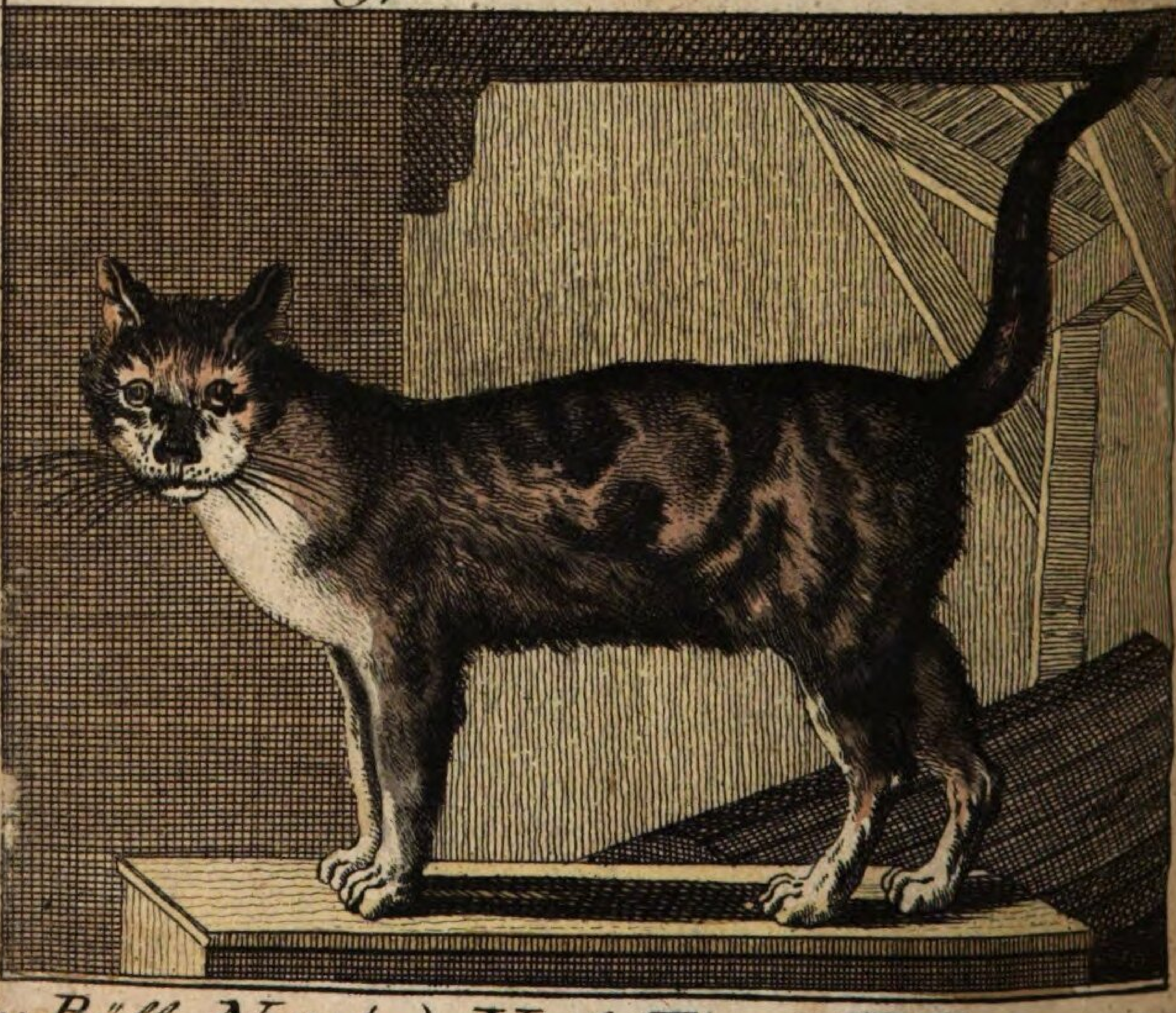
4) Die sogenannte spanische Hauskatze,

5) Die Karthäuserkatze, und

6) Diejenige, welche wir aus Angora bekommen haben.

F. 1. die Wilde Katze. Tab. XXXIX.

F. 2. die ſpanische Katze.



v. Büff. Naturh. d. Vierſ. Thiere. II T.

Besondere Beschreibung der Katzenarten.

I. Die wilde Katze *).
Tab. XXXIX. f. 1.

Das Haar der wilden Katze ist zween bis drei Zoll lang, an den Seiten des Kopfes, unter den Ohren und an den Seiten des Leibes, vornämlich in den Weichen am längsten, am kürzesten aber auf dem Kopf und an den Schenkeln. Kopf, Hals, Schultern, Rücken, Lenden, der größte Theil des Schwanzes und die äußere Sei-

*) Die wilde Katze. Catus sylvestris. Hallens Thiere I B. p. 521. Müllers Linneisches Natursystem I B. Tab. XXXI. fig. 5. Felis catus, caudâ elongata fusco annulata, corpore fasciis nigricantibus, dorsalibus longitudinalibus tribus, la-

Seite der Füße sind von einerlei Farbe, die mehr oder weniger aus falb, schwarz und weißlichem Grau gemischet ist. Denn gleich am Körper pflegt jedes Haar schwarz, am äußersten Ende weißlicht, zwischen diesen beiden Farben aber ein helles Falb sichtbar zu seyn. Hinter den Ohren befinden sich zuweilen zween falbe Flecken, und vom Wirbel des Kopfes bis nach hinten erstrecken sich mehrentheils vier schwarze schlangenförmige Streifen. Der äußere dieser Streifen geht von beiden Seiten hinter das Ohr hinunter, und verbreitet sich über die ganze Länge des Halses. Die beide mittlere Streifen laufen über den Rücken an jeder Seite eines andern Streifens von gleicher Farbe, der erst am Ende des Schwanzes aufhöret. Das Aeußerste des Schwan-

lateralibus spiralibus. *Linn.* S. Nat. XII. p. 62. n. 6. Briss. Quadrup. p. 192. Felis sylvestris, pilis ex fusco, flavicante & albido variegatis vestita, cauda annulis alternatim nigris & ex sordidè albo flavicantibus cincta. Le Chat Sauvage. Klein Quadr. *p.* 75. Catus sylvestris, ferus *vel* feralis. Eques arborum. Gesn. Quadr. p. 353. Ejusd. Icon. Quadr. *p.* 97. Rzac. H. Nat. Polon. *p.* 217. Aldrov. Quadr. digit. vid. p. 582. fig. p. 583. bona. Jonst. Quadr. p. 127. T. 72. fig. bona Charlet. Exerc. p. 21. Hebr. Züm. Span. Gato montes. M.

Schwanzes hat, ohngefähr drei Zoll weit, eine ganz schwarze Farbe. Weiter hinauf wird man drei schwarze Ringe gewahr, wovon der letzte, am wenigsten in die Augen fällt. Der übrige Theil des Schwanzes ist bis an seinen Ursprung mit andern Ringen umgeben, deren Farbe desto schwächer wird, je näher sie nach dem Körper hinkommen.

An den Füßen erblickt man Ringe von eben der Farbe. Alle diese schwarze Streifen aber sind nicht allein in Ansehung der Breite, sondern auch ihrer Stellung, bei dem einen Thier immer anders, als bei dem andern. Der Umfang des Maules ist weiß. Brust, Bauch, die innere Seite der Knie nach vornen zu, Keulen und Hinterfüße, auch das untere des Schwanzes haben eine fahle Farbe, die unter dem Halse mit weiß, auf der Brust mit grau und schwarz vermenget ist. Auf dem Unterleibe findet sich ein großes weißes Zeichen.

Die junge wilde Katzen haben überhaupt weniger von der falben, als von der weißen Farbe. In jedem Alter pflegen die Lippen und Fußsohlen schwarz zu seyn *).

*) Die wilde Katzen bewohnen die dichten Wälder, die holen Eichen und das Schilf. Wenn sie

II. Die Hauskatze,

mit schwarzen Lippen und Fußsohlen, (wie die wilde Katze.)

Unter einer Menge anderer wird man auch zuweilen Hauskatzen gewahr, die schwarze Streifen über den Körper, auch auf dem Schwanz und auf den Füßen schwarze Ringe, gleich der wilden Katze, haben. Sie sind aber nicht so falb, und es pflegt in ihren Haaren die graue Farbe zu herrschen. Man hat indessen Ursache zu glauben, daß diese von der ursprünglichen Raße der Katzen sich weniger, als die andern, entfernt haben, weil man, wie bei den

sie Beute machen wollen, legen sie sich auf die Aeste der Bäume nieder, und lauren daselbst so lange, bis ein ihrer Aufmerksamkeit würdiger Gegenstand sich ihnen darstellet. Ein Sprung, der ihnen allemal geräth, versichert sie augenblichlich ihrer gesuchten Beute. Auf diese Weise bemächtigen sie sich der Hasen, der jungen Rehe, des Federviehes, der Vögel, der Hamster, der Maulwürfe, der Mäuse u. a. m. So bald sie verfolgende Hunde wittern, fliegen sie von einem Aste zum andern mit einer so großen Behendigkeit, daß es Mühe kostet, sie mit den Augen verfolgen zu können. Man pflegt sie theils zu schießen, theils mit dem Tellereisen oder in Maderfallen zu fangen. Ihren Balg rechnet man unter das nutzbare Pelzwerk. M.

die Zahme Katze. Tab. XXXVIII.

Büff. Naturh. d. Vierf. Thiere. II. T.

den wilden Katzen, schwarze Lippen und Fußsohlen an ihnen wahrnimmt. Herr Daubenton unterscheidet sie daher von den andern Hauskatzen durch diese Schwärze der Lippen und Fußsohlen, von den eigentlichen wilden Katzen aber dadurch, daß ihr Haar bei weitem nicht so lang, als bei diesen ist, und folglich ihr Kopf und ganzer Körper, besonders aber der Schwanz, nicht so groß, als bei der wilden, zu seyn scheinet.

III. Die Hauskatze
mit rothen Lippen.
Tab. XXXVIII.

Der Hauptunterschied dieser Katzen von den vorigen besteht vornämlich darin, daß ihre Lefzen und Fußsohlen nicht schwarz, wie bei jenen, sondern roth sind. Sie haben entweder nur eine Farbe, als weiß oder schwarz, oder auch wohl eine aus weiß, grau, braun, schwarz und falb gemengte Farbe. Oft ist ein einziges Haar auf mancherlei Art gefärbet. Uiberhaupt sind die zahme Katzen mit Flecken, Wellen und Streifen so mannigfaltig bezeichnet, daß

man wohl nicht leicht zwo Katzen von gleicher Farbenmischung antreffen wird. *)

IV. Die

*) Von den äußern Theilen der Katzen ist noch folgendes anzumerken: die runde Stirn und der hintere Theil des Kopfes machen die gröste von den beiden Hälften desselben aus. Da bei den Thieren mit langen Schnauzen das Gesicht, von der Stirn bis zum Kinn gerechnet, weit länger zu seyn pfleget, als von der Stirn bis zum Hinterkopf, so ist am Katzenkopfe vielmehr das Gegentheil von diesem Verhältniß wahrzunehmen. Die sehr wenig erhabne Nase öfnet sich in sehr kleine Nasenlöcher. Die Oefnung des Mundes scheint, in Vergleichung mit den Hunden und andern Raubthieren, die lauter spitzige Zähne haben, sehr klein zu seyn; der untere Kinnbacken ist unter dem obern zurück gezogen und vorne schmal. In jedem Kinnbacken liegen vorne sechs ganz kurze Schneidezähne von gleicher Größe, auf diese folgen oben und unten zween lange, etwas gekrümmte Spitzzähne. Die acht Backenzähne, welche den obern und die sechse, welche den untern Kinnbacken einnehmen, sind insgesammt als unordentlich gewachsene Hundszähne zu betrachten. Die kleinste und einfacheste stehen am nächsten an den eigentlichen Spitzzähnen. Auf der stachlichten Oberfläche der Zunge sind allemal die Spitzen gegen den Schlund gekehret. Sie lecken mit der Zunge das Wasser, gleich den Hunden in sich, indem sie dieselbe in eine Rinne zusammen legen, und durch ihre Verkürzung das

IV. Die spanische Hauskatze.

Tab. XXXIX. fig. 2.

Die röthliche lebhafte und tiefe Farbe ist das vornehmste und vielleicht das einzige Merkmal, welches diese Katzen vor den andern unterscheidet. Sie haben aber diese Farben nicht ganz allein. Wenigstens an der Kietze, dergleichen wir auf der angeführten Tafel abgebildet, befinden sich weiße

das Getränk in den Mund bringen. Augen und Ohren sind schon oben ausführlich beschrieben. Uiber den Augen und an den Backen stehen etliche steife Haare Der Bart wendet sich mit einem Bogen nach den Leibe. Am Bauche befinden sich sechs oder auch mehrere Zitzen. Der Schwanz ist überall gleich dicke und halb so lang, als der Körper der Katze. Die Vorderfüße bestehen aus fünf, die hintern aus vier Zehen, deren sichelförmige Klauen sich einziehen und hervorstrecken lassen.

Das Wasser können sie nicht gut ertragen. Es gehört viel Zeit darzu, wenn man sie hinein geworfen, ehe sie sich wieder zu erholen vermögen. Den Vögeln stellen sie auf den Aesten der Bäume so begierig nach, als die wilde Katzen. Wenn sie eingesperret sind, vergessen sie vor Angst ihre Feindschaft wider

und schwarze Flecken unordentlich über die röthlichen ausgetheilet. Indessen leidet eben diese Vermischung bei allen Katzen dieser Art sehr viel Veränderung. Von den Katern behauptet man, keiner unter ihnen habe drei Farben zugleich, sondern man würde an ihnen blos weiß oder schwarz, mit röthlich vermischet, gewahr. Alle, die Herr Daubenton gesehen, hatten mehr nicht, als zwo Farben. Jedem spanischen Kater fehlt, ohne Ausnahme, die schwarze oder die weiße. Wünscht man sich also eine schöne spanische Katze, so fordert man eine Kietze, weil diese fast immer eine Farbe mehr, als der Kater, hat.

V. Die

die Mäuse. In Spanien, Holland und Braband werden sie verspeiset. Auf der Goldküste gehören sie unter die Leckerbissen. Ihr Fleisch gleicht am Geschmack dem Fleische der Kaninchen. Daß die Katzen sich zuweilen waschen, sieht Hr. von Linné als einen Vorbothen des Regenwetters an; der Hr. Profess. Müller aber l. cit. p. 241. hält es für eine Folge, wenn sie leimigen Brei gegessen oder bei trocknem Wetter eine staubichte Haut bekommen haben.

M.

F. 1. Karthäuserkatze. Tab. XL.

F. 2. Angorische Katze.

V. Die Karthäuserkatze.

oder aschfarbige Hauskatze.

Tab. XL. fig. 1.

Es ist schwer zu errathen, warum diese Katzen blau genennet werden, da sie von dieser Farbe gar keine Spur an sich haben. Ihr Haar ist auf dem größten Theil seiner Länge aschgrau, an der Spitze hingegen, unter dem Ende, schwärzlicht braun. Die sehr buschichte Haare liegen dicht über einander. Daher sieht man blos die graue Farbe der Spitze und unter derselben die braune. Diese Mischung von Grau und Braun unterscheidet sich blos in der Nähe. Von weitem scheinen die Karthäuserkatzen ein glänzendes Graubraun zu zeigen, und nachdem man sie von unterschiedenen Seiten ansieht, nach dem erblickt man das Graue oder das Braune, bald mehr, bald weniger.

Der Umfang der Augen und des Mundes, die Brunst und das Untertheil der Füße sind mehr grau, als braun, die Ohren, wenigstens an den Rändern, unbehaart und schwärzlich, wie die Lippen und Fuß-

Fußsohlen. Dem Herr Daubenton hat es geschienen, als wären diese Katzen in verschiedenen Altern mehr oder weniger grau. Ihm sind auch einige zu Gesicht gekommen, die einen schwärzlichen Streif über den Rücken und an den Füßen eben dergleichen, aber nur sehr leicht gezeichnete Ringe hatten.

VI. Die angorische Hauskatze *)

Tab. XL. fig. 2.

Diese Art von Katzen ist wirklich aus Angora zu uns gebracht worden. Sie scheinen viel größer, als die andern Hauskatzen, sogar größer, als die wilde Katzen, zu seyn, weil sie mit einem weit längern Haare bekleidet sind. Die meisten, welche Hr. Daubenton gesehen, waren ganz weiß, einige auch falb und braun gestreift. Die hier

*) Felis Catus β] angorensis Linn. l. c. p. 62 Felis pilis longissimis toto corpore vestita. Le Chat d' Angora. Briss. Quadr. p. 193.

M.

hier abgebildete falbe Katze von Angora hatte so kurze Füsse und so langes Haar, daß dieses vom Bauche bis an die Erde herab reichte. Durch das längste Haar wurde gleichsam eine Franze an den Seiten des Kopfes und Halses gebildet. Unter den untern Kinnbacken und vorn am Halse betrug es vier Zoll in der Länge. An den Lippen aber, an der Nase, der Stirne, den Vorder- und Hinterfüssen, war es eben so kurz, als bei andern Katzen. Unter jedem Auge befanden sich zween Bogen von tiefer falber Farbe. Mit eben dieser Farbe waren auch der Kopf, Rücken, die Seiten des Leibes, Lenden und Füße, die übrigen Theile des Leibes aber heller, gezeichnet.

Diese Katze hat einen runden Kopf, aufgerichtete Ohren, eine wohlgebildete Stirne, große, nahe beisammenstehende Augen, eine hervorragende Nase, kurze Schnauze, kleines Maul und ein eben nicht besonders in die Augen fallendes Kinn. Alle diese Züge zusammen genommen, ertheilen ihr ein leutseliges Ansehen, das nämlich von der Größe der Augen und von der Kürze der Schnauze unterstützet wird.

Die

Die Nähe der beiden Augen unter sich, am Mund und an den Nasenlöchern und ihre vorwärts gerichtete Stellung, scheinen eine Spitzfindigkeit anzuzeigen, welche durch die Gestalt der Stirne und des ganzen Kopfes, auch durch die Stellung der Ohren, mehr erhöhet wird.

Diese theils leutselige, theil spitzfindige Gesichtsbildung leidet eine sehr merkliche Veränderung, wenn die Katze zu einer heftigen Leidenschaft gereizet wird. In diesem Zustand sperret sie das Maul auf, die Augen gerathen in Feuer, sie kehrt ihre Ohren ganz nach der Seite und läßt sie herabsinken. Sie zeigt ihre Zähne, sträubet ihr Haar empor, blitzet mit den funkelnden Augen und zeigt in ihrer Gesichtsbildung eine Wildheit und eine furchtbare Wuth, welche sie durch schnelle, heftige Bewegungen, durch ein klägliches und schreckliches Geschrei noch mehr zu äußern pfleget.

Das dichte Haar der angorischen Katze bedecket die Gestalt ihres Körpers dermassen, daß man dessen Verhältnisse gar nicht unterscheiden kann. Man sieht blos einen länglichten Körper mit kurzen Füssen. Aus den Bewegungen des Thieres aber läßt sich

ab-

abnehmen, was es für gelenke, biegsame Gliedmaßen habe.

Fast alle Thiere haben auf jeder Seite der Schnauze einige lange, gerade, feste Haare, beinahe wie Schweinsborsten. Bei der Katze sind sie aber so stark und auf eine solche Art zusammengesetzet, daß man sie gemeiniglich einen Knebelbart nennet. Man findet auch noch andere an jeder Seite der Stirn, unter dem Vorderwinkel des Auges und auf jeder Seite des Kopfes, über die Ecken des Mundes hin. Die meisten pflegen weiß, die längsten etwa drei Zoll zu seyn.

Zweiter Anhang.

Von der Schädlichkeit der Katzen und der unerkannten Gefahr, die man von ihnen zu fürchten hat.

Das einzige Verdienst, welches man den Katzen eingestehen muß, schränkt sich blos auf die Fähigkeit ein, unsre Wohnungen von der überhandnehmenden Menge der Mäuse und Ratten zu befreien. Aus diesem einzigen Grunde sind sie uns gewissermaßen unentbehrliche Hausgenossen. Wie viel bei gänzlicher Abschaffung derselben die Menschen verlieren, die Mäuse hingegen gewinnen würden, läßt sich aus folgender Begebenheit erweisen.

Vor nicht langer Zeit war ein strenges Verboth an alle Hauswirthe der Insel Placida ergangen, in ihren Wohnungen Katzen zu halten, damit sich die

Fasanen, welche zum Vergnügen des Königs von Neapel geheget wurden, desto stärker vermehren könnten. Kaum war dieser Befehl zwei Jahre lang befolget worden, als die Ratten dermaßen überhand genommen hatten, daß von ihnen alles in den Häusern, Kirchen, alle Spinden und so gar die Orgelpfeifen, gänzlich zernaget wurden. Die vorräthige Nahrungsmittel der Eigenthümer selbiger Insel, die Leichname, so gar die Kinder in den Wiegen mußten endlich diesem verheerenden Schwarm zum Raube dienen. Die sämmtlichen Einwohner befanden sich in der äußersten Bedrängniß. Trostlos naheten sie sich dem Thron ihres Monarchen, warfen demüthig sich zu seinen Füßen, um sein Mitleiden zu erflehen, und ließen mit ihrer ängstlichen Bitte nicht eher nach, bis der Befehl, keine Katzen halten zu dürfen, wieder aufgehoben, und hierdurch die schwere Landplage, welche sie zu dulden gehabt, wieder von ihnen genommen war.

Wenn wir diesen einzigen Dienst ausnehmen, welchen die Katzen uns, nicht so wohl aus Zuneigung für die Menschen,

als aus eigenem Interesse und natürlichem Antriebe, leisten, und mit einem verachtenden Blick auf den lächerlichen Gebrauch, welchen die Alten aus dem Kopf, der Leber und Galle, dem Blute, Fett oder Schmalz, dem Harn, Koth und Nachgeburt der Katzen erzwingen wollten, herabsehen *), so hat man übrigens von ihrer wilden, hähmtückischen Gemüthsart tausend Uibel und Gefahren zu fürchten. Um hiervon einige Proben zu geben, wollen wir, zum Beschluß ihrer Geschichte, noch das

Schreiben eines Arztes an den Hrn. von Francheville *)

in einer getreuen Uibersetzung mittheilen

Ich nehme mir die Ehre, Ihnen meine Beobachtungen über einen wichtigen Gegenstand im gemeinen Leben mitzutheilen. Busbeck erzählet, daß der ehemalige türkische

*) S. Merkleins Thierreich p. 163. &c.

**) S. Gaz. litt. de Berlin 1768. p. 11 — 13.

kische Prophet Mahomet, als er beim Lesen sich mit einem Arm auf den Tisch gestützet, und seine Katze auf dem Aermel eingeschlafen wäre, sich, da er nach dem Tempel gehen müssen, lieber den Aermel abgeschnitten, als die Katze aus ihrem Schlaf erwecket hätte. Ohnstreitig würde Mahomed, in ähnlichen Fällen, auch heute noch getreue Nachfolger finden; denn es giebt nur allzuviele Menschen, welche die Katzen mit einer wirklichen Art von Leidenschaft lieben. Diese Katzenfreunde (Galeophiles) begnügen sich nicht damit, ihre Katzen auf den Schooß zu nehmen, sie aus der Hand fressen zu lassen, sie zu liebkosen, zu streicheln oder zu küssen; vielmehr treiben sie die Zärtlichkeit bis zur äußersten Thorheit, nehmen ihre Katzen mit ins Bette nnd lassen sie ohne Bedenken in ihren Armen ruhen. Diese thörichte Leidenschaft wird gemeiniglich von den Aeltern auf die Kinder erblich fortgepflanzet und von diesen mit gleichem Eifer unterhalten.

Ohnstreitig wissen dergleichen Katzenpatronen wenig oder gar nichts von der Gefahr, die sie von den abgöttischen Gegen-

ständen ihrer thörichten Leidenschaft zu befürchten haben. Ganz gewiß muß es ihnen unbekannt seyn, daß, nach dem einstimmigen Ausspruch vieler Aerzte, nicht allein das Gehirn der Katzen für diejenigen, welche davon essen, sondern auch der Harn, das Haar, die Klauen, die Zähne, der Athem und sogar der Blick derselben, ein wahres Gift ausmachen. Von der Schädlichkeit ihres Gehirns wird in den Ephemerid. Nat. Curiof. Dec. I. An. 3. Observ. 198. folgende Beobachtung aufbehalten: „Ein Mensch der über böse Augen „klagte, wurde von jemanden beredet, „zween Löffel voll pulverisirtes Katzengehirn „dawider einzunehmen. Er that es, ver„fiel gleich darauf in Unsinnigkeit, verlohr „auf einmal sein Gedächtniß dermaßen, „daß er die bekannteste Sache nicht mehr nen„uen konnte, und starb, ohne Hilfe, in die„sem kläglichen Zustand." — In eben diesen Schriften lieset man auch die Heilungsmethode und Gegenmittel, die Ambrosius Paräus denjenigen vorgeschrieben, die ohngefähr durch den Genuß des Katzengehirns vergiftet worden. Die Hauptsache läuft darauf hinaus, ihnen gleich ein gutes

Brech-

Brechmittel, hernach aber zu wiederholtenmalen ½ Skrupel Moschus in gutem Wein zu geben. Um seiner giftigen Eigenschaft willen bedienten sich ehemals lüderliche Mädchen desselben, um Liebestränke für diejenige Mannspersonen daraus zu bereiten, welche sie zu ihrer Liebe zwingen wollten. S. Merklein l. c. p. 104. *)

Mathioli hat schon Leute gekennt, welche nicht ruhen konnten, wenn sie nicht einige Katzen im Bette neben sich liegen hatten. Da sie eine Weile den Hauch dieser Thiere durch Einathmen in sich gezogen, hatten sie endlich an der Schwindsucht ihr Leben vor der Zeit verlieren, und ihre Thorheit mit dem Tode büssen müssen. Wenn aus dem Leibe der Katzen nicht wirklich bösartige Theilchen ausdufteten, wie sollte man die Erscheinung erklären, die eben dieser Mathioli erzählet und welche sich oftmals ereignet hat?

Als er sich in Deutschland aufhielt und mit guter Gesellschaft, zur Winterszeit, in

*) Cf. Gaz. litt. de Berlin 1771. p. 274. und 1768. p. 13.

in einem großen Zimmer speisete, hatte die Wirthin, welcher das Naturel eines ihrer damaligen Gäste schon bekannt war, in einem Kasten eine junge Katze eingesperrt, welche sie auferziehen wollte. Dieser Vorsicht ohnerachtet, fieng der Gast, welchem die Katzen von Natur zuwider waren, allmählig an die Farbe zu verändern, so blaß, wie eine Leiche zu werden, an allen Gliedern zu zittern, und zum größten Erstaunen der ganzen Gesellschaft, halb ohnmächtig auszurufen, es müsse in irgend einem Winkel des Zimmers eine Katze verborgen seyn. Die Wirthin säumte nicht, ihren kleinen Liebling aus dem Hause zu bringen, und sogleich konnte der beängstigte Gast wieder frischen Athem schöpfen. Hr. von Francheville hat in Berlin ein ähnliches Beispiel an einem Goldschmied erlebt, und uns ist selbst ein merkwürdiger Vorfall dieser Art vorgekommen, den wir im I Bande des Berl. Magaz. p. 228. rc. beschieben haben.

Außerdem weiß man, daß die Katzen für Kinder in der Wiege außerordentlich nachtheilig werden können, weil sie oft sich

auf

auf ihr Gesicht gelegt und selbige im Schlaf erstickt haben. So gar erwachsene Personen haben sich, um ihrer selbst willen, immer für diesen Thieren in Acht nehmen, weil sie von Natur eifersüchtig, rachgierig, boshaft, hähmtückisch und verrätherisch sind. Man erzählet Beispiele der Eifersucht und Rache, wofür das Mitleiden erzittern muß. Ein einziges mag zur Warnung für alle zärtliche Katzenfreunde hinreichend seyn. Es betrift einen französischen reformirten Prediger, Namens Mariette, der um der Religion willen seine Zuflucht nach Engeland nahm.

Dieser Prediger hatte seinen Wohnplatz in Kanterbury aufgeschlagen, wo er nach seiner Bequemlichkeit leben konnte, besonders da ihm der Erzbischof daselbst einen ganzen Kirchsprengel anvertrauet hatte. Ob es ihm gleich nicht untersagt war, sich zu verheirathen, war er doch nie zu einer solchen Veränderung geneigt gewesen. Sein grôstes und einziges Vergnügen war eine große Katze, die er schon zehn bis zwölf Jahr, unter beständigen Liebkosungen an sich gewöhnet hatte. Er hegte für dieses

Thier außerordentlich viel Neigung, und wenn keine Fremde bei ihm speiseten, gab er ihr auf einem besondern Teller immer dieselbe Leckerbissen, wovon er selbst speisete. Dieser gefährliche, von seinem Herrn allzu sehr verzärtelte Liebling, war zur Dankbarkeit allein Ursach am beklagenswürdigen Ende dieses Predigers. Unglücklicher Weise mußte sein Bruder, der ihn eben besuchte, einen traurigen Zeugen seines Todes abgeben. Von ihm hat man auch die Erzählung, bei seiner Zurückkunft aus Engelland, so gehöret, wie er sie mit angesehen und wie sie hier im Auszug erfolget:

Hr. Mariette hatte von seinen benachbarten Amtsbrüdern einst viele zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen. Sein Bruder war bei diesem Schmause zugegen. Die Gäste wurden vortreflich bewirthet und an einem wohl benutzten Ulberfluß von Wein ließ es der Wirth bei dieser Gelegenheit nicht fehlen. Die erwähnte Katze, der verzärtelte Liebling des Hrn Mariette, hatte die großen Anstalten zur prächtigen Bewirthung der Gäste in der Stille mit angesehen.

hen, und geglaubt, man würde ihr auf einem besondern Teller von allen Leckerbissen, eben so gewissenhaft, zu kosten geben, als sie es bisher von ihrem Herrn gewohnt war. Allein Hr. Mariette war entweder zu beschäftigt, an seinen Liebling zu denken, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, er wollte seine Schwachheit vor seiner Gäste Augen verbergen. Kurz, er begnügte sich diesmal damit, seine Katze zu rufen, und ihr ein Stückchen Hünerkeule über die Schulter zu reichen. Das eifersüchtige Thier würdigte weder diesen Leckerbissen, ihn anzuriechen, noch seinen Herrn oder einer andern Gast, sich während ihrer Mahlzeit ihnen zu nähern. Gegen vier Uhr verlies man die Tafel. Zweene von den Gästen blieben zurück, um ein wenig Mittagsruhe zu halten. Hr. Mariette's Bruder führte sie in eine Kammer, wo sie, auf seinem Bette zwo gute Stunden schliefen. Dem Hrn. Wirth gefiel es, ihrem Beispiel zu folgen.

Da Hr. Mariette sich mit seinem erzürnten Liebling allein befand, und in eben dem Zimmer, wo man gespeiset hatte, auf

einem Sofa eingeschlummert war, schien im ganzen Haus alles ruhig zu seyn. Der Bruder hatte zur Veränderung einen Spaziergang nach dem Garten gethan. In dieser stillen Zwischenzeit kam ein Bedienter des Erzbischofs von Kanterbury mit einem wichtigen Schreiben an den Prediger des Ortes. Der Bruder eilte, den Hrn. Mariette zu wecken; allein der gute Mann war in einen ununterbrechbaren Schlaf versunken, und von seinem beleidigten Liebling erdrosselt worden. Anfänglich glaubte sein Bruder, er müßte von einem plötzlichen Schlagfluß getroffen seyn. Da er also die beiden andern Prediger aufgeweckt und herbei gerufen hatte, zeigten ihm diese die schrecklichen Spuren der Katzenklauen am Halse des Erwürgten, welche ihm ein deutliches Licht von der Todesart seines Bruders aufsteckten.

Die mörderische Katze war indessen schlau genug in eben dem Zimmer zu bleiben, und sich zu stellen, als ob sie schlief. Der noch lebende Hr. Mariette kam zufälligerweise auf einen besondern Versuch, um sich mehr Gewißheit in einer so bedenklichen

lichen Sache zu verschaffen. Er bat seine beide Freunde sich zu verbergen. Er selbst band eine Schnur an den Fuß des Erwürgten, stellte sich in einen Winkel, zog an der Schnur und bewegte den Verstorbnen so natürlich, daß die betrogne Katze, die noch einiges Leben in ihrem Herrn wahrzunehmen, und ihn nicht völlig erdrosselt zu haben glaubte, noch einmal über ihn her fiel, um ihn, auf die Art, wie vorher, folgends zu erwürgen. Hr. Mariette, der nun keiner weitern Ueberzeugung bedurfte, verfolgte das grausame Thier mit seinem Degen; allein sie entkam glücklich und hat sich in diesem Hause nie wieder sehen lassen.

M.

Inhalt.

V. Naturgeschichte der Ziege. Seite 5
Anhang zur Geschichte der Ziege. 40

VI. Naturgeschichte des gemeinen, zahmen, des siamischen und wilden Schweins. 49

Anhang zur Geschichte des Schweins. 109

VII. Naturgeschichte des Hundes. 118

Erster Anhang des Herrn von Daubenton. 203

Besondere Beschreibung der Hunderaßen.

1. Hauptraßen. 213

2. Blendlingsraßen. 245

3. Doppelte Blendlinge. 252

Zweiter Anhang vom Nutzen und Schaden, den die Hunde stiften können. 260

VIII. Naturgeschichte der Katze. 276

Erster Anhang nach Anleitung des Hrn. Daubenton. 302

Besondere Beschreibung der Katzenarten. 307

Zweiter Anhang von der Schädlichkeit der Katzen. 320

Nachricht

an den Buchbinder.

Die zu diesem Bande gehörigen Kupfertafeln werden folgenden Seiten gegenüber beigeheftet:

Tab.		Seite.
13 und 14	—	5
15 und 16	—	35
17 und 18	—	49
19	—	110
20	—	195
21	—	213
22	—	216
23	—	217
24	—	222
25	—	223
26	—	226
27	—	229
28	—	230
29	—	231
30	—	234
31	—	236
32	—	237
33	—	240
34	—	238
35	—	239
36	—	242
37	—	250
38	—	311
39	—	307
40	—	315

200. f

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc <<de>>, / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, / Otto, Bernhard Christian,

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 2

Troppau 1785

H.nat. 94-3,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075177-8
VD18 80114067